Was ich erlebte.

Erster Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Erster Band.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1840.

Mein geistig einsames

Knaben- und erstes Jugendleben.



Herkunft.

Mein jüngster Bruder lebte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Fähnrich in der Festung Rendsburg. Die Offiziere der Garnison, wenigstens die jüngeren, gehörten damals im Ganzen eben nicht zu den Gebildetsten einer Armee, die durch siebzigjährigen Frieden in eine Art von starrer Unbeweglichkeit gerathen war. Mein Bruder aber, der mit lebendigem Interesse, so weit seine Bildung und seine Verhältnisse es erlaubten, an der geistigen Bewegung der damaligen Zeit Theil nahm, und sich besonders mit dem wissenschaftlichen Theile seines Fachs beschäftigte, lebte sehr einsam und zurückgezogen. Das Schicksal hatte einen jungen französischen Emigranten von einer der geschichtlich bedeutendsten Familien als Offizier nach dieser entlegenen Garnison hin verschlagen. Ich erinnere mich nicht mehr mit Sicherheit seines Namens. Er mochte in dem Umgange mit meinem Bruder mehr Unterhaltung finden, als mit den übri-

gen Offizieren der Garnison, er schloß sich an ihn an, und mein Bruder mochte auch die Gelegenheit benutzen, sich im französisch Sprechen zu üben. Dieser junge Mann unterhielt seinen Freund unablässig mit Erzählungen von den hohen Thaten, dem großen Ansehen und dem bedeutenden Reichthum seiner Familie. Viele Emigranten, so wie dieser, hielten damals die Hoffnung fest, bald wieder siegreich nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, und da die beschränkten Verhältnisse, in welchen mein Bruder damals lebte, ihm nicht verborgen bleiben konnten, so machte er ihn wohl aufmerksam darauf, wie viele Vortheile seine Bekanntschaft ihm, als einem jungen kenntnißreichen Offizier, der auch in Frankreich eine Stelle finden könnte, bringen würde, und bot ihm seine Protection für die zu erwartende Zukunft an.

Mein Bruder, der weder seine Ansichten, noch seine Hoffnungen theilte, horchte mit wohlwollender Aufmerksamkeit auf seine Erzählung. Nach einiger Zeit wünschte der junge Emigrant, daß sein Freund, den er wenigstens als einen jungen Adligen betrachtete, wenn auch nicht von einer so bedeutenden Fa-

milie, ihm etwas von seiner Herkunft mittheilen möchte. Mein Bruder versprach es, schob aber die Erfüllung des Versprechens von einer Zeit zur andern auf, bis der Freund ungeduldig ward. Endlich brachte er ihm ein blechernes Behältniß, in welchem sich ein altes Dokument auf Pergament geschrieben befand. Unten war ein blauseidnes mit Silber durchwirktes Band durchgezogen und dieses trug eine hölzerne Büchse mit einem Wachssiegel. Hier ist mein Adelsdiplom, sagte er, und der Emigrant versicherte, daß die Dokumente seiner vornehmen Familie kaum so zierlich aussähen. Er nahm es mit nach Hause, und mein Bruder überließ ihm die Entzifferung des Dokuments. Der Emigrant war in der deutschen Sprache zu unwissend, und nach einigen Tagen brachte er es meinem Bruder zurück, versichernd, er könne nicht klug daraus werden, und ersuchte ihn, es zu übersetzen. Mein Bruder übersetzte also das Dokument folgenden Inhalts:

„Allen und Jedermänniglichen, denen dieser unser offener Brieff zu lesen vorkömmt, thun kund und fügen zu wissen Wir Aeltesten und sämmtliche Meistern der Chirurgiä und Barbier-Zunft der Stadt

Wilster, Hollsteinischen Fürstenthums, daß vor uns persönlich erschienen der Ehrbare und Kunsterfahrene Meister Nicolaus Zimmermann, Unser Amts-Mit-Bruder, Glaubwürdig Zeugender, was maßen Hinrich Steffens, des vor Ehr- und Achtbahren Hinrich Steffens Bürgers und Branntwein-Brenners hieselbst Eheleiblicher Sohn, seine drei Lehrjahre vollkömmlich ausgestanden und sich gegen seinen Meister und sonsten Männiglich, als einem frommen fleißigen und Ehrbaren Lehrjungen wohl ansteht, verhalten; Und darauf mit des Lehr-Meisters guten Willen seinen Abschied genommen, also daß Er, der Meister, diesen Schein zu seinem rechten beständigen Lehr-Brieff Ihm wollte wissentlich und gerne communiciret und mitgetheilet haben. So gelanget hiermit an alle und Jede, so mit diesen unsern offenen Brieffe ersuchet werden, Unsere Jedem nach Standes Gebühr dienstfreundliche und fleißige Bitte, Sie wollen diesen allen nicht allein vollkommenen Glauben beymessen, besondern auch obgemeldeten Hinrich Steffens wegen guter Verhaltung und ausgestandener Lehrzeit zu lieben und alle mögliche Beförderung Ihme widerfahren lassen. Solche seyn wir nun einem Jeden nach Gebühr hin-

wider zu verschulden erböhtig und willig. Zur Urkund der Wahrheit haben wir diesen Brieff mit unserm Ammts-Siegel bekräfftigt, der gegeben in Wilster im Jahre nach Christi unsers einigen Erlösers und Seligmachers Gnadenreichen Gebuhrt Ein Tausend Sieben Hundert Ein und Sechzig den Sieben und Zwanzigsten Tag des Monaths Junii."

Eine noble Familie! rief der Emigrant, und es ist wohl möglich, daß eine so überraschende Entdeckung störend auf die bisherige Vertraulichkeit des Umgangs eingewirkt hat. Mein Bruder kam kurz darauf als Lieutenant nach Kopenhagen, und ich habe von einer ferneren Verbindung zwischen ihm und dem Emigranten nichts vernommen. Dieses Familien-Dokument besitze ich noch, und es ist das einzige. Es ist ein natürliches Gefühl, daß man seine Familie in Ehren zu halten sucht, und wenn auch die Handtierung meines Großvaters mir nicht die wünschenswertheste zu sein scheint, so darf man doch nicht vergessen, daß man zu seiner Zeit die allerdings furchtbaren Folgen dieses Gewerbes, die sich erst später entwickelt haben, kaum ahnete, und so darf ich ihn immer als einen redlichen und achtbaren Bürger der wohlhabenden

Stadt Wilster in der Holsteinischen Marsch betrachten und sein Andenken in Ehren halten.

Auch war sein Lebenslauf nicht so ganz einfach. Mein Urgroßvater war ein reicher Kaufmann derselben Stadt, der das Unglück hatte zu falliren. Mein Vater kannte ihn nicht, (denn er scheint vor seiner Geburt gestorben zu sein) erzählte aber, als eine Familiensage, von den Körben voll Silbergeräthe, die nach seinem Bankerott aus seinem Hause getragen wurden. Die Familie hatte ohne allen Zweifel Verwandte in Holland und in der holländischen Colonie in Südamerika; eine Vermuthung, die auch mein Vater aussprach und die später höchst wahrscheinlich geworden ist. Der nachherige Wilster Bürger, als einziges Kind des fallirten Kaufmanns, nahm daher seine Zuflucht zu seinen südamerikanischen Verwandten in Surinam, ward Faktor eines Coloniebesitzers in Berbice, heirathete dort eine Holländerin van Leuwen, ward wahrscheinlich, von den Verwandten unterstützt, selbst Coloniebesitzer, und dort ist mein Vater Henrich Steffens den 11. Februar 1744 geboren. Seine Mutter starb, und dieser Todesfall so wie die Sehnsucht nach dem Vaterlande hat wohl meinen

Großvater bewogen, noch ehe es ihm gelungen war, ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren. Daß mein Vater die Chirurgie wählte, war eben für einen emporstrebenden jungen Menschen nicht so sonderbar. Wer Lust, Eifer und Talent besaß, konnte sich von einem scheinbar geringen und kümmerlichen Anfange damals in dieser Handtierung bis zu einer sehr anständigen Stellung fortarbeiten, und zwei der ausgezeichnetsten Schriftsteller, die in der Wissenschaft sich einen bleibenden Ruf erworben haben, Callisen und Herholdt, waren Holsteiner wie mein Vater und fingen wie er an. Er zog als Compagnie-Chirurgus mit den dänischen Truppen nach Mecklenburg, als der verhängnißvolle Krieg mit Rußland auszubrechen drohte, der, wenn er wirklich stattgefunden hätte, keinen glücklichen Ausgang für Dänemark versprach. Der Friede ward geschlossen, ohne daß ein feindlicher Angriff erfolgt war. Mein Vater ging, seiner wissenschaftlichen Ausbildung wegen, nach Kopenhagen. Sein wahrscheinlich nicht bedeutendes Vermögen ward auf seine Studien verwandt, und daß er diese nicht nur auf sein Fach ausdehnte, beweist seine Bekanntschaft mit

der deutschen Literatur der damaligen Zeit, mit den Dichtern, Naturforschern und sogenannten Philosophen. Seine nicht unansehnliche Bibliothek, die alle klassischen Werke seiner Zeit enthielt und die mir in meiner Jugend so wichtig ward, enthielt die Werke der Dichter, Physiker und Philosophen neben den klassischen Schriften der Medizin und Chirurgie. Aber sie reichte nur bis in die achtziger Jahre hinaus. Von dieser Zeit an unterbrachen häusliche Sorgen seine Studien und verhinderten ihn, seine Bibliothek zu vergrößern. Er war ein sehr lebhafter geselliger und geistreicher Mann, und da er als Districts-Chirurgus mit der Berechtigung der Ausübung ärztlicher Praxis in Odsherred, einer entlegenen aber fruchtbaren Gegend, im nordöstlichen Siaelland angestellt ward, gewann er das Herz der Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers Bang, aus einer der angesehensten Familien des Landes. Er war von seiner väterlichen Gegend getrennt, sein Vater gestorben und er das einzige Kind. Von jetzt an verschwand aller Einfluß seiner Familie, und was wir Kinder von dieser und von ihren früheren Schicksalen vernahmen, klang wie fremd und seltsam. Desto

mächtiger ward der Einfluß der Familie, in welche er einverleibt war, auf unsere Kindheit und frühere Jugend.

Zwar schien es, als wenn auch dieser Einfluß verschwinden sollte, denn ein paar Jahre nach seiner Verheirathung ward er nach Stavanger in Norwegen versetzt. Er erhielt den Auftrag für diejenigen, die an der Radesyge (jener medizinisch merkwürdigen Krankheit der norwegischen Küstenbewohner, die dem Aussatz verwandt ist) litten, ein Spital einzurichten und Beobachtungen über diese verwickelte Krankheit anzustellen. Ein so ehrenvoller Auftrag beweist, welches Vertrauen man in seine Einsicht setzte; er reiste mit Frau und einem in Odsherred gebornen Kinde, meinem ältesten Bruder (eine ältere Tochter war kurz nach der Geburt gestorben) ab, und einige Monate nach der Ankunft ward ich in Stavanger geboren. Nach einem Aufenthalt von drei bis vier Jahren zog er als Regiments-Chirurgus nach Trondhiem. Von da an blieb er in dieser Stellung, ward aber nach Dänemark zurück versetzt, wo er erst in Helsingör, dann in Roeskilde, dann in Kopenhagen, wo meine Mutter starb, endlich in Rendsburg lebte und starb.

Man erlaube mir einen kurzen Ueberblick über das Schicksal meiner Familie bis auf diese Zeit.

Wir waren sechs Geschwister, vier Söhne und zwei Töchter, alle nur ein Jahr auseinander. Auch die verstorbene Schwester war nur ein Jahr älter als mein älterer Bruder. So häufige Wochenbetten, so schnell hintereinander folgend, zerstörten die Gesundheit der früher lebenslustigen und fröhlichen Mutter. Ich habe sie nur krank und fast immer bettlägerig gekannt. Unter meinen Geschwistern hatten mein ältester Bruder und meine jüngste Schwester die einfachsten Schicksale; der erste hat nie sein Vaterland verlassen. Er war Major des Ingenieur-Corps, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen und Professor der Artillerie und Landkadetten-Akademie, als er im Jahre 1817 starb, und einen Sohn und eine Tochter hinterließ. Meine jüngste Schwester ward nach dem Tode der Mutter im Hause eines Onkels in Odensee erzogen, heirathete dort einen Prediger, hat eine Menge Kinder, doch nur einen Sohn, und lebt noch. Mein ältester Bruder ist in Kopenhagen neben seiner Mutter begraben. Mein Vater ruht in Rendsburg. Ich bin der zweite Sohn, der

dritte, der nach mir folgte, war Regiments-Chirurg in Trondhiem, wie der Vater es war, starb 1807 auf einer Reise von Kiel, wo er den damaligen Regenten des Landes, den Kronprinzen aufgesucht hatte, plötzlich in Hadersleben, wo er begraben liegt. Die darauf folgende ältere Schwester ist in Trondhiem an den Bürgermeister verheirathet, und lebt noch mit einer Menge Töchter und einem Sohn. Mein jüngster Bruder endlich, nach einem höchst bewegten Leben, starb als Major und Gouverneur der dänischen Besitzungen in Afrika im Jahre 1821.

So scheint ein zerstreuendes Element von Anfang an das Schicksal der Glieder meiner Familie verfolgt zu haben. Ich schaue mit einer stillen Wehmuth auf die Reste der Lebendigen und auf die weit auseinander liegenden Gräber der Verstorbenen, t[illegible] von seinem Vaterlande getrennte, allein übrig gebliebene Bruder in einem Alter, welches weder meine Brüder noch mein Vater, noch so viel ich vermuthen kann, mein Großvater erreichten. Meine drei Brüder haben alle in den Kreisen, in welchen sie lebten, sich ausgezeichnet, sie hatten sämmtlich die Aufmerksamkeit des Königs des Landes auf sich gezogen. Ich

und zwei meiner Brüder waren verheirathet, und aus den drei Ehen entsprang nur ein Sohn, der den Namen fortpflanzen soll. Er ward in meinem Hause von seinem siebenten Jahre an erzogen und lebt jetzt als Arzt in Norwegen, seit kurzer Zeit verheirathet.

Einfach und schmucklos habe ich diesen Umriß geben wollen.

Stavanger.

Da bin ich geboren den 2. Mai 1773. In demselben Monate, etwa drei Wochen später, ward mein Freund Ludwig Tieck in Berlin und an demselben Tage Hardenberg (Novalis), dem ich in den letzten Jahren seines Lebens näher trat, in Weißenfels geboren. In meinem dritten Jahre verließen meine Eltern Stavanger und ich machte in diesen frühen Jahren die erste Seereise längs der rauhen Küste des westlichen Norwegens. Mein jüngster Bruder war kaum ein Jahr alt. Im Jahre 1794, als ich Norwegen auf einer Reise nach Bergen wiedersah, mußte das Schiff seine Zuflucht in dem südwestlichen Hafen Siriwaag suchen. Wir blieben, durch widrigen Wind

aufgehalten, acht Tage in diesem einsamen Hafen. Stavanger ist nur sechs Meilen von dort entfernt. Aber auf die Wimpel lauernd, durften wir den Hafen nicht verlassen. Ich kam seitdem meinem Geburtsorte nie so nahe.

Es ist eine eigene Empfindung, die mich mein ganzes Leben hindurch begleitet hat, einen Ort, der mich so nahe anging, nur durch die sagenhafte Mittheilung Anderer zu kennen. Man kann den Gedanken nicht aufgeben, daß in der Mitte dieser Mittheilung doch wohl eine Spur eigener Erinnerung schlummere. Es ist, als wenn ein Traumbild, eine tiefe Mythe des eignen Lebens aus einer uns völlig unbekannten und doch zugleich bekannten Welt uns entgegen träte. Der Meerbusen, an dessen Ufer zwischen nackten Felsen Stavanger liegt, die nahen Inseln, wurden mir in späteren Jahren als Schauplätze bedeutender Thaten nordischer Helden bekannt. Snorro Sturlesen, jener Herodot des Nordens, führt uns oft und in den bedeutendsten Zeiten des Reichs nach diesen Gegenden hin. Die Kirche ist eine der ältesten im Norden. Jetzt freilich hat diese Stadt eine andere Bedeutung. Wie man auf den Universitäten

halbjährig auf die wachsende Zahl der Studirenden, wie man in den Bädern auf die Badegäste, so lauern die Einwohner meines Geburtsorts auf die Heringszüge. Die Stadt ist mit Hull in lebhaftem Verkehr, den ganzen Sommer hindurch; Dampfböte mit Ladungen von frischem Lachs und Hummer gehen nach England, reiche Engländer eilen hierher, um einige Gerichte Lachs für ihre schwelgerische Tafel selbst zu angeln; mir aber schweben Häuser, nackte Felsen und Meer in nebelhafter Mischung vor der Seele und ich weiß nicht zu sondern, was sich aus eigener Erinnerung erhalten hat, was ich durch frühe Ueberlieferung innerhalb der Familie erfuhr, und was ich später erworbenen Kenntnissen verdanke.

Man wird sagen, ich solle mich darüber beruhigen, eine so frühzeitige Erinnerung finde gar nicht statt, und aus seinem dritten Jahre wisse kein Mensch sich Etwas zu erinnern. Die Frage ist nicht ohne psychologisches Interesse. Wenn das Kind seine frühesten Jahre an dem nämlichen Orte verlebt, wenn die Ereignisse innerhalb des engen Kreises der Familie, Spiele und Unterricht, sich allmälig und ruhig fortbilden, dann freilich wird das Frühere von dem

späteren zugedeckt; die Erinnerung, in ihrer Conti=
uität rückwärts schreitend, findet immer unbestimmtere
mrisse des Gesehenen, Erlebten, Gedachten. Anders
t es, wenn dieser genetische Zusammenhang unter=
:ochen wird, wenn wir in eine andere, neue, fremde
Belt versetzt werden. Sollte dann nicht die spätere
rinnerung früher Erlebtes mit einer größeren Inten=
:ät festhalten? Sollte nicht ein psychischer Instinkt,
ne Furcht der Seele, ihre Vergangenheit zu verlie=
n, der Erinnerung eine Macht ertheilen können, die
:, eingewiegt in der Sicherheit eines ruhigen Fort=
hreitens, nicht zu erhalten vermag? Ich wenigstens
n überzeugt, daß einige Bilder aus jener Zeit, die
nverwischt mich immer verfolgen, ursprünglicher und
icht abgeleiteter Art sind.

Was ich in meinem ein und zwanzigsten Jahre
lebte, mag zur Bestätigung dieser Vermuthung die=
en. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Bergen
ng ich mit einigen Freunden nach Fanoe, einem Be=
stigungsort in der Nähe der Stadt. Als wir durch den
arten hinter dem Hause hinritten, war es mir, als
äte plötzlich eine alte Erinnerung hervor. Dort, rief
), und wies nach der Ferne, wird eine Allee links

nach dem Ufer herunter laufen. Die Freunde fragten erstaunt: woher ich diese Kunde habe? Und nun erzählte ich ihnen, wie meine Eltern, in meinem dritten Jahre, auf einer Reise bei Bergen anlegten, wie eine alte Magd uns oft erzählt hatte, von einer Allee, in welcher geputzte Herren und Damen spazieren gingen, die, erstaunt über die vier Kinder, die im Alter so wenig verschieden, fast wie Vierlinge erschienen, sich viel mit uns beschäftigt hatten. Auf mich hatte diese Erzählung, ich weiß nicht wodurch, in frühen Jahren einen großen Eindruck gemacht. Die Allee mit den geputzten Männern und Frauen schwebte mir vor den Augen, ohne daß ich zu entscheiden wußte, ob es unmittelbare Erinnerung oder ein Phantasie-Bild wäre, durch die Erzählung der Magd hervorgerufen. Jetzt, fuhr ich fort, ist dieses Bild wieder aufgelebt, wie es mir so bestimmt vorschwebte. Die Erzählung hat es erhalten, nicht erzeugt.

Trondhiem.

Die Erinnerung an Trondhiem, an diese in der norwegischen Geschichte so wichtige Stadt, tritt schon bestimmter hervor. Als meine Eltern die Stadt verließen, war ich im siebenten Jahre. Allerdings verweilt das Kind mehr bei allgemeinen Eindrücken. Das Gedächtniß behält nur allgemeine Ruinen der verschwundenen Zeit, die roh und unzusammenhangend neben einander liegen. Nach einem andern mildern Lande versetzt, vermag das Kind nicht, die Ereignisse einer früheren Zeit in einer ihm immer fremder werdenden Umgebung in ihrem Zusammenhange zu behalten.

Dennoch sind mir die Umrisse der Stadt geblieben. Die Eltern wohnten, wenigstens in den letzten Jahren ihres Aufenthalts, in einer Häuserreihe, die offen nach dem felsigen Meerbusen zu lag. Uns gegenüber lag die Felseninsel Munkholmen, auf deren Spitze eine Festung, die häufig für Staatsgefangene benutzt wurde. Dort starb gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts einer der bedeutendsten Männer der dänischen Geschichte, Griffenfeld, ein armer Student, Schumacher, der, geadelt, diesen Namen erhielt,

und der jetzt noch lebende berühmte Astronom Schumacher soll von derselben Familie abstammen. Er war eine jener klassischen Gestalten der Geschichte, die in solchen bestimmten sichern Umrissen in der neuern Zeit in Europa überraschen müssen, und er würde als eine solche eine allgemeinere Bewunderung erregen, wenn nicht die inneren und genaueren geschichtlichen Verhältnisse Dänemarks selbst den berühmtesten Geschichtsforschern so unbekannt wären. Er ward nämlich nach Einführung der Souverainität im 17. Jahrhundert der dänische Gesetzgeber. Sein Gesetzbuch, wenn gleich auf frühere rechtliche Zustände basirt, konnte dennoch ein neues, in scharfer Eigenthümlichkeit hervortretendes, genannt werden. Es war kurz, einfach, alle jene störenden Entwickelungen früherer Zeiten waren abgewiesen und vermieden. Es mögen die einfacheren Verhältnisse des kleineren Landes, besonders aber die Nothwendigkeit, die rechtlichen Verhältnisse von ihren tiefen Wurzeln, der Gewalt eines übermüthigen, jetzt gestürzten Adels loszureißen, es mögen selbst die roheren Verhältnisse des rechtlichen Culturzustandes überhaupt dazu beigetragen haben, eine so schlechthin originelle Schöpfung zu fördern. Merkwürdig und be-

wunderungswerth ist sie auf jeden Fall. Sie erfordert einen mächtigen, Menschen und Verhältnisse entschieden beherrschenden Geist, einen energischen Scharfsinn, eine heldenmüthige Entschlossenheit. Griffenfeld ist insofern eine antike Gestalt, und um Dänemarks innere Geschichte zu begreifen, muß man das eigenthümliche Dasein eines solchen Mannes verstehen. Die Beschuldigungen, die ihn trafen und sein lebenslängliches Gefängniß veranlaßten, haben große Aehnlichkeit mit dem, was man dem großen Baco von Verulam vorwarf. Wie viel Neid und Verläumdung dazu beitrugen, den mächtigsten Mann nächst dem Könige im Lande zu stürzen, ist desto schwieriger zu entscheiden, da wir, nach seiner Einsperrung, nur die Zeugnisse seiner Gegner kennen.

Der Vater erzählte den Kindern Manches von diesem berühmten Gefangenen, und ich erinnere mich wohl, wie ich als Kind gar nicht den Gedanken aufgeben konnte, daß er noch da sein müßte. Die rauhe Festung, die den ganzen Gipfel des nackten Felsen bedeckte, oft in Nebel verhüllt, von brausenden Wogen umspült, verband sich so innig mit dem Dasein des großen Gefangenen, daß, wenn ich mir jetzt jene Vor-

stellungen meiner Kindheit zurückrufe, ich es zu verstehen glaube, wie jene Ansicht von dem Gebanntsein gestorbener Geister an bestimmte Orte sich hat ausbilden können.

Aber Trondhiems geschichtliche Bedeutung reicht tiefer. Hakon Jarl herrschte da, Oluf Tryggvesen überwand ihn hier und führte das Christenthum ein. Die Domkirche in Trondhiem, die Olufs-Kirche, ist die größte, geschichtlich die wichtigste, im Lande, architektonisch eine der merkwürdigsten in Europa. Hierher ward die Leiche Oluf des Heiligen gebracht. Hier wurden die alten norwegischen Könige gekrönt. Der jetzige König von Norwegen erneuerte die uralte, seit 500 Jahren verdrängte Sitte. Ich erinnere mich nicht, daß ich das Innere dieser Kirche als Kind jemals sah, wohl aber schweben mir die großen Mauern mit ihren dunklen Fenstern, die wüsten Räume, innerhalb der halb verfallenen Kirche klar vor der Seele. Nur der Chor ist noch völlig erhalten und wird benutzt. Ich erinnere mich durchaus nicht, etwas von der Bedeutung dieses Gebäudes gehört zu haben, während ich in Trondhiem lebte; aber später tauchte dieses Bild meiner Kindheit mächtig empor, als ich mit den

Kämpfen des langsam siegenden Christenthums, mit dem bedeutenden Leben Olufs des Heiligen bekannt ward.

Daß eine sorgsame dänische Mutter, die wohl kaum jemals mit der rauhen Gegend vertraut wurde, die Kinder ängstlich hütete, ist zu natürlich; so verließen wir wohl nie das elterliche Haus ohne Begleitung. Alle Kinder sind Poeten. Sind wir losgerissen von dem frühern Leben, so treibt die Phantasie ein freies Spiel mit Ereignissen und Umgebung. Und eben, weil, was in der Erinnerung bleibt, frei entstanden ist, bleibt es fortdauernd ein Gegenstand der willkürlichen Dichtung. Ich erwähne daher nicht eine Reise mit den Eltern nach Hitteren, einer großen Insel, wo ein Onkel Prediger war, wohl aber ist mir eine Erscheinung in der Erinnerung geblieben, die selten war. Die Heerschaaren der wandernden hamsterartigen Thiere, der Lemminge, erschienen in einer Gegend, in deren Nähe wir uns aufhielten, erfüllten Scheuern, Hof und Feld und setzten uns in großes Schrecken; aber der Heereszug, wahrscheinlich nur eine Abtheilung eines größern, verschwand nach wenigen Stunden.

So steht auch Trondhiem isolirt und fast mährchenhaft in meiner Erinnerung. Auch diese Stadt sah ich nie wieder.

Im Jahre 1779 ward mein Vater nach Helsingör versetzt. Die Eltern machten im December mit den zwei ältesten Knaben die Reise quer durch Norwegen. Die Magd, die, als meine Eltern heiratheten, in ihre Dienste trat, die, als mein Vater starb, ihm die Augen zudrückte, und in hohem Alter im Hause meiner jüngsten Schwester starb, hatte einen ächt dänischen Namen (Maren) und verdient wohl genannt zu werden: sie blieb in Trondhiem zurück, um dort Alles einzurichten und im Sommer die übrigen Kinder zur See nach Helsingör zu bringen. Ich erinnere mich dieser Landreise weniger. Ich saß in dem Schlitten mit einem Apotheker Bull, der die Reise mitmachte. Es war der Großvater des jetzt so berühmt gewordenen Violinisten Ole Bull. Eingepackt wie ich saß, mag ich wenig bemerkt haben. Zu den Erinnerungen, die dem Knaben am meisten geblieben, gehörte das öftere Umwerfen der Schlitten. Einmal warf er so im Dunkeln um. Wir lagen in

dem Schnee; ich mochte geschlafen haben, wache auf, und rief lustig: „das fünfte Mal.“ Ich habe oft genug nachher gehört, wie nahe es daran war, das letzte Mal zu werden. Wir reisten nämlich durch Drivdalen, ein finsteres Thal des hohen Dovre-Passes. Der Weg ging an einem Abgrund vorüber, ein Fluß schäumte in der Tiefe, die Straße neigte sich dem Abgrunde zu, durch eine hohe Felsenwand auf der andern Seite gesperrt. Hier warf der Schlitten um, und wäre er nicht gegen einen der weit auseinander stehenden Pfeiler eines morschen Geländers gefallen, so wäre von Ole Bull so wenig wie von mir die Rede gewesen.

Eine andere Scene ist mir lebhaft im Gedächtniß geblieben. Wir waren Abends in einer Schenke abgestiegen, wo die Bauern der Gegend zum Thing versammelt waren. Bei der Herbeischaffung der Pferde, zu welcher die Bauern der Gegend verpflichtet sind, mögen einige Schwierigkeiten stattgefunden haben. Mein Vater war ein jähzorniger Mann; der Herr Bull mag auch nicht zu den Geduldigen gehört haben. Es entspann sich in der mit Menschen überfüllten, spärlich erleuchteten Stube ein heftiger Streit, die Kna-

den schrien, die Männer zankten, doch schienen einige der Bauern sich der Sache der Reisenden anzunehmen. Als nun eben der Streit die gefährlichste Wendung nahm, stellten die Bauern die schreienden Knaben in das Fenster und gingen, nachdem sie diese wohlwollende Handlung verrichtet hatten, drohend dem Vater entgegen. Er hatte einen Hirschfänger gezogen; auf einmal hörte man ein durchdringendes Geschrei. In einer Ecke der Stube saß die arme, in dicke Kleider und Pelzwerk eingehüllte Mutter; durch die Reise erschöpft, durch den drohenden Auftritt erschreckt, war sie einer Ohnmacht nahe, und als sie den Stahl des Vaters glänzen sah, schrie sie laut auf. Plötzlich entstand eine Stille in der Stube, man lüftete die beschwerliche Umhüllung, die Mutter lag in tiefer Ohnmacht. Durch diesen Zustand einer kränklichen hülflosen Frau war der Starrsinn der streitsüchtigen, wahrscheinlich durch einige unüberlegte Aeußerungen der Reisenden erbitterten Bauern gebrochen. Der Streit war vorüber und der ganze drohende Auftritt endete plötzlich, wie er begonnen hatte. Die Mutter erholte sich und wir fuhren weiter.

Helsingör.
1779—1785.

Und hier fängt nun erst die zusammenhangende Geschichte meines Lebens an. Der Knabe in den frühesten Jahren lebt fortdauernd in einer sehr engen Umgebung. Die große Schaubühne, die an diese engere Umgebung sich anschließt, verschwimmt in dämmernder Unbestimmtheit. Klar liegt vor mir die erste Wohnung meiner Eltern in Helsingör. Eine kleine Nebenstraße lief nach dem Sunde zu, es war das letzte Haus am Strande, eine hohe Treppe führte zum ersten Stock; in den wüsten Räumen richteten sich die Eltern nothdürftig ein; Möbel wurden allmälig angeschafft und in die leeren Stuben vertheilt. Der Winter verging höchst traurig, die Sorgen der Einrichtung quälten die Eltern. Es wollte sich für den Vater keine hinlängliche Praxis zeigen, die Sorge der Gegenwart steigerte sich durch die ängstliche Sehnsucht, mit welcher Sinn und Gemüth der Eltern an den weit entfernten vier Kindern hingen. Der Vater war ungeduldig, wohl sogar mürrisch, die Mutter schien in stiller Traurigkeit zu vergehen. Es war hier zuerst, wo ich mich mit meiner ganzen

Seele an sie anschloß. Die beiden Knaben wurden in eine öffentliche Schule geschickt, die sowohl von Knaben als Mädchen besucht wurde. Ich war ein frühreifes Kind und schon in meinem vierten Jahre konnte ich lesen, aber es war weder die Sitte der damaligen Zeit, noch die Art meiner Eltern, den Knaben auf irgend eine Weise merken zu lassen, daß diese Fertigkeit ihm irgend einen Vorzug gebe. Glücklicherweise kam auch dieser Vorzug auf keine für mich bemerkliche Weise in der Schule zur Sprache. In einer großen Stube saßen Knaben und Mädchen vertheilt. Ein kleines dürres Männchen ließ die Kinder buchstabiren und lesen, ich saß unter denjenigen, die weit hinter mir zurück waren, und ließ mir es wohl gefallen, denn ich hatte eben nichts zu thun.

Da in der Schule Kinder aus allerlei Ständen waren, so mußten die ankommenden Knaben dem kleinen trocknen dürren Männchen, die Mädchen der größern entschiedenen herrischen Frau die Hände zeigen, ob sie rein gewaschen wären. War das nicht der Fall, so wurden die kleinen Finger zusammengepreßt und die Spitzen auf eine empfindliche Weise mit einem Lineale geschlagen. Diese Operation schien fast

die Hauptsache zu sein; denn bevor der Lehrer und seine Frau etwa funfzig Kinder untersucht, gelobt, getadelt und bestraft hatten, wobei es nicht an ausführlichen Ermahnungen fehlte, war fast die Hälfte der Schulzeit vergangen. Mir ist diese Schule sehr schädlich gewesen; nur in der letzten Zeit lernte ich ein wenig decliniren. Der Winter verging, der Frühling kam heran, die Angst der Mutter wegen der entfernten Kinder hatte den höchsten Gipfel erreicht, wir Kinder aber, aus den Stuben entlassen, genossen die Gegenwart. Vor dem Hause nach dem Strande zu war ein Fischerplatz. Netze waren ausgespannt, Böte lagen am Ufer, die Fischerfamilien, Männer, Frauen, Kinder, die die kleinen Wohnungen in der Nähe einnahmen, trieben sich da herum, die Männer bestiegen die Böte, ruderten, segelten weit weg, verschwanden vor unsern Augen und kamen mit Fischen beladen zurück. Die wilden Fischerknaben wurden unsere Spielgenossen. Die Mutter wünschte es zwar nicht, aber sie konnte es nicht verhindern; dem Vater schien es eben recht zu sein. Es war eine Zeit, in welcher die strenge äußere Erziehung etwas galt, das Leben in der Luft, das frühzeitige Baden und Schwimmen,

das ernsthafte Balgen der Knaben unter einander, ja selbst die demokratische Neigung der Kinder, den Unterschied der Stände nicht anzuerkennen, fing an herrschend zu werden; eine freiere Ansicht wollte wenigstens in den engen Kreisen der Familie sich ausbilden. Mein Vater bewunderte Rousseau, dessen Emil auch in Dänemark Aufsehen zu machen anfing. Er war eine trotzige Natur. Seine Stellung im Leben, die finanziellen Bedrängnisse, mit welchen er zu kämpfen hatte, die geselligen Zerstreuungen, in welchen er lebte, nährten einen Trotz und eine Unzufriedenheit mit seinen Verhältnissen, die immer mehr zunahmen. Die Knaben, behauptete er, müssen sich selbst helfen, ihre Streitigkeiten unter sich ausmachen. Eine Klage über körperliche Mißhandlung ward sehr selten und nur dann angenommen, wenn viel ältere einen jüngeren, wenn mehrere einen angegriffen hatten. Die Mutter ängstigte sich zwar bei dieser Art der Erziehung und theilte die Ansichten ihres Mannes keinesweges, aber sie war kränklich, meist bettlägerig, sie litt fortdauernd an den Folgen der langen Winterreise durch eine rauhe Gegend, auch war sie schon gewohnt, dem heftigen Mann in Vielem nachzugeben, und die Folgen einer

solchen Erziehung würden viel gefährlicher gewesen sein, wenn nicht eine tiefe Liebe gegen die Frau das ganze Verhältniß gemildert hätte.

Meine Mutter stammte, wie oben erwähnt, aus einer der angesehensten Familien des Landes. Sie besaß in ihrer Jugend ausgezeichnete Schönheit und war das liebste Kind ihrer Eltern. Aber die Neigung zu einem Manne ohne Vermögen, ohne bedeutende Aussichten, der sich nur durch einige persönliche Vorzüge bemerkbar machte, aber zu oft durch die Heftigkeit seines Charakters die enger Verbündeten von sich zurückstieß, verbitterte ihre Jugend, während die häufig auf einander folgenden Wochenbetten ihre Gesundheit untergruben. Die Folge davon war eine Auszehrung, von welcher sie nie genas, obgleich sie erst im funfzehnten Jahre meines Alters starb. So weit meine Erinnerung aus der Kindheit reicht, kannte ich sie nur als eine blasse, hagere, schwächliche Frau, aber die zartesten weiblichen Züge, welche ich je sah, die stillen schmerzvollen, noch nicht erloschenen Augen, voll Milde und Duldung, schweben mir noch wie heilige Träume der Jugend vor meiner Seele. Der Vater war als Arzt fast den ganzen Tag beschäftigt, die kranke, meist

bettlägerige Mutter konnte die Erziehung der Kinder nicht besorgen — ja oft mußte der lärmende Schwarm von dem Krankenlager entfernt werden. So waren wir der Aufsicht der Magd anvertraut, gegen deren Gebote die heranwachsenden Knaben sich immer mehr sträubten. Die Krankheit der Mutter, die fortdauernd verwirrte Lage des Vaters warf einen trüben Schein auf alle inneren Verhältnisse unseres häuslichen Lebens, obgleich wir nie eigentlichen Mangel litten. Dennoch war das stille Leben nicht ohne Genuß. Zwanglos trieben die Knaben sich im Wald und Feld und hier in der frühesten Zeit vorzüglich am Meeresufer herum. Wir wurden bald mit den Fischerknaben vertraut. Der amerikanische Vater war ein ausgezeichneter Schwimmer, er badete sehr häufig im kältesten Wasser; uns Knaben stellte er oft in ein Oxhoft unter einer Pumpe, und schon im April oder Mai stürzte der Strom des kältesten Wassers über die schreienden nackten Kinder. Wir mußten im Winter Schneebäder nehmen. Wenn der Schnee hoch in unserm Hofe lag, zogen wir uns nackt aus, wälzten uns in dem Schnee und eilten in die warme Stube hinein. Mein Vater warf uns als vierjährige Knaben in das Meer,

und wir mußten schwimmen, wenn wir nicht versinken wollten; ich lernte daher fast so früh schwimmen als gehen. Bei dieser Erziehung war es natürlich, daß die Fischer uns in ihre Böte mitnahmen, und ein stürmisches Wetter, wenn der eine Rand des segelnden Bootes fast unter das Wasser zu tauchen schien, während die schäumenden Wellen wüthend über das Boot schlugen, zog uns eben am meisten an. Die frühe Gewohnheit hatte alle Furcht verdrängt; denn den ganzen Sommer hindurch brachten wir viele Stunden in den Böten zu, oder schwimmend, untertauchend, spielend im Meere. Die jetzige Gewohnheit, die Kinder den ganzen Tag hindurch mit Schreiben und Lesen zu beschäftigen und dadurch für alles lebendige Lernen abzustumpfen, war noch nicht herrschend geworden; wir Knaben führten ein wahrhaft amphibisches Leben und waren mit den Tiefen des Meeres, mit den Fischen, Schnecken und Mollusken so vertraut, wie die artigen Kinder gebildeter Familien mit Hunden und Katzen. Artige Kinder im gewöhnlichen Sinne waren wir nun freilich keineswegs. Der Vater hatte nicht Zeit uns zu bestrafen, die Magd hatte den Auftrag, solche Unarten, die körperliche Züch-

tigung verdienten, genau zu vermerken; wenn nun diese sich hinlänglich angehäuft hatten, trat ein General-Gerichtstag ein; die strafwürdigen Vergehen wurden uns vorgehalten und die schmerzhafte Züchtigung fand statt. Diese hörte indeß mit dem siebenten bis achten Jahre völlig auf, und ich erinnere mich, daß meine glücklichsten Stunden die waren, wenn die Züchtigung glücklich vorüber war; sie schien mir eine Naturnothwendigkeit. So wie die Unarten sich angehäuft hatten, fühlte ich schon die Strafe, etwa wie man eine steigende Entzündung fühlt, und ich konnte mich nach dem Tage der Züchtigung, wie nach der Krise der Suppuration, sehnen.

Streitigkeiten fanden zwar auch unter uns selber statt, aber sie wurden auf die leichteste und natürlichste Weise geschlichtet. Auch mit den Fischerknaben von unserm Alter gab es Händel mancherlei Art, die doch, so viel ich mich erinnere, nie zu Thätlichkeiten ausarteten. Vielmehr wurden wir, wenn irgendwo, von diesen und ihren Eltern verzärtelt. Dieses äußere, etwas wilde Leben fand einen stillen Vereinigungspunkt in der Familie selbst. Wenn die kranke Mutter einmal vorübergehend genas, wenn sie das Haus

verlassen und an einer Landpartie Theil nehmen konnte, war in der Familie ein Festtag. Die wilden Knaben näherten sich ihr mit einer ruhigen Zärtlichkeit, und der gelindeste Verweis wirkte stärker, als die härtesten Strafen des Vaters. Einige Aufregung fand wohl auch in dem stillen häuslichen Verhältniß statt; oft glaubte sich mein Vater von der angesehenen Familie seiner Frau zurückgesetzt oder vernachläßigt; Mißverständnisse erzeugten Klagen, die, wie ich später wohl erfuhr, nicht immer gerecht waren. Uns konnten solche Verhältnisse, wenn der lebhafte Vater sich laut beklagte, nicht immer verborgen bleiben. Wir faßten sie bestimmter, aber auch einseitiger auf, je älter wir wurden, und sie erzeugten einen selbständigen, wohl auch eigensinnigen Trotz, wie er dem Reichthum und der Macht gegenüber unter solchen Umständen wohl immer zu entstehen pflegt. In einer solchen vorübergehend gereizten Stimmung konnte der Vater wohl auch die Mutter kränken, doch ward das herrschende liebevolle Verhältniß bald wieder hergestellt; sie aber war fortdauernd der Mittelpunkt der Liebe und Sorge für die ganze Familie. Ich erinnere mich, nie eine heftige Aeußerung, eine gebiete-

rische Forderung von ihr gehört zu haben, und doch soll sie, als noch Jugend, Schönheit und Gesundheit ihr Leben erheiterten, sehr heftig gewesen sein.

Ich gehörte, wie schon bemerkt, zu den frühreifen Knaben, ich fing sehr früh an, kleine Gedichte zu verfertigen und traute mir nicht wenig zu; doch traf Mehreres zusammen, wodurch die keimende Eitelkeit des Knaben gedämpft wurde. Meine Brüder galten für schönere Knaben, und obgleich ich außer dem Hause an den wildesten Spielen und Unternehmungen Theil nahm, ja zu diesen aufforderte, so zeigte sich doch von meiner frühesten Kindheit an eine Neigung zu einem zurückgezogenen träumerischen Leben. Jene lebendige innere und äußere Beweglichkeit, welche später unter meinen Landsleuten auffiel, und die sich bis jetzt noch erhalten hat — diese Quelle so vieler Freuden und Leiden mein ganzes buntes Leben hindurch, jedem, der mit mir in Verbindung trat, hinlänglich bekannt, nicht selten beschwerlich — war mir nicht in meinen frühesten Knabenjahren eigen, vielmehr zog ich mich bis fast in mein zwölftes Jahr still und grübelnd zurück; an den stilleren Spielen im Hause

nahm ich selten Theil. Man sah mich in einer Ecke sitzen, oft, wie behauptet wird, unter dem Tische mit einem Buche beschäftigt. Meine Brüder waren, wie schöner, so auch gewandter, und oft ließ man den trübseligen Knaben ganz unbeachtet. Was mich in solchen Stunden beschäftigte, kann ich kaum sagen; es war eine unbestimmte Sehnsucht, die um so natürlicher war, da dasjenige, was ich in der Schule lernte, mir unmöglich genügen konnte. Ich blieb nur kurze Zeit in jener Stadtschule. Ich und der ein Jahr jüngere Bruder besuchten die gelehrte Schule (den latinske Skole) und erwarteten von dem Eintritt in diese sehr viel. Der Lehrer der untersten Klasse wußte auch meine Neigung zu gewinnen. Es war nicht so sehr Pflichtgefühl, als eine wunderbare Ahnung, als müßte hinter dem, was mir mitgetheilt wurde und was ich lernte, etwas Verborgenes liegen, was mich zu unablässigem Fleiße trieb. Ich war auf jede Weise der fleißigste Schüler der Klasse, aber wie wenig meiner Erwartung entsprochen wurde, kann ein jeder leicht einsehen. Es wurde hier in der Klasse nichts getrieben, als lateinische Grammatik; des Eutropius Auszug aus Florus römischer Geschichte ward übersetzt.

Eine lateinische Uebersetzung von Luthers Katechismus mußten wir auswendig lernen; auch etwas Griechisch wurde, irrt sich mein Gedächtniß nicht, getrieben, doch lernten wir kaum mehr, als das griechische Alphabet kennen. Von irgend einer Art Realkenntniß war hier nicht die Rede. Geschichte ward gar nicht getrieben, nur Hübners biblische Geschichte ward eben so dem Gedächtniß anvertraut, wie der Katechismus. Irgend ein Vortrag, irgend eine Erläuterung fand gar nicht statt; was die Knaben mit dem Erlernten anfangen wollten, war ihnen selbst überlassen. Indessen hatte der Lehrer meine wärmste Liebe gewonnen, er war mir theuer, und ich weiß wohl, daß die anderthalb Jahr, die ich in seiner Klasse zubrachte, zu den heitersten meiner Kindheit gehörten. Anders verhielt es sich in der zweiten höheren Klasse, in die ich jetzt eintrat. Der Lehrer war ein trockner zurückhaltender Mensch, und war er mir unangenehm, so schien auch er gegen mich einen bestimmten Widerwillen zu äußern. In der vorigen Klasse fand für mich gar keine körperliche Züchtigung statt. Selbst wenn ich die mir aufgegebenen Pensa versäumt hatte, reichte eine kurze Erinnerung des geliebten Lehrers

hin, meinen Fleiß zu spornen. Hier war es anders. Ich erinnere mich genau, wie ich an einem Morgen, allerdings ohne Etwas von dem, was ich wissen sollte, gelernt zu haben, in die Klasse trat. Als die Reihe an mich kam, wollte ich die vertrauliche Art anwenden, die mir früher zur Gewohnheit geworden war. Ich war schon einige Wochen in der Klasse gewesen, fortdauernd fleißig und aufmerksam, und wenn der Lehrer mich auch nicht aufmunterte, so durfte er doch auch nicht tadeln. Ich gestand diesmal offenherzig, mein Pensum vernachlässigt zu haben, und versprach es morgen nachzuholen. Der Lehrer schwieg und wandte sich an meinen Nachbar. Und so vergingen die drei Schulstunden, ohne daß etwas vorfiel. Die Einrichtung des Lokals der Schulstuben hatte etwas Seltsames. Ein großes kellerhaftes niederes Gewölbe ward in der Mitte von einer kurzen plumpen Säule getragen. Durch diese Säule war das Gewölbe in vier Theile getheilt, man ging einige Stufen von dem Platz vor dem Hause herunter, eine düstere kleinere ebenfalls gewölbte Vorhalle wies rechts nach der Treppe zu dem obern Stock und führte gerade aus nach der Schule. Ward die

Thüre eröffnet, so standen links parallel und etwas von einander getrennt, zwei braun angestrichene Tische, auf beiden Seiten mit Bänken besetzt, in der Mitte ein Stuhl für den Lehrer. Rechts vor der Säule fand dieselbe Einrichtung für die zweite Klasse statt, und links hinter der Säule für die dritte. Rechts, dieser Klasse gegenüber, war der Platz leer, ein großer Ofen füllte ihn nur zum Theil aus. Die Schule fing um neun Uhr an und dauerte bis zwölf Uhr; um zehn Uhr trat ein Knabe aus der dritten Klasse (die unterste ward die erste genannt) an die Säule und rief laut aus: „hora decima sonat," dasselbe wiederholte sich um elf Uhr und man kann sich wohl denken, mit welcher Sehnsucht wir Knaben auf die letzte Ausrufung lauerten. Die zwei Stunden von neun bis elf Uhr wurden zum Ueberhören der Pensa, zum Corrigiren der Stilübungen, kurz zum eigentlichen Unterrichte gebraucht. In der letzten halben Stunde ward einem Jeden seine Aufgabe für den nächsten Tag bestimmt. Nun hatte der Lehrer der zweiten Klasse, der mir immer als ein sehr seltsamer Mensch vorschwebte, die Gewohnheit, obgleich kein Tag ohne Züchtigung vorüberging, die Ruthe erst gegen den

Schluß der Stunde durch einen der Schüler aus seiner Wohnung im ersten Stock herabholen zu lassen. Wie solche Pedanten, die die Kinder nicht zu behandeln wissen, auch ihre List nicht durchschauen, das zeigte sich auch hier. Er ließ nicht allein das Züchtigungs-Instrument herunterholen, sondern auch durch einen vertrauten Schüler verfertigen. Dieses bestand nun aus einem Bündel von Ruthen mit Bindfaden bis ans Ende zusammengebunden. Bei der Verfertigung derselben fand eine förmliche Berathung unter den Schülern statt. Man hatte ausgefunden, daß, wenn die einzelnen Ruthen gespalten waren, sie fest zusammengebunden werden konnten, ohne eine bedeutende Härte zu erhalten, und daß der Schlag dann besonders laut klatschte. Aber die Kinder übten sich zugleich, Handschläge zu ertragen, in den Freistunden benutzten sie hart zusammengedrehte Schnupftücher und schlugen sich stark und schonunglos. So war es diesem wunderlichen Lehrer gelungen, der ohne Zweifel nach bestimmten Prinzipien handelte, die Strafe selbst in ein ergötzliches Spiel für die Kinder zu verwandeln. Wie nun hierbei die Verstellungskunst auf eine traurige Weise genährt wurde, sieht ein jeder leicht

ein. Die Kinder stellten sich ängstlich, baten, flehten, schrien, und diese ganze Posse war dann ein Gegenstand des ergötzlichen Spottes, wenn die Stunde zu Ende war. Ich hatte bis dahin an diesem Treiben der Kinder keinen Antheil genommen. An diesem Tage aber forderte mich der Lehrer auf, am Schluß der Stunde mit ihm zu gehen und die verhängnißvolle Ruthe herunterzuholen. Wer diesen Auftrag erhielt, durfte voraussetzen, daß ihn keine Strafe treffen würde. Obgleich er mich also verlegen machte und überraschte, so folgte ich doch ohne Bedenken. Als ich aber mit der Ruthe herunterkam, war ich der Erste, der bestraft wurde. Es war das erste Mal, seit ich die Schule besuchte, daß mich eine körperliche Strafe traf. Es war das erste Mal, daß sich eine grenzenlose Bitterkeit in mein Gemüth pflanzte. Die Thorheit dieses Menschen hat die Axt an die Wurzel einer liebevollen Hingebung, die keine Grenzen kannte, gelegt. Diese Ruthe peitschte mich aus dem Paradiese meiner Kindheit heraus, sie beraubte mich der Unschuld eines unbedingten Vertrauens. Von diesem Augenblicke an verband ich mich mit den übrigen Schülern, nur darin von ihnen verschieden, daß ich

mich entschieden an dem Lehrer rächen wollte. Von jetzt an beschäftigte ich mich nie mit den mir ertheilten Aufgaben. Der Lehrer war genöthigt, die Züchtigung täglich zu wiederholen und zu steigern. Ich stand ihm trotzig gegenüber, weder Bitten, Ermahnungen noch Strafen vermochten das Geringste über mich. Der Lehrer beklagte sich bei meinem Vater; dieser begriff die Klage nicht, er hatte mich bis dahin nur rühmen hören, und ich war zu Hause nie fleißiger, als eben jetzt. Aber ich wußte, was ich that. Wenn ich in den Stunden zerstreut schien, hörte ich angestrengt zu, und hatte den bedeutenden Vortheil, daß ich jetzt etwa in meinem elften Jahre lernte, die Schulaufgaben selbständig zu behandeln, unabhängig von den Schulstunden. In der zweiten Klasse ward Cornelius Nepos gelesen und einige Bücher von Justinus. Die selbständige Arbeit machte mich auf den Inhalt aufmerksam. Dieser fing an, mich jetzt erst lebhaft zu interessiren. Die Art, wie das Griechische getrieben wurde, war selbst auf diese Weise für mich fruchtlos. **Golii grammatica**, eine schlechte Chrestomathie, **Schrevelii Lexicon**, als Hilfsmittel, und das griechische neue Testament beschäftigten uns. Das

bloß Grammatikalische nahm unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

So hatte ich, leider auf Unkosten der Reinheit meiner Gesinnung, durch die Behandlung des Lehrers den Vortheil, zum eigenen Studium getrieben zu werden; aber die Erbitterung des Lehrers stieg aufs Höchste. Die obere Klasse, in welcher der Rector unterrichtete, war von den übrigen abgesondert, und dieser gab das Signal zur Beendigung der Schulstunden, wenn er die Thür öffnete und durch die niederen Klassen hindurchschritt. Es war der später als philosophischer Schriftsteller bekannt gewordene Treskow. Er muß einmal unerwartet früh geschlossen haben. Die Erbitterung des Lehrers gegen mich hatte den höchsten Gipfel erreicht und der Rector öffnete eben die Thüre, um Zeuge einer empörenden Scene zu sein. Der Lehrer hatte mich bei den Haaren gefaßt, zur Erde geworfen und stieß mich mit dem Fuß. Der Rector blieb erstaunt stehen. Mein Herr, sprach er, und winkte dem erschrockenen Lehrer. Dieser war genöthigt, ihm in der größten Verwirrung zu folgen, und die Schüler feierten einen bedenklichen Triumph. Das war mit mir keineswegs der Fall; das Ueber-

raschende, durchaus Ungewöhnliche des Auftritts in der Schule hatte für mich etwas tief Aengstliches und Verhängnißvolles. Zum ersten Mal verwandelte sich der Widerwille gegen den Lehrer in eine bängliche Theilnahme. Mein Gewissen warf mir vor, daß ich meine Halsstarrigkeit bis aufs Aeußerste getrieben hatte. Die natürliche Weichheit meines Gemüths gewann die Oberhand, ich schwamm in Thränen und schlich mich nach Hause.

Daß eine Untersuchung stattfand, Verhandlungen zwischen dem Rector, dem Vater und dem Lehrer, merkte ich wohl, aber erfuhr gar nichts davon. Ich wunderte mich nicht wenig, als Alles stillschweigend vorüberging. Ich hatte harte Züchtigung und ernsthafte Zurechtweisung von meinem Vater, ja auf eine beschämende öffentliche Weise von dem Rector erwartet; auch einige Mitschüler, die mich lieb hatten, sahen einem solchen drohenden Ereigniß entgegen und bedauerten mich. Ich habe in späteren Jahren mit meinem Vater über ein Ereigniß gesprochen, welches für mich so wichtig war. Er hat mir gestanden, daß er gerathen hatte, ein vollkommnes Stillschweigen zu wählen, und erst zu prüfen, welchen Einfluß das

ganze Ereigniß auf mich haben würde. Er hatte erfahren, wie ich tief aufgeregt, in Thränen gebadet und erschüttert nach Hause gekommen wäre, und war verständig genug, einzusehen, daß es am besten war, mich meinem eigenen strafenden Gewissen zu überlassen, und er hatte Recht. Von jetzt an war ich der fleißigste Schüler der ganzen Klasse. Der Lehrer erschrak fast, als er entdeckte, mit welchem Fleiß ich gearbeitet haben müßte. Nach wenigen Tagen wurde ich zur ersten Abtheilung der Klasse befördert. Es konnte den Anschein haben, als wenn die letzte harte Bestrafung meinen Sinn gebeugt hätte, und ich ließ dies stillschweigend gelten, obgleich der Lehrer selbst einsehen mußte, daß dies keineswegs der Fall war. Nach Verlauf eines Jahres ward ich in die höhere Klasse versetzt, und erhielt nach der öffentlichen Prüfung, die dieser Versetzung voranging, eine öffentliche Belohnung. Diese bestand, wie in den Schulen gewöhnlich, in einem Buche. Ich muß hierbei eine kleine Geschichte erwähnen, die mich noch immer in der Erinnerung ergötzt. Ich habe später, als ich Treskow persönlich kennen lernte, ihn daran erinnert. Daß ich die Belohnung erhalten sollte, war mir be-

kannt gemacht. Einige Zeit verging, ich erhielt sie noch immer nicht, und meine Ungeduld stieg aufs Höchste; ich glaubte, man habe mich vergessen. Der Rector war in den Augen der Schüler der unteren Klassen in der damaligen Zeit ein erhabenes, fast mystisches Wesen. Ich hatte ihn nur immer aus der Ferne mit grenzenloser Ehrerbietung betrachtet; nur in den feierlichen Stunden der öffentlichen Prüfung, die er persönlich vornahm, war er mir nahe getreten; in der letzten hatte er mich lobend ausgezeichnet. Die Ungeduld ließ mir aber keine Ruhe; obgleich im höchsten Grade ängstlich, wagte ich es dennoch, an der verschlossenen Thüre im obern Stocke des klösterlichen Schulgebäudes, hinter welcher seine Wohnung lag, zu klingeln. Ich ward vor den Rector geführt, der mich mit Erstaunen ansah, als ich aus Aengstlichkeit trotzig und ungeschickt mit der Frage hervorstolperte: wo die versprochene Belohnung bliebe. Er streichelte mir die Backen, nachdem er nach meinem Namen gefragt hatte, tröstete mich, und gab mir die Erlaubniß, ihn zuweilen zu besuchen. Diese Erlaubniß hätte mir wichtig werden können, aber ich konnte sie nur wenig benutzen. Ich erinnere mich, ihn zwei bis drei

Mal besucht zu haben, und dieser wirklich tiefsinnige Mann, der später, selbst in seinem hohen Alter, sich mit der speculativen Richtung in Deutschland bekannt, ja vertraut zu machen wußte, verstand es, sich zu dem elf bis zwölf Jahr alten Knaben herabzulassen. Es war hier zuerst, wo etwas, einem lebendigen Geiste Aehnliches, mir aus der Geschichte entgegentrat. Es war zwar so, wie es mir mitgetheilt wurde, mehr geeignet, mich zu beunruhigen, als zu fördern. Aber diese Unruhe selbst enthielt Keime der Entwickelung, die nicht untergingen.

Wenige Tage nach dem ersten Besuch erhielt ich, als eine Belohnung des Fleißes, eine Schrift von einem Professor Hornemann in Kopenhagen, eine exegetische Untersuchung, irre ich nicht, über die Propheten Habakuk und Micha und über Pauli Briefe an die Epheser. Ich habe das Buch nie gelesen, aber es machte mir sehr große Freude. Mich ergötzte der schöne lederne Einband und die goldenen Buchstaben, die besagten, daß es eine Belohnung des Fleißes sei. Diese hatte damals einen Werth, weil sie höchst selten ausgetheilt wurde, und ich erinnere mich höchstens dreier Beispiele, so lange ich die Schule

besucht habe. Das Zweckwidrige, eine Schrift der Art, und wie ich später erfuhr, eine sehr mittelmäßige, als Prämie für Knaben zu wählen, deren Bestimmung nicht einmal ausgemacht war, ist freilich einleuchtend. Auch den anderen Knaben, die Prämien erhalten hatten, ward dasselbe Buch geschenkt. Die Wahl dieser Schrift läßt sich nur daraus erklären, daß man mehr an den Verleger und Schriftsteller, als an den Schüler gedacht hat. Schriften der Art konnten in dem kleinen Lande nur auf einen kleinen Absatz rechnen. So ward denn diese Schrift wahrscheinlich durch eine Begünstigung der Behörden an die Schulen des Landes verkauft, und den Kindern, ohne Rücksicht auf ihre zukünftige Bildung, in die Hände gespielt. Dieses wie so viel Anderes, was man zum Theil aus dem schon Erzählten erkennen mag, beweist, wie sehr die Schulen der damaligen Zeit vernachläßigt wurden.

Ich ward in eine höhere Klasse versetzt, kann aber wenig von dieser erzählen, denn wenige Wochen nachher verließ mein Vater Helsingör und ward nach Roeskilde versetzt.

Ich kehre zu dem stillen Leben der Familie zurück. Das erste Heitere, was uns in Helsingör begegnete, war die Ankunft der Magd mit den jüngern Geschwistern. Ich erinnere mich des Jubels noch sehr lebhaft, und wie meine Mutter auf eine überraschende Weise sich von der Krankheit erholte. Diese heitere Zeit ward zu mancherlei Ausfahrten in der Gegend benutzt, und ich lernte die schönen Gegenden von Fridriksborg, Hammer=Möllen, Hornbek u. s. w. kennen. Ein kleines Ereigniß muß ich noch erwähnen, es war der erste tief gefühlte Schmerz, der die Kinder traf. Denn was die Eltern quälen mochte, blieb ihnen verborgen. Ein Hund war in der Familie, älter als ich; wir empfingen ihn fast eben so jubelnd wie die Geschwister, als er von Norwegen ankam. Er war wie die Magd ein wesentlicher Theil der Familie; es war ein großer Hühnerhund, der den lebendigsten Antheil an allen unseren Spielen nahm. Nun aber befiel ihn, wahrscheinlich als Folge der schlechten Nahrung während der langen Seereise, jene widerwärtige Krankheit, die seine Gegenwart im Hause und unter den Kindern ekelhaft nicht allein, sondern selbst gefährlich machte. Der Vater fand es noth=

wendig ihn zu tödten; dem Scharfrichter mochte er ihn nicht übergeben und es ward beschlossen, daß er ertränkt werden sollte. Der Vater entschloß sich, die Fischer zu begleiten, um Zeuge zu sein, daß nichts versäumt würde, seinen Tod zu beschleunigen. Ich sehe es noch, wie der Hund lustig dem Vater folgte und mit dem Schwanze wedelnd in das Boot sprang; er begleitete ihn sonst oft auf Reisen. Die Mutter, die Magd, die Kinder blieben ängstlich, die Zurückkunft des Vaters erwartend, weinend zurück. Die kranke Mutter, die Verhältnisse des Vaters, der stille Geist innerer Vereinigung aller Glieder der Familie untereinander, machte ein jedes lebendige Wesen, welches dem engen Kreise zugehörte, Allen wichtig und theuer. Es giebt vielleicht Verhältnisse, unter welchen ein Mensch, wenn er stirbt, weniger Theilnahme, als damals dieser Hund, erregt. Wir saßen still zusammen, keiner sprach, und als der Vater weinend zurückkam, brachen wir alle in Thränen aus. Ich scheue mich nicht, dieses Ereigniß zu nennen, es war die erste gemeinschaftliche Trauer, die uns traf.

Noch habe ich dasjenige zu erwähnen, was auf jeden Fall als das Wichtigste zu betrachten ist, wäh-

rend meines Aufenthalts in Helsingör. Es war die großartige Umgebung. In der ersten obengenannten Wohnung war der Kreis, in welchem wir uns bewegten, theils durch das geringere Alter der Knaben, theils durch die Lage des Hauses, enger, beschränkter. Alles Weitere, Entferntere bewegte sich wie im dunkeln Nebel. Die Eltern bezogen aber eine andere Wohnung, die eine höchst günstige Lage hatte. Die Knaben wurden älter und allmälig schloß sich immer bedeutungsvoller der natürliche und geschichtliche Reichthum der Gegend auf.

Wenn man von Kopenhagen kömmt, entdeckt man Helsingör erst ganz in der Nähe und unter sich sieht man dann die Häuser fast wie im Meere schwimmend. Die Dächer sind, dicht an einander gedrängt, in die Länge gezogen, denn zwei Hauptstraßen, mit dem Meeresufer und unter sich parallel, (Strandgaden und Steengaden) ziehen sich fast von dem einen Ende der eigentlichen Stadt bis zum andern, von Süden nach Norden. Vom nördlichen Ende der erstgenannten Straße ragt die Brücke in das Meer hinein. Hier biegt sich das Ufer der Insel Siaelland plötzlich nach Westen, selbst mit einer Rei=

gung nach Süden, einen spitzen Winkel bildend. Der Strand, der hier in das wilde Kattegat hineinsieht, ist wie allenthalben um Helsingör herum ganz flach, und eine lange Straße bildet die Vorstadt Lappen. Sie ist als ein Fischerdorf anzusehen und der mir unbekannte neue Hafen ist da angelegt. Am Ende dieser Vorstadt liegt ein großer Garten mit dem Königlichen Lustschloß Marienlyst. Dieses liebliche Schloß ist dicht an die schroff abfallende Höhe, die Helsingör nach dem Lande zu umgiebt, angelegt. Eine breite Landstraße von diesen Höhen herunter führt nach dem zweiten Stock des Lustschlosses und erregte die Bewunderung der Knaben. Da das Schloß sehr weit von uns entfernt lag (wir wohnten nämlich in dem entgegengesetzten Ende der Stadt), so sahen wir es selten. Ein paar Mal wurden uns die Gemächer eröffnet, und die königliche Pracht trat uns Knaben, die wir uns immer nur in den gewöhnlichen, wenn auch heiteren, bürgerlichen Räumen herumtrieben, phantastisch, Traum ähnlich, wie ein Gedicht entgegen. Ein Mal in meinen früheren Knabenjahren (ich besuchte noch die Stadtschule) ward die Ankunft der verwitweten Königin, der damaligen Regentin des

Landes, erwartet. Der Schullehrer führte uns, als die dem Stande nach ansehnlichsten Kinder seiner Schule, selbst heraus.

Die Einwohner der Stadt erfüllten im bunten Gewühl den Garten. Es fing an zu dämmern; der zusammengedrängte Menschenhaufe ward ungeduldig; endlich hieß es: sie kommen an. Alles stürzte die Terrassen hinauf, denn die Königin fuhr eben vor und stieg in dem Saale, der sich im zweiten Stock öffnete, ab. Der Lehrer blieb mit uns unten und wagte sich nicht in das Gedränge. Wir standen, mit wenig Zurückgebliebenen, vor dem Portal des Schlosses und lauschten, ob wir etwas von der erhabenen Person entdecken würden. Ich war in der größten Spannung. Mir erschien eine Königin als ein wunderbares räthselhaftes Wesen, durchaus verschieden von andern Menschen. Eine unbestimmte nebelhafte Gestalt, die Alles in sich enthielt, was sich die kindische Phantasie als das Erhabenste und Würdigste dachte, schwebte mir vor, das Bild der Majestät. Sie müßte, dachte ich, größer, schöner, glänzender, als alle Menschen, die ich gesehen hatte, erscheinen. Auf einmal hieß es, die Königin wäre da. Wahr-

scheinlich wollte sie die Dämmerung noch benutzen, um in dem Garten eine Promenade zu machen, und so trat sie früher, als man erwartete, aus dem Schlosse. Der größte Haufe des Volks trieb sich noch auf den Terrassen herum. Damen traten aus dem Palast hervor; ich aber sah über sie weg, um die wunderbare Gestalt, deren Erscheinen ich erwartete, zu entdecken. In knabenhafter Ungeduld hatte ich mich von dem Lehrer losgerissen und stürzte, wie in einer Art Betäubung, auf die Damen zu. So geschah es denn, daß ich gerade die erste anrannte, indem ich immer ausrief: wo ist die Königin? Die Dame entfernte mich sacht, hob meinen Kopf in die Höhe, betrachtete und streichelte mich, der ich, selbst meinem Alter nach klein war und sprach: Sieh mich an, Knabe, ich bin die Königin. Ich weiß nicht, ob es Schreck oder Enttäuschung war, wodurch ich fast wie gelähmt dastand. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich erfuhr, wie die dichtende Phantasie durch die Wirklichkeit enttäuscht wird. Mein Lehrer, der in einer geringen Entfernung den ganzen Auftritt wahrnahm, erschrak heftig. Mit ungeschickten tiefen Bücklingen trat er hervor, um mich an sich zu reißen,

aber die Königin hielt mich fest; erkundigte sich nach meinem Namen und nach meinen Eltern, sprach den Lehrer ermuthigend an und entließ mich. Von dem Lehrer erfuhr ich nun, daß die Königin, als ich sie anrannte, sehr zornig ausgesehen habe, so daß er zitterte; darauf aber hätte sie sich gefaßt und sich milde zu mir herabgelassen.

Ich ward nun nicht allein von meinen Geschwistern, sondern auch von allen Knaben der Schule beneidet; mir aber blieb dieses Ereigniß sehr wichtig. Die Phantasie eines Knaben ist sehr beweglich. Die erste Enttäuschung verschwand bald, und der Glanz der Majestät ergoß sich nun über eine wirklich bestimmte Gestalt; aber das Ereigniß war zugleich prophetisch. Auf diese unbefangene nicht selten ungeschickte Weise trat ich oft in späteren Jahren hohen Häuptern entgegen, und behalte es in meinem Alter dankbar im Gedächtniß, wie ich von ihnen und besonders von dem Einen mir theuersten freundlich aufgenommen und in meiner Art geduldet worden bin.

Der nördliche Theil der Stadt ist mir als der imposanteste in der Erinnerung geblieben. Das wilde Kattegat lag vor uns mit seinen brausenden Wogen;

in der Nähe des Landes sah man nur Fischerböte. Und eben diese uns ungewohnte Leere, die Stille in der Nähe des Landes, während die unermeßliche bewegte Wasserfläche vor uns lag, die Schiffe, die aus dem fernen Norden erschienen, um in den Sund hinein zu laufen, oder aus diesem zum Vorschein kamen, um sich gegen Norden zu verlieren, endlich ganz in neblichter Ferne Kullen, jenes schwedische Gebirge, welches stark in den Kattegat hervorspringt, alle diese Verhältnisse stellen eine einsame stille Größe dar, die sich auffallend unterscheidet von der reichen Fülle der beschränkteren Gegend im Sunde selbst. Aber selbst auch am Lande erschien der nördliche Theil der Stadt, von den Kindern seltener besucht, fremdartiger und vornehmer. Einige Landhäuser, in Alleen liegend, von Gärten umgeben, schienen mir fast Paläste; an der Brücke lagen die ansehnlichen Gebäude des Zollamts. Hier residirten die Zollbeamten, die von allen Schiffen, die den Sund passiren, Abgaben abfordern, die einen sehr bedeutenden Theil der Staatseinkünfte ausmachen; hier endlich auf einer kühn im Kattegat hervorspringenden Landzunge liegt die Festung und das Schloß Kronburg; letzteres in der Mitte

der Festungswerke mit seinen festen grauen Wänden und Thürmen. Nur ein oder zwei Mal führte der Vater uns Knaben dorthin. Die Wälle, das drohende Geschütz, die engen Brücken, die über die Gräben führten, hatten etwas Gebietendes und Geheimnißvolles. Vor Allem aber schwebt mir der regelmäßig viereckige, von den düstern Wänden des Schlosses eingeschlossene Hof vor. In der Stadt selber war mir der Gegensatz der beiden parallel laufenden Straßen auffallend; Strandgaden mit seiner Handelsthätigkeit, Ballen, die aus den Böten ausgeladen wurden, Handelsgüter, die an den Häusern angehäuft lagen, Handlungsdiener, die aus den Häusern beschäftigt heraustretend, die Schreibfeder hinter das Ohr gelegt, die Ballen betrachtend, sich mit den Arbeitern unterhielten; in der Ferne die Schiffe, während selbst die Brücke einsam dastand, nur durch ab- und zukommende Böte belebt. Denn kein Schiff kann sich hier der Stadt nähern. Ganz anders erschien Steengaden. H[illegible] zeigte sich der lebhafte Verkehr mit den Landbewohnern, besonders nach dem südlichen Theil der Stadt zu. Täglich wurde diese Straße von mir durchschritten. Die Häuser schienen mir ansehnlich;

marktartig breitet sie sich aus gegen Norden. Das oft bedeutende Gewühl auf der Straße hatte für mich etwas sehr Anziehendes, und diese verschiedenen Richtungen des täglichen Lebens, die sich in den beiden Straßen zeigten, haben sich fast als stehende Sinnbilder für mein ganzes Leben in mir abgeprägt.

Die neue Wohnung meines Vaters hatte einen ganz anderen Charakter. Man schritt aus der Stadt durch eine ärmliche Vorstadt (Svingelen). Eine Landstraße längs dem Meeresufer, wenig belebt, lief an zwei ansehnlichen Gebäuden vorbei. Es waren Zuckerraffinerien, die damals in schwunghafter Bewegung waren. Zwischen beiden lag ein Haus, welches nach außen nicht sehr ansehnlich aussah. Eine Reihe Fenster zur gleichen Erde bildeten den untern Theil des Hauses, und eine Giebeletage ruhte auf diesem. Das Haus bestand aus Fachwerk, war aber lustig angestrichen; durch die reinlich gehaltenen Fenster sah man in zierliche und heiter geschmückte Stuben hinein; unten ging ein Saal durch das ganze Haus, mit Kronleuchtern geschmückt. Dieser blieb für gewöhnlich geschlossen und wurde nur, wenn

bedeutende Gesellschaften sich versammelten, hell erleuchtet und benutzt.

Die Lage meines Vaters hatte sich entschieden geändert. Er war der am meisten beschäftigte Arzt der wohlhabenden Stadt, und äußerte seine natürliche gesellige Neigung unbeschränkt. In seinem gastfreien Hause versammelten sich nicht selten die ansehnlichsten Einwohner der Stadt. Künstler ließen sich in dem Saale hören. Wir Kinder aber genossen diese geselligen Freuden nur aus der Ferne. Es war damals noch nicht Gebrauch, Kinder an der Gesellschaft Theil nehmen zu lassen. Von dem Hofe aus blickten wir neugierig durch die Fenster in den erleuchteten Saal hinein, sahen die Spieltische, um welche die bunte Gesellschaft vertheilt saß; sahen einzelne Personen, Männer und Frauen, vertraulich redend zwischen den Tischen und Stühlen auf und nieder gehen, und in meiner Seele bildete sich ein wunderbar phantastischer Traum von der Bedeutung solcher Gespräche. Denn eine Neigung, die sich frühzeitig äußerte und trotz vielfältiger Erfahrung selbst in meinem höhern Alter kaum verschwand, ließ mich in der Verbindung, besonders der höheren Klassen, wenn ich sie aus der

Ferne betrachtete, jederzeit etwas Tiefes, Bedeutsames, Geheimnißvolles ahnen. Wiederholt getäuscht, drängte sich in meinem Leben diese Neigung immer wieder hervor, und ich darf mich nicht darüber beklagen, denn sie gab meinem Leben, ja selbst der Wissenschaft, einen immer erneuerten Inhalt, wenn dasjenige, was ich durchschauen, begreifen, erfassen konnte, nicht selten mir leer und nüchtern vorkam. Sie hat mich verhindert, in jene Stumpfheit zu versinken, in jenes blasirte Wesen, durch welches das Leben dürr, langweilig, dem sogenannten Erfahrenen reizlos erscheint. Ich bedaure die Menschen, deren Dasein von keinem Höheren getragen wird. Dieses ist des Lebens ewig frischer, gesunder, erzeugender Urgrund, und wer ihn verloren hat, von dem muß man sagen, daß er umgeht, wie ein hohles Gespenst, seine Welt ist todt, sie ist sein Grab geworden, es schlägt kein Herz in seiner Brust. Mir war, als Kind, die Welt ein freundliches Räthsel, ein heiterer Traum, in welchem ich mich gern verlor, den ich zur Erfrischung immer wieder aufsuchte, wenn die Bestimmtheit des Begriffenen, selbst wo seine Klarheit mir Freude machte, mir dennoch wie ein Fesselndes er=

schien. Das Geheimnißvolle machte mich frei, und ich athmete frischer in dem hellen Aether des Unergründlichen.

Aber in dem ganzen Hause war die helle heitere Stube der Knaben der Ort, der die bedeutendsten Genüsse des kindlichen Lebens enthielt. Ueber den Hof sahen wir in den einfachen Gemüsegarten hinein, der bis nach dem Sunde hinunterlief, und vor uns lag nun der Sund selber, nicht selten mit mehreren hundert Fregatten, Kauffartheischiffen, Briggs, Galeassen aus allen Gegenden der ganzen Erde bedeckt.

Helsingör hatte damals keinen Hafen, alle Schiffe mußten auf der offenen Rhede ankern. Durch die Meerenge des mittelländischen Meeres mag eine viel größere Anzahl Schiffe durchgehen, aber Gibraltar und Ceuta liegen vier Meilen auseinander, und die durchgehenden Schiffe verlieren sich in diesen weiten Räumen. Der Sund ist nur eine halbe Meile breit, nach Schweden zu seicht, so daß die durchgehenden Schiffe genöthigt sind, sich näher an das sianländische Ufer zu halten. Hier, nicht dicht gedrängt, wie in den großen Häfen von Bordeaux und Marseille, oder auf der Themse bei London, auf der Elbe bei Hamburg, vielmehr in freien

Räumen ankernd, liegen sie da. Jenseit erheben sich die hohen Ufer der schwedischen Küste. Gegen Südwesten liegt frei und stolz die Insel Hween, jener berühmte Sitz des unsterblichen Tycho Brahe mit den Ruinen des Schlosses und des Observatoriums Uranienburg.

Ein schöner ruhiger Sommertag schenkte uns von unsern Fenstern aus einen reizenden Anblick. Die Sonne erhob sich des Morgens über die schwedischen Hügel; Helsingborg lag dann, obwohl die Häuser erkennbar, doch im Dunkeln. Die Sonne spielte auf den leicht bewegten Wellen; gerade vor uns ankerte in majestätischer Ruhe die Königliche Fregatte, als Wachtschiff, die Masten ragten stolz in die Höhe, der lange schmale Wimpel hing von dem mittlern größten Mast herunter; die dänische Flagge fiel in Falten um die Stange. Wir erkannten die Matrosen, die sich auf dem Verdeck bewegten. Rund um dieses Wachtschiff herum lagen Schiffe jeder Größe und aller Völker; eben so ruhig auf der wenig bewegten Wasserfläche; der durchsichtige Morgenduft warf einen leichten Schleier über das Ganze. Allmählig regte sich auf allen Schiffen Mannschaft, es war eine Stille,

eine verhängnißvolle Ruhe, die das mannigfaltigste Leben zauberhaft festhielt und band. Dann tönten von allen Schiffen die Morgenglocken und mitten drin ließ sich der Kanonendonner der Königlichen Fregatte als Morgengruß hören. Wir sahen den Blitz früher, als wir den Schuß hörten; der Rauch drängte sich hervor, bog sich theilweise in kreisförmigen Ringen, die sich oft verlängerten und krümmten, ohne zu zerreißen, indem sie in der Luft fortgetrieben wurden. Es war etwas so Großartiges und doch so Anmuthiges, etwas so Stilles und doch so mannigfach Bewegtes, eine solche Einheit und doch zugleich eine solche Fülle; es war wie ein Morgen der Völker, der aufging und auf den sonnenbeglänzten Wellen ein heiteres Spiel trieb. Jedes Mal, wenn ich später die Sonne heiter aufgehen sah von Hügeln über eine flache Gegend, vom hohen Gebirg über ganze Landschaften, war es mir, als entdeckte ich die Schiffe mit ihren Masten in dem Morgennebel, ich glaubte die Glocken zu hören, ich lauerte auf den Schuß.

Den Tag über war Alles auf den Schiffen beweglich, Böte kamen und gingen, und wenn wir, nach der Schule gehend, durch die Stadt wanderten, sahen

wir die fremden Reisenden, Franzosen, Engländer, Russen, Spanier, Portugiesen, Nord- und Südamerikaner, die, während die Schiffe vorübergehend auf der Rhede verweilten, die Stadt nur auf kurze Zeit besuchten. Auf der Rhede kamen und gingen die Schiffe, je nachdem der herrschende Wind es erlaubte. Durch mäßigen Wind fortgetrieben, ganz mit schwellenden Seegeln bedeckt, traten die Schiffe bei Hveen hervor und näherten sich immer mehr und mehr dem Sunde, während andere Schiffe die Anker lichteten — nicht selten hörten wir das taktvolle Schreien der Mannschaft — die Segel wurden ausgespannt, die Schiffe setzten sich in Bewegung und verschwanden nach dem Kattegat zu. Einige Male, wenn auch nicht häufig, gingen mächtige große Kriegsschiffe vorbei; kleine Escadren, russische, schwedische, dänische, englische, sehr selten französische. Die Königliche Fregatte, die als Wachtschiff uns imponirte, erschien dann neben den mächtigen Zwei- und Dreideckern unbedeutend und klein. Wenn sie aus dem Kattegat erschienen, oder nach Norden segelnd, die Festung vorbei passirten, ward diese mit Kanonenschüssen begrüßt, und die Festung antwortete auf dieselbe Weise. So

bewegten sich die Völker durch würdige Repräsentanten vor unsern Augen und erschienen handeltreibend, selten kriegerisch.

Gegen Abend bei der sinkenden Sonne glänzte Hveen in hellem Sonnenlichte. Die schwedische Küste lag vor uns; wir konnten die Häuser in dem dicht am Ufer liegenden Helsingborg unterscheiden, durch mäßige Fernröhre die Fenster zählen; die Sonne vergoldete die Spitzen der Masten, und während sie sank, ließen sich die Abendglocken auf den Schiffen hören, der Kanonenschuß, als Abendgruß, erscholl von der Königlichen Fregatte, der Rauch wirbelte über die Meeresfläche und Alles versank in Dunkelheit und Ruhe. Es geschah wohl, daß durch conträren Wind, der lange anhielt, mehrere hundert Schiffe sich anhäuften. Wenn dieser sich nun änderte und günstig ward, entstand auf allen diesen Schiffen eine lebhafte Bewegung. Nach wenigen Augenblicken waren die Tausende von Masten mit schwellenden Segeln belastet, und im gedrängten Gewimmel segelte die mächtige Flotte ab und verlor sich in der Ferne. Plötzlich war dann der eben belebte Sund von allen Schiffen entblößt, das Wasser bewegte sich in ruhiger Einsamkeit.

Ein oder ein Paar Schiffe, die auf der weiten Fläche zurückblieben, ließen die plötzlich eintretende Stille erst recht wahrnehmen.

Wir Knaben hatten auf der Stube eine Flaggenkarte. Bei einer so lebhaften Aufforderung waren uns diese Flaggen, und selbst die öfter wechselnden derselben Nation, bald bekannt. Aber bald wetteiferten wir darin, die Schiffe verschiedener Völker aus dem bloßen Bau ohne Hülfe der Flagge zu erkennen, so wie aus der weiten Ferne die Gattung der Schiffe zu unterscheiden. So lebten wir in lebhafter Verbindung mit allen Handelsstädten der ganzen Erde. Landkarten lagen auf den Tischen umher, und wenn wir erkannt hatten, zu welchem Volke das Schiff gehörte, verfolgten wir den Weg, den es gehen mußte, wenn es nach der Ostsee segelte oder wieder heimkehrte. Während ich in der Schule die neun Kreise Deutschlands und die Unzahl von Churfürsten-, Herzog- und Bisthümern, Grafschaften und freien Ritterschaften mit Mühe im Gedächtniß zu behalten suchte, ohne daß es mir jemals gelang, versetzte die lebendige Phantasie mich hier in die verschiedensten Gegenden der Erde. Ich lebte in den Handelsstädten, ich besuchte alle Kü-

sten, ich sah das Gedränge der Schiffe in den Häfen, ich durchschnitt mit den segelnden Schiffen das Meer, und daß unter solchen Verhältnissen Reisebeschreibungen in den freien Stunden unsere Hauptlectüre ausmachten, war natürlich. Wenn ein aufgeweckter Knabe in London oder Paris frühzeitig einen Blick in die bunten Verhältnisse werfen mag und in jungen Jahren in dieser Hinsicht schon gewitzigt erscheint; wenn in südlichen Gegenden eine üppige glühende Natur das Kind in seine betäubende Mitte hineinzieht; wenn in Rom die Kunst und die Erinnerung an eine große verschwundene Vergangenheit einen tiefen Eindruck auf einen begabten Knaben machen muß: so trat mir hier das mannigfaltigste Bild der lebendigsten Gegenwart aller Völker entgegen; nahe genug, um bestimmt erkannt und unterschieden, entfernt genug, um nicht in einem kleinen Maaßstabe aufgefaßt zu werden. Ein jedes Schiff hat seine eigenthümliche Geschichte, sein besonderes Geschick. Es ist ein eigenes, belebtes Wesen, und die Personen, die es bewohnen, die es leiten und bewegen, verwandeln sich in Ein Individuum. Dieses fliegt von Ort zu Ort; in den Häfen ruhend, theilen

sich die Personen: eine innere Unruhe der Zerstreuung ergreift das größere Individuum; wie der Mensch selbst, wird es von den bunten wechselnden Gegenständen einer ihm neuen Welt ergriffen, die aus mehreren von einander getrennten Seelen zu bestehen scheint, die, hierhin und dorthin gelockt, von den verschiedenen Begierden gefangen sind, die keinen Mittelpunkt zu finden vermögen. Wird nun die Seele der Seelen zur That aufgefordert, zur Einheit gemeinschaftlicher Anstrengung, dann verschwindet die Zerstreuung und das Zersplitterte geht in der Einheit des Individuums auf.

Zuweilen war es uns vergönnt, dieses oder jenes Schiff zu besteigen. Wir erfuhren, wo es herkam und wo es hinging; wir waren bald mit allen Räumen des Schiffs bekannt; wir lernten die Masten, das Takelwerk, die Segel kennen und machten uns die technischen Ausdrücke eigen. Daß solche Schiffe für uns ein besonderes Interesse hatten, versteht sich von selbst. Wir hatten mit der Mannschaft mehrerer, die länger auf der Rhede blieben, Bekanntschaft gemacht. Die Theilnahme der lebhaften Knaben an Allem, was sie sahen und hörten, erweckte die Neigung der Mann=

schaft, und ich weiß wohl, daß ich mit der heftigsten Begierde einen vertraulichen Umgang mit diesen Menschen, die so plötzlich erschienen waren und so bald wieder verschwinden sollten, herbeizuführen suchte. Es gelang mir nicht selten. Mit diesen Menschen nun segelte ich fort; sie begleitete ich auf ihrer ganzen Fahrt, wo sie landen, welche Häfen sie besuchen würden, suchte ich genau zu erforschen. Die Natur ihrer Ladungen blieb mir nicht unbekannt; wo diese abgesetzt werden sollten, gegen welche Waare sie vertauscht wurden, erschien mir wichtig, und ich merkte mir, was gesagt wurde, äußerst genau. So entstand ein immer lebendigeres Bild von dem Handelsverkehr, der alle Länder der Erde mit einander verbindet, eine lebhafte dichterische Vorstellung von der Art und Weise, wie die verschiedenen Bedürfnisse sich durchkreuzen, in großen, ich darf sagen, kühnen und freien Umrissen, ohne jene kleinen beschränkenden eigennützigen Rücksichten, die, erkannt, den großen freien Blick verdüstern, ja zerstören müßten. Besonders war es uns wichtig, genauere Bekanntschaft mit den Schiffen der ostindischen Compagnie zu machen. Gewöhnlich erwarteten wir ihre Ankunft, die schon durch das Gerücht ange-

kündigt war, mit großer Ungeduld. Wir ließen dem Vater keine Ruhe, oder wandten uns zudringlich an die Freunde des Hauses, um, wenn es möglich war, diese Schiffe zu besuchen. Es gelang uns wenigstens, wie ich mich erinnere, ein Mal, und wir wußten schnell und mit dem den Kindern eigenen Instinkt, den mittheilsamsten und freundlichsten Mann zu entdecken, um zu erfahren, ob das Schiff von der dänischen Besitzung Friedrichs Nagor bei Calcutta, oder von Trankebar bei Madras, oder von Canton kam; dann mußten sie uns ausführlich von der Pracht der mächtigen Hauptstadt der ostindischen Compagnie erzählen, von den Wundern der Gegend, von den seltsamen Thieren, von den räthselhaften Bewohnern, und wenn sie auch, um die Aufmerksamkeit der Knaben zu fesseln, Manches erdichten mochten, so hörten wir doch treuherzig zu, und was einem Reisenden in fernen Landen und auf dem weiten Ocean begegnen kann, erfuhren wir unmittelbar aus dem Munde derer, die es selbst erlebt hatten. Ich erinnere mich noch aus diesen Mittheilungen an Manches, besonders an eben dieses, daß ich bald aus dem Tone der Erzählung lernte, das wirklich Erlebte von dem Erdichteten zu unterscheiden.

Gefahren, die sie überstanden hatten, Stürme, mit welchen sie gekämpft, schwebten mir vor, als hätte ich sie selbst erlebt, und die größeren bedenklichen Ereignisse des Lebens traten gewaltsam in das stille Treiben des Familienkreises hinein. Auch Schiffermährchen mancherlei Art wurden mir bekannt, und obgleich meine ganze Erziehung den unbedingten Glauben an dergleichen vernichtet hatte, ruhte doch ein poetisches Element in dem Innersten meiner Seele, durch welches ich mit Gewalt in eine wunderbare Welt hineingezogen wurde, die, durch verständige Reflectionen vernichtet, sich dennoch in einer anderen dunkleren verborgenen Region, die über aller Reflektion schwebte, mit geheimen Schauer verknüpft, fortdauernd zu behaupten wußte. Jenes seltsame märchenhafte Seeleben, welches jetzt durch zum Theil berühmt gewordene englische und französische Schriftsteller als ein neues pikantes Element der Unterhaltung sich in die Literatur hineindrängt, erfüllte die Phantasie des Knaben; denn auch von den partiellen Seekriegen, von den Angriffen der Caper; ja selbst der Seeräuber erfuhr ich Manches. Ich lernte Schiffe kennen, die aufgebracht und wieder ausgelöst waren, kurz, das ganze

Leben der Seefahrer in allen seinen Modificationen ward von dem Knaben erforscht, und bildete den Grundton seiner Vorstellungen. Die Robinsonaden waren damals eine Hauptbeschäftigung der Zeit, Campe's Robinson Crusoe war ein allgemein beliebtes Kinderbuch, und wir waren von dieser Schrift hingerissen. So träumten wir uns als Seefahrer den großen Ocean zu durchschneiden, immer neue Länder zu besuchen, neue Völker, neue Sitten kennen zu lernen; vor Allem unbekannte Inseln zu entdecken, schien uns ein beneidenswerthes Loos.

Aber die Gefahren des Seelebens sollten uns auch unmittelbar nahe treten. Da die Schiffe im Sunde lagen, in mäßigem Grunde ankerten, waren sie allen Winden, und besonders den Nordwest- und Nordstürmen, die aus dem Kattegat hereinbrausten, ausgesetzt. Ich habe orkanartige Stürme der Art erlebt. Aus den Fenstern sahen wir dann das dicht vor uns liegende Meer furchtbar empört, die Wolken senkten sich, während die schäumenden Wellen hoch in die Luft hineinspritzten. Alle Schiffe hoben die Anker. Mit wenigen Segeln versehen, mit fast nakten Masten in die Wellen versunken und wieder aus diesen auftau-

chend, fuhren die Schiffe hierhin und dorthin in verhängnißvoller Unordnung unter einander. Das ganze heiter ruhende Gewimmel hatte sich dann plötzlich in ein Schrecken erregendes Gewühl verwandelt. In furchtbarer Eile jagten Schiffe unseren Augen vorüber, verschwanden hinter den häuserhohen Wellen und erschienen in großer Entfernung wieder. Die schiefe Richtung der kahlen Masten, die wir allein erkannten, zeigte dem Zuschauer die so gefährlich erscheinende Neigung des Schiffes. Ich habe in einem solchen wüthenden Sturme, unsern Fenstern gerade gegenüber, die Masten einer Brigg verschwinden sehen. Das ganze Schiff war umgestürzt. Kurz darauf erkannten wir den Kiel der nach oben schwamm. Stumm hatte das Meer die ganze Mannschaft in seiner Tiefe begraben. Keiner trat aus den empörten Wellen wieder hervor. Später erfuhren wir, daß in der Cajüte ein Vater, sein Kind umarmend, beide als Leichen gefunden wurden.

Einst strandete bei einem ähnlichen Sturme ein Schiff dicht an unserem Hause. Die Mannschaft rettete sich, ein Theil derselben in unsern Garten. Mein Vater nahm diese auf, verpflegte sie, aber wir

konnten uns nicht mit ihnen unterhalten, denn es waren Engländer. Das Wrack des Schiffes lag monatelang vor uns.

Auch ich sollte persönlich die Gefahren des Meeres kennen lernen. Ich ging mit einem Aufseher der Zuckerraffinerie, der mir sehr geneigt war, mich von der Reinigung und Krystallisation des Zuckers unterrichtete, und mit dem ich sehr vertraut geworden war, im stürmischen Wetter am Ufer. Ein hölzernes Bollwerk hielt den erhöhten lockern Sand der Küste zusammen, und bildete Vorsprünge. Das Meer peitschte gegen dieses Bollwerk an. In einer Art von knabenhaftem Uebermuth balancirte ich auf den glatten und nassen Balken; mein Begleiter warnte mich, aber es war zu spät. Ich stürzte, den Kopf nach unten, in die brausenden Wellen. Betäubt, bekleidet, von den Wellen ergriffen, konnte ich nicht zum Schwimmen kommen, ich verlor bald die Besinnung. Die Wogen warfen mich bald gegen das Land und trugen mich wieder fort. Einige Mal soll dieses geschehen sein, bevor es meinem erschrockenen Freunde gelang, als ich dem Bollwerk gewaltsam zugeschleudert wurde, meinen Arm zu ergreifen und mich ans Land zu werfen.

Ich war vollkommen leblos und erhielt erst ein Paar Stunden nachher mein volles Bewußtsein. Ich erfuhr, daß, als mein Freund um Hülfe rief, Menschen herbei eilten, mich in das Haus brachten, wo die erschrockene Magd — die Eltern waren glücklicher Weise abwesend — alle jene thörichten, ja schädlichen Versuche anstellte, die damals als Rettungsmittel unter dem Volke galten. Man stellte mich auf den Kopf, rüttelte, rollte mich; aber einem gesunden Knaben kann man in dieser Art schon Etwas bieten, und ich erholte mich, allen angewandten Mitteln zum Trotz. Dieses lebendige Seeleben hat den Grund zu einer Naturansicht gelegt, die das Fundament meines ganzen zukünftigen Lebens ward.

Die Wohnung der Eltern in einer Vorstadt, die unmittelbar an der Landstraße lag, bestimmte von selbst die Spaziergänge der Knaben, und leitete die Schritte derselben längs dem Ufer, an zwei Ziegelscheunen vorbei, nach einem Fischerdorfe (Snekkesteen), berühmt durch seine Dorsche, die im ganzen Lande und vorzüglich in Kopenhagen beliebt waren; ja wohl noch weiter, bis zu einem zweiten Dorfe, Krogerup, jetzt im Besitz des Sohnes der berühmten Dichterin Frie=

drike Brun, geborne Münter. Damals wohnte dort ein alter General von Schinkel, den ich nie sah, der aber in meiner Phantasie mir als ein merkwürdiger Mann vorschwebte; er war ein alter Podagrist, der sein Haus selten, vielleicht nie verließ. Mein Vater war sein Hausarzt, und wenn er ihn besuchte, blieb er gewöhnlich den Mittag über da. Es scheint, als wenn beide sich gern mit einander unterhielten. Der alte General war von Karten und Schriften über die Kriegswissenschaft umgeben. Er hatte in seinen jüngern Jahren einige Feldzüge mitgemacht und, irre ich nicht, unter Friedrich dem Großen gedient. Mein Vater liebte es, sich durch Gespräche unterrichten zu lassen, und wenn er von seinem Patienten zurück kam, war er gewöhnlich in der besten Laune und gegen uns Kinder sehr mittheilsam. Die damaligen vorzüglichsten kriegerischen Ereignisse, die Europa in Bewegung setzten — Folgen des nordamerikanischen Krieges — wurden uns auf diese Weise bekannt. Der Krieg im mittelländischen Meere, die Ereignisse auf der Insel Minorka, die merkwürdige Belagerung von Gibraltar, die ungeheuren Zurüstungen der Franzosen, ihre Verderben drohenden Brander und schwimmenden Bat=

terien, so wie die kühne Vertheidigung der Festung durch Elliot, gehören zu den ersten kriegerischen Anschauungen, welche die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich zogen und in hohem Grade interessirten. Auch war ich genug von der Bedeutung des nordamerikanischen Krieges unterrichtet, um mit ganzer Seele mich für ein Volk zu interessiren, welches so kühn für seine Freiheit kämpfte. Unter den großen Männern der damaligen Zeit leuchteten vorzüglich Washington und Franklin hervor, und der Juvenalsche Vers, der auf den letztern angewandt wurde:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis,

machte auf mich einen großen Eindruck. Denn wenn der Held meine Bewunderung erregte, so schien mir doch das Loos Franklins, der aus einfacher bürgerlicher Familie (der Sohn eines Buchdruckers) als ein berühmter Schriftsteller und ausgezeichneter Naturforscher, zugleich aber als ein Repräsentant seines kämpfenden Volkes, von den geistreichsten Männern der Zeit bewundert wurde, ganz besonders beneidenswerth. Es waren wohl wenige lebhafte, in dem friedlichen Lande lebende, junge Männer, die nicht der Sache der Nordamerikaner anhingen. Die Gesinnung mei-

nes Vaters steigerte die Theilnahme der Knaben, ja, sie wurde wohl zuerst dadurch veranlaßt. Wenn wir die Bedeutung dieses Krieges bedenken, durch welchen zuerst der glimmende Funke nicht allein in Frankreich, sondern in alle Länder der kultivirten Welt hineingeworfen wurde, der später in die mächtige Flamme der Revolution ausschlug, so ist es gewiß nicht ohne Interesse, eine Betrachtung anzustellen, die uns zeigt, wie dieser Funke still genährt wurde in dem ruhigen Schooße der Familien entfernter friedlicher Länder, und wie die ersten wach gewordenen lebendigen Vorstellungen heranwachsender Kinder das eigene Geschick mit dem zukünftigen von ganz Europa verschmolzen. Ich erinnere mich noch sehr lebendig des Tages, an welchem der Friedensschluß, der den Sieg der kämpfenden Freiheit begründete, in Helsingör und auf der Rhede begangen wurde. Es war ein schöner Tag, die Rhede lag voll von Schiffen aller Nationen, auch Kriegsschiffe waren darunter. Wir erwarteten schon am Tage vorher mit großer Spannung den herabrechenden Morgen; alle Schiffe waren in ihrem feierlichen Meerespuß; die Masten waren mit langen Wimpeln geschmückt. Nicht allein von der Cajüte

aus trug die Flaggenstange die prächtigste Flagge, auch der Bugspriet trug eine solche, ja man sah andere zwischen den Masten; das ruhige Wetter war bewegt genug, um Wimpel und Flaggen frei zu entfalten. Diese ungewöhnliche Ausschmückung, der Kanonendonner von den Kriegsschiffen, ja von einem jeden Kauffahrteischiff, wenn es nur ein paar Kanonen besaß; die jubelnde Mannschaft, die die Verdecke füllte, machte diesen Tag festlich auch für uns. Der Vater hatte einige Gäste eingeladen, der Sieg der Nordamerikaner, die Sache der Freiheit der Völker ward lebhaft besprochen, und es war wohl eine Ahnung von den großen Ereignissen, die aus diesem Siege hervorgehen sollten, die damals der Seele der Jubelnden vorschwebte. Es war die freundliche Morgenröthe des blutigen Tages der Geschichte.

Dieser Sinn für die bürgerliche Freiheit, wie unklar und beschränkt er auch in dem Knaben keimen mochte, wünschte der Vater zu nähren. Wir wurden gegen die herrschende Gewohnheit hineingerufen; der Vater suchte uns die Bedeutung des festlichen Tages klar zu machen, und als auf das Glück der neuen Republik getrunken wurde, weheten auch in unserem

Garten eine dänische und nordamerikanische Flagge. Ein großer Böller ward dreimal abgebrannt, unsere Gläser wurden auch mit Punsch gefüllt, und wir durften mit den Eltern zugleich lustig drauf los schreien, was uns denn nicht wenig ergötzte.

Wenn nun auf eine solche Weise der alte General vorzüglich dazu beitrug, uns für die politischen Ereignisse der Zeit zu gewinnen, so hatte er doch, für mich wenigstens, ein anderes und tieferes Interesse. Der Vater erzählte ausführlich von seinen höchst genauen geographischen Kenntnissen, wie er in entfernten Ländern, auf den Küsten des mittelländischen Meeres, in den vereinigten nordamerikanischen Staaten zu Hause wäre, wie in seiner Heimat. Wie er die Straßen der Städte, die Dörfer, Wälder, Sümpfe, Hügel, Berge, die Landstraßen, die sie verbanden, alle, selbst die kleinsten Verhältnisse der Gegenden kannte, und wie ein Eingeborner sich darin bewegte.

Von detaillirten Kriegskarten hatte ich keine Idee, das militärische Studium war mir fremd, aber diese Fertigkeit selbst schien mir so zauberhaft, wie beneidenswerth; und die Kunst, ohne die Stube zu verlassen, durch scharfsinnige Benutzung aller Berichte,

sich in einer weiten fernen Gegend anzusiedeln, da, wo ein fremder Himmel, fremde Bewohner, andere Bauart der Häuser, wie andere Gestaltung der Pflanzen und Thiere uns entgegentraten, zog mich zauberisch an, wie etwa die verwandelnde Goldtinktur den Adepten.

Wie reich nun auch diese Richtung an Keimen künftiger Entwickelung war, so trat doch eine andere, ja entgegengesetzte, die ich die idyllische nennen möchte, nicht weniger bedeutend, wenn auch, während wir in Helsingör lebten, noch schlummernd hervor.

Die Mitglieder der mütterlichen Familie, die Schwestern und Brüder einer geliebten Mutter, waren uns, wie natürlich, theuer; von den letztern lebten zwei in hohem Ansehen in Kopenhagen, der eine als ein angesehener Arzt, der zweite in der unglücklichen Sache des berühmten Struensee als Kammeradvokat des Königs, später als Generalprokurator; beide wurden aus der Ferne von uns mit scheuer Ehrfurcht betrachtet. Andere, Prediger, Gutsbesitzer, besuchten, unverheirathet oder mit ihren Frauen, den Vater und wohnten wochenlang in unserm Hause. Jetzt wurden die Kinder häufiger als sonst zu den

erweiterten Familienkreisen zugezogen. Die Onkel und Tanten gaben sich mehr als die Eltern mit den Kindern ab, und hier trat mir zuerst das Landleben als etwas höchst wünschenswerthes hervor. Es war eine Zeit, in welcher die ganze Literatur mehr oder weniger die ländlichen Beschäftigungen als die natürlichsten, glücklichsten und für eine auf Tugend begründete Civilisation angemessensten betrachtete. Die Chinesen wurden uns vorzugsweise als Muster vorgeführt. Wie der Kaiser dort den Landmann auszeichnete und ein Mal im Jahre selbst den Pflug führte, ward lobend erwähnt. Die Verwandten lebten in der schon genannten entfernten Gegend Odsherred als Gutsbesitzer oder Landprediger. Diese Gegend, durch eine schmale Landstrecke mit Siaelland verbunden, ist eine Landzunge, die ins Kattegat hineinreicht, sehr fruchtbar, mit Dörfern bedeckt; und ein bedeutender Landsitz von alten Zeiten her gehörte der Familie zu. Von da aus hatten sie sich in der ganzen Gegend verbreitet und beherrschten sie. Alte Sagen in der Familie von der Macht derselben in frühern Zeiten hatten sich noch erhalten. Ich erinnere mich besonders einer Frau, deren Mann auf dem Hofe

früher als Förster, wenn ich nicht irre, gedient hatte, und im hohen Alter wenigstens mit dem Titel als Lieutenant starb. Diese Frau war tief in den achtzigen und noch sehr rüstig; ihre Mutter war einige neunzig Jahr alt geworden, und auch diese hatte wie ihr Mann in dienenden Verhältnissen zur Familie gestanden. Ein solches Anschließen der Glieder der Familie an einander, mehrere Generationen hindurch, eine solche Ueberlieferung durch treue Diener einer etwas höhern Klasse, die man die Chronisten derselben nennen könnte, ist wohl in Europa immer seltener geworden. Die genannte alte Frau Lieutnantin war nun voll von Ereignissen aus dem ganzen achtzehnten, ja aus dem siebzehnten Jahrhundert, die sie oder ihre Mutter erlebt hatten. Ich erinnere mich besonders, wie sie von einem Besuche des Königs Friedrichs des Vierten erzählte. Er hätte sich einige Tage auf Annaberggaard aufgehalten. Die Frau des Besitzers wäre, erzählte sie, außerordentlich schön gewesen. Der König konnte seine Neigung nicht verbergen, und sie gab uns ganz mit leiser Stimme, wie mit furchtsamer Vertraulichkeit, zu verstehen, der König möchte wohl genauer als billig mit der Frau bekannt geworden sein. Sie

schien die Möglichkeit andeuten zu wollen, daß durch die Urgroßmutter wohl ein königliches Blut in unsern Adern flösse. Der Mann, erzählte sie weiter, wäre äußerst eifersüchtig gewesen, er hätte kaum vermocht, seinen Verdacht zu verheimlichen. Die ehelichen Verhältnisse wären sehr lange gestört gewesen. Sie versicherte dabei, nachdem sie Alles offenbar mit einer Art geheimen Wohlgefallens erzählt hatte, daß sie keineswegs glaube, die brave Frau wäre so tief gesunken, wenn sie auch nicht gleichgültig gegen die Liebe des Königs geblieben wäre. Sie beschwor uns, die Sache geheim zu halten, und das Ganze machte auf mich einen Eindruck, als wäre es ein Scandal von gestern.

Von Helsingör aus ward nun in den Sommermonaten eine Reise nach Odsherred beschlossen. Schon wochenlang zählten wir die Stunden, und so viel Genüsse uns auch Helsingör verschaffte, so verließen wir dennoch die Stadt jubelnd und voller Erwartung. Das Leben in Odsherred hatte in der That etwas sehr Idyllisches. Das Zusammenleben der zerstreuten Glieder der Familie, die wechselseitigen Besuche gaben dem ganzen Leben einen Reiz der Verändrung, den

wie bis jetzt nicht gekannt hatten. Bei solchen Besuchen war nun besonders die Frühstückszeit einnehmend und hatte für mich das höchste Interesse. Die Hauswirthschaft war dann der vorzüglichste Gegenstand der Unterhaltung, und ich horchte mit der größten Aufmerksamkeit zu, um wo möglich die mir so neuen und fremden Verhältnisse zu verstehen. Nach dem Frühstück wurden die Ställe besucht, die Scheunen betrachtet, man durchschritt die Aecker in allen Richtungen, die mächtigen Kornfelder beschäftigten die Aufmerksamkeit der Männer, und mir ging die Bedeutung des Ackerbaues zuerst auf. Ich erkundigte mich nach Allem, und wenn ich mit meinen häufigen Fragen den Verwandten beschwerlich fiel und wohl auch mitunter abgewiesen wurde, so mußte Nachmittags der Großknecht herhalten. Dieser ließ sich zwar in großer Breite über Alles aus, aber seine Erklärungen waren weder klar noch zusammenhangend, und mir blieb sehr Vieles dunkel, so daß die herrschende Unklarheit mich in große Unruhe versetzte. Indessen lebten wir in fortdauerndem Jubel, liefen meilenweit von Knechten begleitet von einem Verwandten zum andern, trieben uns in Scheuern, Ställen oder auf

den Feldern herum, glaubten selbst wichtige Geschäfte zu verrichten, wenn wir einige Bündel Heu auf den Wagen warfen, tummelten uns auf den Ackerpferden herum, und wurden — sonst so streng gehalten — von Onkeln und Tanten verzärtelt. Wir sollten zwar unsere Schularbeiten nicht versäumen. Einer der Verwandten, ein verdorbener Candidat, sollte unsere Studien leiten. Er hatte aber, wo möglich, noch weniger Trieb zur Arbeit als wir, und erst in der letzten Woche unseres Aufenthalts, als die Erinnerung an die Schule mich zu ängstigen anfing, vermochte die Furcht mich zur Arbeit anzutreiben. Ich habe vielleicht nie ein so fortdauerndes inniges Vergnügen gefühlt, wie damals, ich zählte die Tage bis zu unserer Abreise mit Angst, aber auch mit dem Entschluß, einen jeden Augenblick mit vollem Bewußtsein zu genießen.

Dieser Besuch, der später einige Mal wiederholt wurde, bildete den Sinn für das ländliche Leben immer entschiedener aus. Jetzt erhielten die beiden neben einander fortlaufenden Hauptstraßen in Helsingör erst ihre wahre Bedeutung. Ein jeder Wagen mit Heu oder Getreide, ein jeder Bauer, der aus dem

Innern der Insel kam, ein jeder sonntäglicher Spaziergang nach einem nahe liegenden Dorfe versetzte mich in die glücklichen Gegenden und erinnerte mich an die schönen dort verlebten Tage. Neben dem Entdecken neuer Inseln schwebte jetzt das idyllisch ausgemalte Landleben den Kindern als das höchste Glück des Lebens vor.

Roeskilde.

1785—1787.

In meinem zwölften Jahre wurde der Vater als Regimentsarzt von Helsingör nach Roeskilde — jene alte, jetzt zu einem unansehnlichen Landstädtchen herabgesunkene Residenzstadt der alten dänischen Könige — versetzt. Die beiden für den gelehrten Stand ausersehenen Brüder — ich der zweite und mein jüngerer Bruder, denn der älteste war für das Militär bestimmt — hatten in Helsingör eine Klasse erreicht, die mit der Secunda unserer Gymnasien verglichen werden konnte. Ich hatte sogar, wie erwähnt, nach der letzten Prüfung eine Prämie erhalten, und dennoch erlitten wir die Demüthigung, in Roeskilde in eine

niedrigere Klasse versetzt zu werden. Die Lehrmethode in den gelehrten Schulen Dänemarks war, wie man bemerkt haben wird, zu der Zeit sehr alterthümlich und höchst wahrscheinlich seit länger als einem Jahrhundert unverändert geblieben. In der Klasse, in welche wir jetzt versetzt wurden, mußten wir noch immer Luthers Katechismus, ins Lateinische übersetzt, auswendig lernen. Als Grundlage des Unterrichts im Griechischen diente auch hier das neue Testament. Es wurde ins Lateinische übersetzt und Castelli's Version mit Vorwissen des Lehrers benutzt. Der römische Hauptschriftsteller war Justinus. Ich habe ihn seit der Zeit nie wieder in der Hand gehabt, aber wohl erinnere ich mich noch, daß seine leichte chronikenartig reflectionslose Erzählung mir sehr wohl gefiel. Schlimmer ward es, als ich eine Klasse höher rückte. Hier mußte ich den beliebten Justinus mit Cicero's **de officiis** und Ovid's **Epistolae ex Ponto** vertauschen, die mir beide im höchsten Grade zuwider waren, da man es wohl bedenklich finden mochte, den Knaben mit den Ausschweifungen des Augustischen Hofes und mit dem vermutheten Vergehen des Dichters, wodurch er sich eine so harte Strafe zuzog, be-

kannt zu machen. Da es überhaupt nicht in der Art der damaligen Zeit lag, bei dem Unterricht in den Inhalt eines klassischen Schriftstellers einzugehen, so wurde Periode für Periode construirt, übersetzt, jeder begangene Fehler sogleich, gewöhnlich auf eine empfindliche Weise gerügt, und ich erinnere mich nicht, je eine Aeußerung vernommen zu haben, die uns ein Interesse für den Verfasser einflößen konnte. So tönten mir die langweiligen Klagen des unglücklichen Dichters, stückweise zwischen grammaticalischen Correcturen und den Schimpfreden des Lehrers ausgestoßen, höchst widerwärtig, und ich glaubte mich noch mehr als er zum Klagen berechtigt. Ich habe keine Lust empfunden, dieses Buch wieder zu lesen. Als aber später seine Metamorphosen mich in hohem Grade ergötzten, konnte ich mir gar nicht vorstellen, daß dieser nun der nämliche Dichter sei, der mir in frühern Jahren jene so große Qual verursacht hatte. Cicero wirkte noch abstoßender auf mich; das breite moralische Gerede schien mir von jeher überflüssig, ohne Zweck und Ziel. Ich gerieth, wenn ich Cicero las, in eine Stimmung, die viele Aehnlichkeit hatte mit derjenigen, die mich ergriff, wenn Vater oder Lehrer

mich nicht unmittelbar durch eine Züchtigung, sondern auf eine für mich fast fühlbarere Weise durch sogenannte breite und langweilige Vernunftgründe bestraften; und ohne allen Zweifel trug die Mühe, welche es mir kostete, mich durch das klassische Latein durchzuarbeiten, die störenden oft fühlbaren Zurechtweisungen, welche das Lesen unterbrachen, nicht wenig dazu bei, mir diese Lehrstunden so unangenehm zu machen. Als nach langen Jahren ein ausgedehntes philosophisches Studium mir dieses Buch des berühmten Klassikers in die Hände gab, trat die Empfindung meiner Kindheit, die Qual der Lehrstunden, mir lebhaft vor die Augen. Ich erblickte den zankenden, polternden Lehrer, ich glaubte, seine drohenden Fäuste zu sehen, und es kostete mich Mühe, eine Schrift durchzulesen, die mir auch damals trotz ihres klassischen Stils nur geringen Genuß und dürftige Belehrung bot.

Der Religionsunterricht war ziemlich ausgedehnt. Guldbergs Lehrbuch der geoffenbarten und natürlichen Religion war in einer lebhaften, ja wie mir damals schien, anmuthigen Sprache geschrieben — viele Ansichten waren ausführlich dargestellt, lebendig vorgetragen, und

auf jede Weise bildeten diese Schriften einen schneidenden Gegensatz zu dem trocknen Unterrichte, durch welchen selbst Perikles und Alkibiades alte Pedanten wurden und Aspasia als eine langweilige Matrone erschien. Durch dieses Buch trat eine Fähigkeit hervor, die mich unter den Schülern auszeichnete und die Aufmerksamkeit auf mich lenkte. Die Sprache, als solche, hatte nie einen Reiz für mich, ich lernte sie, weil ich mußte; aber, was ich überschauen, umfassen konnte, was mich irgendwie ansprach, vergaß ich nie; buchstäbliches Auswendiglernen dagegen war mir eine Qual. Während meine Mitschüler sich mühselig abquälten, um einzelne Blätter — das vorgeschriebene Pensum — wörtlich zu behalten, hatte ich Bogen durchgelesen und konnte ausführliche Rechenschaft geben von dem Gelesenen. Auch ich sollte gezwungen werden, Alles wörtlich herzusagen. Man wollte von der alten hergebrachten Art nicht abgehen, aber es war mir unmöglich, und der Lehrer mußte sich fügen. Jetzt mir selbst überlassen, waren diese Lehrstunden mir die höchste Freude. Was ich las, ließ sich leicht fassen. Ich dachte mich, so tief ich es vermochte, in den Gang der Vorstellungen des Schriftstellers

hinein. Ich scheute mich nicht, sie zu erweitern, und arbeitete so, ohne ein Wort niederzuschreiben, einen Aufsatz aus, den ich leicht und lebhaft vortrug. Allerdings waren diese Stunden ein Triumph für meine Eitelkeit; aber während des Vortrags dachte ich nicht daran; es war dann der Gegenstand, welcher mich ergriff, und ich fühlte die Freude, die mir wie Wenigen gegeben, mich, innerlich erregt, mit Leichtigkeit mitzutheilen. Diesen Stunden verdanke ich viel. Es waren die einzigen, die in der Schule mein eigenthümliches Wesen unterstützten und förderten, während alle übrige Beschäftigung ohne irgend eine innere Anregung nur durch die Zucht, durch das Gesetzmäßige und seine Strenge mir nützlich ward.

Sogenannte Realwissenschaften waren den damaligen gelehrten Schulen meines Vaterlandes völlig fremd. Mit der Geschichte wurden wir durch ein kurzes Handbuch bekannt, dessen geistloses Fortschreiten durch Jahrzahlen und den Wechsel von Schlachten und Königen — uns keinen Begriff von einem höhern Walten in dem Schicksale der Völker geben konnte. Nur ein paar Mal schien der Verfasser sich über die gewöhnliche Trockenheit erhoben gefühlt zu haben;

und diese Stellen traten mir auf eine seltsame Weise wie Blütenzeiten der Geschichte entgegen, ohne daß ich sie später als solche wieder zu erkennen vermochte. Und so war denn meine Beschäftigung in der Schule nicht von der Art, daß sie mein aufgeregtes Gemüth hinlänglich beschäftigen konnte.

Glücklicherweise wurden die Schüler damals noch nicht so sehr mit Lehrgegenständen überhäuft, daß dem freien Triebe des Geistes, der Selbstbeschäftigung keine Stunde übrig geblieben wäre. Fünf Stunden täglich brachten wir in der Schule zu; zwei Stunden reichten für mich hin, um die aufgegebenen Pensa auszuarbeiten. Mittwoch und Sonnabend Nachmittags war keine Schule, wozu die Sonn- und Festtage, die Ferien und Markttage kamen, und man konnte die Zucht in der Schule um so strenger handhaben, je gemäßigter die Forderungen waren. So blieb mir nicht bloß für kindliche Spiele, für leibliche Uebungen, für manchen Muthwillen, der in Gesellschaft der Brüder und Mitschüler ausgeübt wurde, sondern auch für eigene Beschäftigung, für Manches, was mich innerlich ergriffen, Zeit und Muße genug übrig; und der stille Genuß, welcher mir auf diese Weise gewor-

den, und wie mir Natur und Geschichte und das Heiligste, das Christenthum, in diesen Tagen unverdorbener Kindheit nahe traten und mich erfüllten, das ist es, was ich hier darzustellen gedenke; denn in der That muß ich die zwei in Roeskilde verlebten Jahre zu den reichsten meines Lebens rechnen.

Wenige Menschen mag es geben, denen die Natur ein ganzes langes Leben hindurch so viele, so ungetrübte Genüsse gewährte, wie mir. Sie war mir Alles; Himmel und Erde, Wald, Meer und Gebirge schienen von meiner frühesten Kindheit an, so weit die Erinnerung rückwärts zu dringen vermag, meine innere Heimat zu sein. Es waren nicht bloß die Frühlingstage, der warme Sommer oder der rauhe milde Herbst, nicht bloß die schönen Gegenden oder die heiteren Tage, die mich anzogen; ein jeder Zustand der Natur hatte von jeher einen eigenen Reiz für mich. Die wüsten, sandigen Ufer, die dunkeln, trüben weit ausgedehnten Moorgegenden, der Winter mit seinem klingenden Froste, ja wie Sturm und Ungewitter, so auch die regnichten Tage enthielten für mich eigene verborgene Schätze, die ich mit unendlicher Begierde zu enthüllen suchte. Zwar mochte ich

mich gern wie andere Kinder in der freien Natur laut und fröhlich herumtreiben und in Gesellschaft, von der Sonne beschienen, von der reichen Pflanzenwelt umgeben, bewußtlos in das Meer der Luft tauchen, welches sie mütterlich aufschließt; aber diese Freude war nicht meine höchste. Eine andere, tiefere, ergriff mich dann, wenn ich einsam von den Gespielen getrennt, in ein geheimes Gespräch — ich habe keinen andern Ausdruck für die Seligkeit, die mich durchdrang — mit der Natur versank. Alles, was sie besaß, drängte sich dann an mein warmes kindliches Herz, der innere Jubel war mit einer stillen tiefen Rührung verbunden; ich muß sie Andacht nennen. Ich frohlockte, daß ich in ihrer Mitte lebte, daß ich ihr zugehörte, daß ich das geliebte Kind der Alles beseligenden, Alles belebenden unendlichen Schöpfung war. Nicht bloß das, was mich unmittelbar umgab, auch was mich zu irgend einer Zeit berührt, die Bilder entfernter Gegenden, in welchen ich in früherer Kindheit gelebt hatte, die hohen kahlen Gebirge, in deren Mitte ich geboren war, das rauhe Meer mit seinen empörten Wellen und seinem Gewimmel von Schiffen, ja die Gegenden, welche durch

Beschreibungen, selbst die schlechtesten, mir bekannt geworden, bemächtigten sich, oft unwillkürlich, meiner Seele, versetzten mich in ferne Länder, in die Mitte großer Wälder, in die Glut tropischer Regionen, so daß ich dort zu leben wähnte, und wenn ich von einer solchen Reise zurückkam und meine Umgebung erkannte, fühlte ich mich von einem seltsamen freudigen, ja stolzen Gefühle durchdrungen, daß mir solche Genüsse zu Gebote standen. Ich kam mir so reich, so verschwenderisch begabt vor, daß ich mit Keinem hätte tauschen mögen. Schon in dieser Zeit meiner Knabenjahre konnte ich aus der Mitte der Menschen entfliehen, wenn irgend eine kindische Sorge mich quälte, und in fernen Gegenden Ersatz suchen, wo das Widerwärtige, Verdrießliche mich nicht zu erreichen im Stande war.

Die Gegend um Roeskilde ist gegen Osten schön, ein Meerbusen des Kattegats schneidet tief in das Land ein; in alten Zeiten fähig größere Schiffe zu tragen, endigt er jetzt bei einem Dorfe in der Nähe der Stadt so seicht, daß er nur für kleine Jachten fahrbar bleibt; die Ufer sind mit Waldungen bedeckt.

mich gern wie andere Kinder in der freien Natur laut und fröhlich herumtreiben und in Gesellschaft, von der Sonne beschienen, von der reichen Pflanzenwelt umgeben, bewußtlos in das Meer der Luft tauchen, welches sie mütterlich aufschließt; aber diese Freude war nicht meine höchste. Eine andere, tiefere, ergriff mich dann, wenn ich einsam von den Gespielen getrennt, in ein geheimes Gespräch — ich habe keinen andern Ausdruck für die Seligkeit, die mich durchdrang — mit der Natur versank. Alles, was sie besaß, drängte sich dann an mein warmes kindliches Herz, der innere Jubel war mit einer stillen tiefen Rührung verbunden; ich muß sie Andacht nennen. Ich frohlockte, daß ich in ihrer Mitte lebte, daß ich ihr zugehörte, daß ich das geliebte Kind der Alles beseligenden, Alles belebenden unendlichen Schöpfung war. Nicht bloß das, was mich unmittelbar umgab, auch was mich zu irgend einer Zeit berührt, die Bilder entfernter Gegenden, in welchen ich in früherer Kindheit gelebt hatte, die hohen kahlen Gebirge, in deren Mitte ich geboren war, das rauhe Meer mit seinen empörten Wellen und seinem Gewimmel von Schiffen, ja die Gegenden, welche durch

Beschreibungen, selbst die schlechtesten, mir bekannt geworden, bemächtigten sich, oft unwillkürlich, meiner Seele, versetzten mich in ferne Länder, in die Mitte großer Wälder, in die Glut tropischer Regionen, so daß ich dort zu leben wähnte, und wenn ich von einer solchen Reise zurückkam und meine Umgebung erkannte, fühlte ich mich von einem seltsamen freudigen, ja stolzen Gefühle durchdrungen, daß mir solche Genüsse zu Gebote standen. Ich kam mir so reich, so verschwenderisch begabt vor, daß ich mit Keinem hätte tauschen mögen. Schon in dieser Zeit meiner Knabenjahre konnte ich aus der Mitte der Menschen entfliehen, wenn irgend eine kindische Sorge mich quälte, und in fernen Gegenden Ersatz suchen, wo das Widerwärtige, Verdrießliche mich nicht zu erreichen im Stande war.

Die Gegend um Roeskilde ist gegen Osten schön, ein Meerbusen des Kattegats schneidet tief in das Land ein; in alten Zeiten fähig größere Schiffe zu tragen, endigt er jetzt bei einem Dorfe in der Nähe der Stadt so seicht, daß er nur für kleine Jachten fahrbar bleibt; die Ufer sind mit Waldungen bedeckt.

Wir Kinder konnten achtzehn Kirchthürme von dem elterlichen Garten aus zählen, die in der fruchtbaren Gegend zerstreut lagen, und die stille idyllische Anmuth der Umgebung hatte für uns, die wir bisher an das Ufer eines tobenden Meeres und sein Gewühl gewöhnt waren, einen ganz eigenen Reiz; auch für mich schien eine Zeit des ruhigen Genusses einzutreten. Was mir früher geworden war, hatte ich nicht verloren, aber neue Schätze boten sich mir dar, und ich genoß sie in vollem Maaße.

Aus diesem innigen freudigen einsamen Naturleben entsprang meine Liebe für die Naturforschung; ich wollte die Schätze, welche die liebende Mutter noch verbarg, mir zu eigen machen. Die fernen Gebirge Norwegens und ihre gepriesenen Bewohner beschäftigten mich unaufhörlich. Daß die Felsblöcke, welche in der flachen Gegend umher lagen, jenen Gebirgen ursprünglich angehörten, hatte ich — ich weiß nicht durch wen — erfahren, und von jetzt an waren sie mir Gegenstände der sorgfältigsten Untersuchung. Bald unterschied ich mehrere Gebirgsarten; ich wußte sie nicht zu nennen, aber ich ordnete sie nach ihrer Verwandtschaft und konnte jubeln, wenn

ich ein reines, weißes, durchsichtiges Quarzgerölle am Ufer des Meeres fand. Es brachte mir Grüße von dem fernen Geburtslande, dieses selbst schien mir durch meine Geburt in seinen Gebirgen das Mysterium meines Daseins zu verhüllen.

Die Bibliothek meines Vaters enthielt meist medizinische und chirurgische Schriften; Gellert, Hagedorn, Klopstock und Haller, jene gepriesenen Dichter einer vergangenen Zeit, waren da. Aber unter allen Schriften waren zwei — Tabernamontani Kräuterbuch und Krügers Naturlehre — die mir wichtig wurden. Das große, alte botanische Foliowerk, mit seinen rohen Holzschnitten, hatte für mich einen unendlichen Reiz. Ich sammelte Pflanzen, untersuchte ihren Bau, ich versuchte sie nach dem alten Tabernamontanus zu bestimmen, und freute mich über jede neue Pflanze, mit ihrem barbarisch-lateinischen Namen, wie über einen gewonnenen Schatz.

Wichtiger noch ward mir Krügers Naturlehre. Mit welchem mühseligen Fleiße suchte ich mir Newtons Gravitationslehre begreiflich zu machen, wobei ich wohl merkte, daß einige mathematische Vorkenntnisse

nöthig waren. Die Schule ertheilte gar keinen mathematischen Unterricht, und in der Bibliothek des Vaters fand sich kein Lehrbuch der Art; ich ruhte aber nicht eher, bis ich im Besitze eines solchen Buches war, und bald verstand ich wenigstens so viel von den Elementen der Geometrie und Arithmetik, daß ich Krügers Lehrbuch fassen konnte. Der mechanische Theil der Physik ist darin ausführlich abgehandelt. Die Schrift war in jener Zeit erschienen, als die Erfindung der Elektrisirmaschine die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die gewaltigen Aeußerungen der Elektrizität hinlenkte. Muschenbroeck hatte eben die Wirkung der leidener Flasche empfunden — und die Relation von diesen merkwürdigen Erscheinungen traf mich, jetzt einige dreißig Jahre später, als wenn sie eben stattgefunden hätten. Schon in Helsingör hatte mir ein Knabe, welcher ein paar magnetische Stäbe besaß, das Spiel der Anziehungen und Abstoßungen gewiesen, und wie die schwebenden Stäbe nach Norden zeigten. Wie geheimnißvoll erschien mir diese inhaltsschwere, stumme Sprache der Natur, wie beneidete ich den glücklichen Knaben um diesen herrlichen Besitz. Ich konnte, was ich dort zum ersten-

mal gesehen, nicht vergessen, und als Krüger mich jetzt von den magnetischen Kräften unterrichtete, suchte ich jene früheren Erfahrungen wieder recht lebhaft bei mir hervorzurufen. Mit welcher Ungeduld erwartete ich die erste Gelegenheit, die größeren Wirkungen der Elektrizität kennen zu lernen, und dennoch wie glücklich war ich, wenn die geriebene Siegelstange Papierschnitzel anzog, wenn ich ein Glas anhaltend so lange reiben konnte, bis ich das Knistern hörte. Es liegt ein hoher Reiz in diesen ersten Kenntnissen, die man erwirbt, zumal dann, wenn wir ihren Besitz mühsam durch Selbstthätigkeit erlangen, wenn sie uns nicht aufgedrungen werden. Diese Armut der Kenntnisse, mit dem Streben nach Erweiterung verknüpft, ist mit einer lieblichen Unschuld gepaart; wir lieben die wenigen Gegenstände, die uns beschäftigen, ohne uns zu quälen, und werden allmälig in den immer größern Umfang des Wissens hineingezogen; aber jene genußreiche Unschuld des Anfanges geht nur zu bald verloren.

Diese Beschäftigung erhielt einen eigenen Reiz durch ihre Heimlichkeit. Die unscheinbaren Gegenstände, welche ich sammelte, hatten für die Brüder

nichts Merkwürdiges. Was ich im Stillen trieb, blieb dem Vater verborgen; die vertrauten Unterhaltungen mit der kranken Mutter waren ganz anderen Inhaltes, weder Mitschüler noch Lehrer hatten eine Ahndung von meinen kindlichen Naturstudien, und in der ganzen Stadt war mir keiner bekannt, der mich leiten, belehren und meine Zweifel lösen konnte. So besaß ich ein eigenes, tiefes Geheimniß; ich sah mich durch diese Beschäftigung schon frühzeitig in eine genußreiche Einsamkeit getrieben, und Alles, was mich mit der Natur verband — jenes tiefe Gefühl, mit welchem ich ihr Leben zu umfassen suchte, und jene stillen Bemühungen, sie im Einzelnen zu ergründen, schlossen mich von der Umgebung aus. Dieses Geheimniß ahndete Niemand, denn es stand in seltsamen Kontraste gegen meine äußere Beweglichkeit, die jetzt immer mehr, immer gewaltiger sich entwickelte. Ueber alle anderen Gegenstände ließ ich mich gern ausführlich vernehmen; ich fiel nicht selten durch weitläufige Reden und Belehrungen meiner Umgebung beschwerlich; ein jeder mußte glauben, daß ich nichts verheimlichen, kein Gefühl verschließen, keinen Gedanken verschweigen könnte: aber je offener ich sonst war

desto sicherer blieb mein eigentliches Geheimniß verborgen, mußte es bleiben, denn was ich zeigen konnte, was ich mitzutheilen vermochte, war zu dürftig; für den Zusammenhang aber, welchen ich ahndete, fand ich keinen Ausdruck. Diese Neigung war jahrelang genährt worden und gewachsen, sie hatte dadurch eine Stärke gewonnen, die bestimmt war, meiner ganzen Zukunft eine unerwartete Richtung zu geben, ohne daß Eltern, Lehrer oder Brüder ihre Bedeutung ahndeten.

Aber noch in einer andern Richtung sollte ich in dieser, für meine geistige Ausbildung so reichen Zeit erregt werden. Ich lebte jetzt in einer Stadt, die vormals so merkwürdig dagestanden hatte; diese alten Mauern waren Zeugen der größten Begebenheiten gewesen, die in längst verflossenen Jahrhunderten mein Vaterland verherrlichten. In einem flachen, fruchtbaren, stark bevölkerten Lande verschwinden leicht und schnell die Spuren der Vergangenheit. Wo früher Straßen standen, lag jetzt Acker und Wiese; aber der alte bedeutende Umfang der Stadt wurde dem Knaben gezeigt. Man nannte Dörfer in der Nähe derselben, die früher Theile von ihr gewesen waren, und

gegen Osten sah man noch Wälle und Gräben, jetzt mit Gras, Bäumen und Schilf bewachsen, eingesunkene Räume, in Morast verwandelt. In diesen Gegenden wanderte ich oft und versetzte mich in jene Zeiten unserer mächtigen Könige, in die Tage der Waldemare und des großen Erzbischofs Absalon. Diese letztere, merkwürdige Gestalt aus der schönsten Zeit des dänischen Reichs, als Vertrauter eines großen Königs, als siegreicher Feldherr gegen die Wenden, als Zerstörer von Arkona, als Oberhaupt der Kirche, als Beschützer der Gelehrten und Freund des berühmten Saxo, welcher seine Thaten verewigte, gleich ausgezeichnet, hat für mich noch ein näheres Interesse. Meine mütterliche Familie — Bang — war eine der ältesten im Lande; zu verschiedenen Zeiten hatte sie in der Geschichte des Landes eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, und sie behauptete von dem uralten Stamme entsprossen zu sein, der durch Absalon verherrlicht wurde. Als ein Beweis diente das Familienwappen, welches meine Mutter noch führte. Absalon hatte zuerst Kopenhagen gegründet und nach sich Axelstadt genannt. Sein Familienwappen wurde das Wappen der neuen Stadt und ist es geblieben,

und dieses ist das nämliche, welches die Bange noch heute führen. Ein besonderes Ereigniß sollte die bedeutende Verwandtschaft uns näher rücken. Der Kantor bei der alten Domkirche hatte mit unsäglicher Mühe eine Schrift in mehreren Quartbänden ausgearbeitet, welche die Lebensbeschreibungen aller Prediger und Rectoren, die funfzig Jahre lang ihr Amt verwaltet hatten, enthielt. Bei seinen mühsamen Untersuchungen fand sich, daß die Bange vorzüglich reich waren an solchen Greisen, die der geliebte Gegenstand seiner Schrift waren, und sein Interesse für diese Familie bewog ihn daher, dem Ursprunge derselben nachzuforschen und eine Stammtafel zu entwerfen. Er suchte zu beweisen, daß dieser Stamm in gerader Linie von Esbern Snare, Absalons Bruder, einem ausgezeichneten Feldherrn jener bedeutenden Zeit herstamme, und den Band seiner weitläufigen Schrift, welcher diese Untersuchungen enthielt, schenkte er meiner Mutter, als Glied dieser durch ihn verherrlichten Familie. Hier sahen wir Kinder nun unsere Namen gedruckt, als Mitglieder eines der bedeutendsten Geschlechter des Landes; wie viele Grafen und Freiherrn, Bischöfe, Gesandte und andere mächtige Männer aus diesem

Stamme hervorgegangen waren, fand sich weitläufig angezeigt. Ein Bruder meiner Mutter, der in Kopenhagen eine hohe Stelle bekleidete, hatte den vergessenen Adel seiner Vorväter erneuern lassen; wie denn Bürgerliche, selbst wenn sie den Adel gering zu schätzen vorgeben, nur zu gern jede Gelegenheit ergreifen, um zu beweisen, daß sie auch auf irgend eine Weise Anspruch auf adlige Herkunft machen dürfen. Mir aber war der Gedanke, daß ich von Esbern Snare herstamme, bei weitem der wichtigste, und die Neigung, genauer mit den früheren Schicksalen meines Vaterlandes bekannt zu werden, ließ mir keine Ruhe. Der Unterricht in der Schule befriedigte mich gar nicht. In den alten Räumen des ehrwürdigen Schulgebäudes, die ohne allen Zweifel selbst Zeugen vieler bedeutender Ereignisse, vieler wichtigen Beschlüsse einer mächtigen Zeit gewesen waren, vernahm man nichts, was auf irgend eine lebendige Weise an die große Vergangenheit erinnerte. Ein dürftiger Auszug aus Suhms dänischer Geschichte konnte die Begierde, jene glänzenden Epochen, deren dort erwähnt wurde, genauer kennen zu lernen, wohl erregen, aber nicht befriedigen. Wie glücklich schätzte ich mich daher,

als Christiani's und Gebhardi's voluminöses Werk über die dänische Geschichte, als ein Theil der allgemeinen Weltgeschichte, mir in die Hände fiel. Dieses Werk ist nichts weniger, als unterhaltend; aber meine Helden und ihre Thaten fand ich, nach Saxo ausführlich beschrieben, und die kindliche Phantasie wußte die Gegend umher mit ihnen zu beleben — ich sah die alte Stadt in ihrer Herrlichkeit wieder aufgebaut. Einige wichtige Begebenheiten, wie die Ermordung des herrlichen Knud Laward, sind mit umständlicher Anschaulichkeit erzählt, und dieses furchtbare Ereigniß zog mich um so mehr an, als der geliebte Esbern Snare, den ich nun einmal wie einen näheren Verwandten betrachtete, bei dieser Gelegenheit eine so glänzende Rolle gespielt, weil seine ritterliche Tapferkeit, seine Treue und Hingebung sich hier bewährt hatten. Dieses Studium war mir um so theurer, da es allgemeine Theilnahme fand. Die Mutter, die Brüder, die ältere Schwester horchten auf meine Erzählungen, und was sie vernahmen, erhielt als eine Familiensache ein höheres Interesse.

Mir aber war diese Beschäftigung doppelt wichtig. Was ich durch die Lehrer nie vernommen hatte,

das räthselhafte Geschick der Völker, der Geschlechter, trat dämmernd vor meine Seele. Das Wachsthum, die Blüte, und den, meinem Vaterlande in früheren Zeiten drohenden Untergang, konnte ich verfolgen, und daß eine jede Veränderung mit Blut bezeichnet war, erfüllte mich mit Grauen. Aber fast wie Mährchen klangen mir diese Erzählungen, wenn ich sie mit der friedlichen Ruhe verglich, mit der stillen Ordnung des Gewöhnlichen, wie sie fast ein Jahrhundert lang gedauert hatte, und so für immer gegründet erschien. Oft zwar fühlte ich mich von einer unruhigen Sehnsucht nach einer bewegteren Zeit ergriffen, oft träumte ich von Kriegen und Schlachten, von seltsamen Ereignissen, die ritterliche Tapferkeit, Treue, hingebende Liebe in Anspruch nahmen, und jene weichliche Zärtlichkeit, die sich in die eigenen Gebilde hineinspinnt, jede ernste Thätigkeit lähmt, anstatt sie anzuspornen, und die später, durch so Vielerlei genährt, immer mehr überhand nahm, fing an auch mich anzustecken. Ich versetzte mich in solche erdichtete Lagen, ließ Greuel allerhand Art um mich entstehen, Eltern und Brüder in drohender Gefahr schweben, und ich war dann der Held, der sie rettete. Ich konnte, von sol-

chen Dichtungen ergriffen, mich in Thränen baden. — Aber die frische Kindheit, die nie ruhende Begierde des erwachten Wissens, und eine geheime Schaam, die mich hinderte, solchen Träumen ernsthaft nachzuhangen, hemmten die Ausbildung dieser krankhaften Richtung.

Für den aufgeregten Knaben wurde aber jetzt besonders die große Domkirche überaus wichtig. Die Schule war seit uralten Zeiten dieser Kirche angeschlossen, welche für das merkwürdigste Gebäude des ganzen Landes gilt. Aus der schönsten Zeit des Mittelalters herrührend und in einem großartigen Stile gebaut, enthält sie die Grabmäler aller königlichen Geschlechter Dänemarks, die seit mehreren hundert Jahren regiert haben, bis auf unsere Tage. Die Knaben, welche sich alle Freitage und Sonntage in dem Chore vor dem Altare versammeln mußten, wo sie die Sitze der damaligen Domherrn einnahmen, sahen vor sich, in der Mitte des Chors, den großen, schwarzen, marmornen Sarg der Königin Margaretha, unter deren Zepter sich das tief gesunkene Reich zu heben begann, der Stifterin der kalmarischen Union, die hundert und fünfundzwanzig Jahre lang die drei

scandinavischen Reiche vereinigte — eine Zeit, die den Dänen glorreich erscheint, obgleich sie unheilbringend für alle Theile war. Große Gewölbe, durch eiserne Gitter verschlossen, zeigen die marmornen Denkmäler der neuern Könige; die untern Räume hingegen enthalten die Gräber vieler älteren Fürsten. Ich wußte mich bei dem Kantor — schon als ein Glied des Bangstammes — beliebt zu machen, obgleich ich so wenig Stimme hatte, daß ich von seinem Unterricht im Gesange ausgeschlossen blieb. Ich schlich oft mit ihm in die untern Gewölbe, wenn sie für Durchreisende geöffnet wurden, und bald war ich mit diesen Denkmälern vertraut.

So fühlte ich mich denn von allen Seiten angeregt, und was ich trieb, geschah in großer Einsamkeit. Die Lehrer mischten sich nicht darein, und neben den Schulaufgaben, die nie bedeutend waren, erweiterte sich die Welt meiner Selbststudien immer mehr. Das geschichtliche Studium wurde mir besonders dadurch wichtig, daß es mir die größeren Verhältnisse des Lebens aufschloß und mir zeigte, was Kraft, Muth und Kenntnisse vermögen, und wie wohl öfter Menschen, deren Abkunft in Dunkelheit gehüllt

ist, zu großen Dingen berufen sind. Die höchsten, die reinsten Entschlüsse bewegten das kindliche Gemüth. Für die Wahrheit, das Recht und die Wissenschaft zu leben, zu streben und thätig zu sein, schien mir ein schönes, heiteres, beneidenswerthes Loos. Es war damals eine anmuthige, friedliche Zeit; in der Geschichte schlummerten noch die dämonischen Kräfte, welche das Menschengeschlecht in Verwirrung setzen sollten; die freundliche Umgebung ließ keine Ahndung von dem, was ich später erleben sollte, in mir aufkommen, und noch waren mir die lockenden Leidenschaften der Sinnlichkeit und Ruhmsucht fremd. Oft stellte ich Selbstprüfungen an; ich zog mich dann, besonders während der Ferien, zurück, um den täglich heranwachsenden Schatz meiner Kenntnisse zu übersehen, und meine Freude bei diesem Geschäft war so rein und ungetrübt, wie ich sie später selten genoß. Wenn auch irrige Ansichten in der Seele des sich selbst überlassenen Knaben aufstiegen, so konnten sie doch kaum Wurzel fassen. Unbefangen und offen für jede Belehrung der Schriftsteller, wurde gefährliche Einseitigkeit vermieden, und der Geist der Zeit, wie er mir damals erschien, schloß das gar zu Auf-

fallende, Barocke, schroff Originelle aus. Was von der Art in mir dämmerte, fand noch keinen bestimmten Ausdruck, und war mir selbst ein Geheimniß.

Eine Unterhaltung theilte ich mit meinen Brüdern. Die Richardsonschen Romane, und vor Allem Fieldings Tom Jones beschäftigten uns lebhaft; Tom Jones war unser Liebling. Was das Buch Gefährliches enthält, konnte uns noch nicht schädlich werden; aber der jugendliche, fröhliche, offene Held erschien uns als ein Muster, während Blifil in unsern Augen das Bild einer gemeinen Seele, eines Spießbürgers, eines verächtlichen, beschränkten Menschen ward, und der Eindruck dieses Buches auf mein jugendliches Gemüth war so tief, daß er, irre ich nicht, einen bedeutenden Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt hat.

Es fehlte mir auch nicht an Gelegenheit, mich unter meinen Mitschülern, ja unter den Freunden meines Vaters bemerkbar zu machen. Die Söhne der Honoratioren vereinigten sich im Sommer zum Vogelschießen. Viele Sorgfalt wurde auf die Flitzbogen verwandt, die Prämien waren verhältnißmäßig bedeutend — und die Festlichkeit, welche sich jeden Monat

einmal erneute, fand abwechselnd in den Häusern der verbündeten Familien statt, und schloß mit einem ungewöhnlich glänzenden Mahle, ward aber jedesmal mit einer Rede eröffnet. Ich war der alleinige Redner, und das schien mir natürlich. Die Eltern ließen es geschehen, keiner meiner Mitschüler wollte mit mir wetteifern, und so schrieb ich die Reden und trug sie mit vieler Wärme vor. Ich erinnere mich des Inhalts dieser Reden kaum; man schien sie gern zu hören, auch die Eltern der Knaben horchten auf die Belehrungen des jungen Redners; aber das nachfolgende Schießen, die Fröhlichkeit, die Freuden des festlichen Mahles verdrängten bald jede Erinnerung an den ernsthaften Anfang, und kaum dachte ich selbst an eine Arbeit, die mich mehrere Tage anhaltend beschäftigt hatte. Nur eine Rede, die mehr als gewöhnlich Aufmerksamkeit erregte, behielt ich lange. Sie handelte von den Pflichten der Könige und der Patrioten, war in dem Sinne der damals dämmernden Zeit, die später so große Erschütterungen hervorrief, mit vieler Kühnheit und Freimüthigkeit abgefaßt, wurde lebhaft vorgetragen, und muß sich in dem Munde eines dreizehnjährigen Knaben seltsam

genug ausgenommen haben. Mein Vater besonders war mit dieser Rede überaus zufrieden, und in der That, ihm verdankte ich auch vorzüglich diese Richtung. Talentvoll, lebendig, mit seiner Lage unzufrieden, glaubte er, oft nicht ohne Grund, sich über den Druck der Mächtigen beklagen zu dürfen, und that es nicht selten mit der Heftigkeit, welche ihm eigen war. Seine Klagen nahmen dann oft eine allgemeinere Wendung; von der Willkür höherer Behörden und dem Stolze des Adels, von dem Uebermuthe der Reichen und der Begünstigung Unfähiger, von den drückenden Verhältnissen der Bürger und der Last der großen stehenden Heere, von allen jenen Aeußerungen der Unzufriedenheit, die später die Welt und mich selbst, oft wohl mehr als billig, in Bewegung setzten, hörte ich nun zum erstenmal reden, und die dunkeln Vorstellungen davon verwebten sich mit den feurigen Entschlüssen zukünftiger Thätigkeit, und trugen ohne allen Zweifel dazu bei, ein Ereigniß hervorzurufen, welches in der Schule eine große Gährung verursachte und mir und meinen Brüdern, ja selbst meinem Vater, hätte gefährlich werden können. Ich darf es nicht verschweigen, obgleich der Schluß, den man

daraus ziehen möchte, mir vielleicht unvortheilhaft sein wird, ja mit meinem Leben, wie ich es hier dargestellt habe, in Widerspruch zu stehen scheint. Die Schule war in fünf Klassen eingetheilt, die von unten gezählt wurden, so daß die fünfte Klasse den höchsten Rang einnahm. In einem sehr großen gewölbten Saale des Erdgeschosses waren alle Klassen versammelt, und eine hölzerne, blau angestrichene Wand, am obern Ende desselben, trennte ein Viertheil, für die höchste Klasse bestimmt, von den übrigen Abtheilungen. Der untere, größere Theil des Saales war durch brusthohe Verschläge in vier Räume für die vier untern Klassen getheilt. Ein Kreuzweg trennte sie.

Die Schüler pflegten sich fast eine Stunde vor dem Anfange des Unterrichts zu versammeln. Diese Zeit wurde zum Spielen benutzt. Die meisten trieben sich auf dem Kirchhofe, wenige zwischen den Bänken, und einige auf den Gängen umher. Hier wurde mancher muthwillige Streich ersonnen, der die Einwohner des Städtchens beschäftigte und noch öfter verdroß; hier bildete sich eine eigene, kleine Welt aus, die, inmitten der Ungebundenheit, ihre feste Regel hatte. Besonders aber herrschte seit uralten Zeiten,

so festbegründet wie das Ansehen der Lehrer, eine strenge Unterordnung, die nie verletzt werden durfte. Die Klassen waren in zwei Bänke getheilt, wer den obersten Platz einnahm, wurde Dux genannt, und die Schüler seiner Bank mußten ihm gehorchen. Jeder Schüler einer höheren Klasse hatte das Recht, die Räume der niedern zu besuchen; aber nie durfte ein Schüler der niedern Klasse in eine höhere hineintreten. Besonders aber war das Ansehen der höchsten Klasse überaus mächtig, und die Schüler der Meisterlectie (Mesterlexen), wie sie genannt wurden, übten eine unbeschränkte, ganz willkürliche, oft höchst drückende Tyrannei über alle anderen Klassen aus. Sie mengten sich in alle Streitigkeiten und entschieden nach Gutdünken; sie theilten Strafen aus, haßten und begünstigten, wen sie wollten, und an eine Appellation war nicht zu denken. Eine Klage bei dem Lehrer wäre Hochverrath gewesen.

Während nun die begünstigten Schüler sich lustig herumtrieben, die verhaßten, zu ihrem Verdrusse, auf ihren Schauplätzen durch den strengen Befehl der Gebietenden festgehalten wurden, während hier gespielt, dort gefochten, an einem andern Orte berathschlagt

wurde, waren regelmäßig Posten ausgestellt, um die Ankunft der Lehrer, die theils in dem Schulgebäude selbst, theils in der Nähe wohnten, früh genug anzusagen. Die Schüler dieser Klasse eilten dann herbei, während die übrigen sich noch herumtrieben. Die Lehrer der untern Klassen erschienen zuerst, so daß ich, der ich in der ersten Klasse meinen Platz hatte, schon beschäftigt war, wenn der Rector erschien. Dieser war ein strenger, ernsthafter Mann, ein Bruder des auch in der gelehrten Welt bekannten Arztes Saxdorf. Er hatte den Titel als Justizrath und sah einem vornehmen Weltmanne ähnlicher, als einem Schullehrer. Er war in dem ganzen Städtchen hoch verehrt, wurde zu den ausgezeichnetsten Honoratioren gerechnet, und alle Schüler betrachteten ihn mit achtungsvoller Furcht. Wenn er, nachdem der Unterricht in den untern Klassen schon angefangen hatte, durch den Saal schritt und hinter der Doppelthüre verschwand, erschien er mir so würdig, der höhere Unterricht der höchsten Klasse so bedeutend, daß es mir wie ein Mysterium vorkam, und ich von dem, was hinter dieser dünnen Wand, an welche ich mich lehnte, gelehrt wurde, die wichtigsten Aufschlüsse über manchen Zweifel, der mich quälte, erwartete.

An den Spielen und Unternehmungen der Vorstunde nahm ich selten Antheil, obgleich ich Dux der untern Bank war, und also einige Autorität auszuüben hatte. Meine Selbststudien ließen mir wenig Zeit für die Aufgaben der Schule, und gewöhnlich waren diese auch nicht so schwierig, daß sie viele Zeit erfordert hätten. Ich benutzte daher fast immer die Morgenstunden zur Arbeit, und trat genau zu der für den Unterricht angesetzten Stunde in die Schule. Obgleich ich selbst auf diese Weise den willkürlichen Mißhandlungen der Schüler der höchsten Klasse weniger ausgesetzt war, hatte ich dennoch Gelegenheit, sie gegen andere ausüben zu sehen. Ich will nicht behaupten, daß sie immer unrecht handelten; die Autorität selbst erzeugt ein Gefühl von Gerechtigkeit, welches da, wo keine Leidenschaft es verblendet, auch auf jugendliche Gemüther seinen Einfluß behauptet. Ja, man dürfte wohl mit Recht sagen können, daß diese Einrichtung, natürlich, wie sie entstanden war, sich nicht so lange erhalten haben würde, wenn sie nicht eine lobenswerthe Seite gehabt hätte. Ich war aber einigemal Zeuge offenbarer Mißhandlungen kleiner Knaben gewesen. Die Schwäche der Kinder, die

kein Gehör fanden, der Mißbrauch einer rohen Gewalt, wo sie keinen Widerstand finden konnte, empörte mich. Einigemal, wo ich den Vermittler abgeben wollte, wurde ich verächtlich abgewiesen und mußte mir gestehen, daß ich gegen diese Gewalt nichts vermochte. Aber Auftritte der Art erschütterten mich, ich zitterte dann vor Ingrimm, und nichts konnte mich trösten. Da entstand der Entschluß in mir, alle unteren Klassen gegen die erste zu vereinigen. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß sie, mit einander verbunden, dieser Trotz bieten konnten. Ich versammelte die acht Vorgesetzten (duces) der Klassen, stellte ihnen lebhaft die Anmaßung der Mitschüler vor, und wie es in nnserer Gewalt stände, sie zu demüthigen. Sie zitterten, als sie meinen Vorschlag hörten, und ihre Angst, ich will es gestehen, äußerte auch ihren Einfluß auf mich. Aber, wie es wohl bei ähnlichen, wichtigern Gelegenheiten zu geschehen pflegt, ich sah ein, daß ein so gefährlicher Versuch, einmal gewagt, doppelt nachtheilig wird, wenn man ihn aufgiebt — und meine feurige Beredsamkeit, die jetzt den zweifachen Zweck hatte, die eigene Furcht zu dämpfen und die Zuhörer zu entflammen, drang wirk=

lich durch. Die erhitzten Knaben versammelten ihre Untergebenen, alle schienen begeistert, und das Geheimnißvolle, Gefährliche und Neue, das Gefühl, Theilnehmer einer Verschwörung zu sein, übte einen großen Reiz über sie aus, der noch dadurch erhöht wurde, daß ein Jeder, wenn die Unternehmung mißlang, sich hinter die Uebrigen zu verstecken und so aller persönlichen Verantwortung zu entgehen, wenn sie aber gelang, alle Vortheile einer unbeschränkten Freiheit zu gewinnen hoffte. Nicht erwachsene Aufrührer allein, sondern auch Knaben kennen diese Gefühle, in welchen Feigheit und Muth inniger verbunden sind, als man zu glauben gewohnt ist.

Es war ausgemacht worden, daß bei einer Gelegenheit, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnere, der allgemeine Aufstand ausbrechen sollte. Aber die Verbündeten waren Kinder, unvorsichtige Aeußerungen machten die Schüler der ersten Klasse aufmerksam, sie horchten, fragten, und bald war alles verrathen, der Aufstand gedämpft und ich als der Urheber genannt.

Mein jüngerer Bruder war eines Morgens, früher als ich, in die Schule gegangen — die große Unternehmung lockte ihn — ich aber, wie gewöhnlich,

noch mit meinem Schulpensum beschäftigt, zu Hause geblieben. Eben wollte ich nun auch fortgehen, als ich meinen Bruder, todtenblaß, auf dem entblößten Kopfe eine klaffende Wunde, aus welcher das Blut über das Gesicht floß, lautschreiend in das Haus stürzen sah. Eine Menge Menschen waren ihm theilnehmend und entrüstet gefolgt und versammelten sich vor dem Hause. Mein Vater war noch nicht ausgegangen; ich folgte dem Bruder, vor Schrecken erstarrt, als er zu ihm hineinging. Er, meine Mutter, sahen den verwundeten Knaben mit Entsetzen an; nur mit Mühe erfuhr mein Vater, was geschehen war. Nie sah ich eine ähnliche Wuth; sein Gesicht glühte, die Stimme schwankte, mir gebot er in abgebrochenen Worten zu Hause zu bleiben, ergriff meinen Bruder, ohne auf die ängstlich rufende Mutter zu hören, und eilte mit ihm, wie er war, durch ein paar kleine Straßen bis zu der Wohnung des Rectors, von dem erstaunten, und bei dem Anblick des verwundeten Knaben entrüsteten Haufen begleitet. Der Rector war in der Schule und mußte gerufen werden; die Folgen des Gespräches mit ihm erfuhr ich auf eine für mich erschütternde Weise.

Den Tag darauf, als ich allein ohne meinen Bruder in die Schule trat, herrschte eine allgemeine ängstliche Stille, ein jeder Knabe saß auf seinem Platze, man hörte keinen laut sprechen. Kein Schüler der ersten Klasse ließ sich sehen, die Thüre blieb verschlossen, die Stunden waren ausgesetzt. Wir ahndeten nur dunkel, daß etwas Außerordentliches vorbereitet würde. Mit mir wagte keiner zu sprechen, und ich selbst war von einer tiefen Angst ergriffen. Der zweite Morgen fing wie der erste an, aber jetzt schritten die Schüler der höhern Klasse mürrisch durch den Saal und verschwanden stillschweigend hinter der verschlossenen Thüre. Schon hatte der Unterricht in den untern Klassen angefangen, als der Rector, von dem Conrector und einem dritten, dessen verhängnißvolles Aussehen uns Schrecken einflößte, begleitet, erschien, und kaum war die Thüre der ersten Klasse hinter ihnen geschlossen, als sie wieder hervortraten. Alle höheren Schüler mußten sich in dem breiten Kreuzgange aufstellen, der Rector und seine Begleiter standen mit feierlichem Ernste in der Mitte des Saales, und nun fing der erstere an, was geschehen war, in ruhigen Worten zu erzählen. Auch von unserer

kindischen Unternehmung war die Rede und ich saß zitternd da; doch wurde mein Name nicht genannt. Er tadelte mild, daß wir uns nicht an die Lehrer gewandt, gab uns aber Recht, daß wir den Uebermuth der Mitschüler nicht länger geduldig hatten ertragen wollen. Als er der Mißhandlung meines Bruders erwähnte, wurde seine Rede immer strenger, zuletzt klang sie — mir wenigstens, der ich in banger Erwartung hinhorchte — furchtbar. Jetzt wurde der unglückliche Schüler, welcher meinen Bruder verwundet hatte, vorgeführt, der eine Begleiter des Rectors; mit einer schweren Ruthe bewaffnet, näherte sich ihm, und die harten Schläge, welche er empfing, doppelt fühlbar, weil der arme Jüngling durch die Art der Strafe sich auf immer beschimpft fühlen mußte, klangen in den weiten Räumen wieder. Eine jede öffentliche Strafe hatte von früher Kindheit an für mich etwas Entsetzliches, mein innerstes Wesen Zerreißendes; ich mochte nie Zeuge einer solchen Bestrafung sein. Jetzt war ich es zum erstenmal — freilich gezwungen — und mußte mir leider gestehen, daß ich die Veranlassung der Verwundung meines Bruders und dieser beschimpfenden Züchtigung war. Alle Kna-

ben weinten, denn so weit die Erinnerung reichte, hatte man keinen solchen Auftritt erlebt in der Schule. Ich glaubte aller Augen auf mich gerichtet, ich fand mich so schlecht, meine Unternehmung so tadelnswerth! — Ein jeder Schlag traf mich. Wie ganz anders hatte ich mir den Erfolg gedacht, als ich den Entschluß faßte, der mir so herrlich dünkte.

Viele Tage vergingen unter großer Furcht; die Wunde meines Bruders heilte bald, aber die empörten Schüler waren wüthend. Als mein Vater eines Abends im Dunkeln ausging, stieß er an einen Faden, der quer über die einsame Straße gespannt war. Man erwartete wohl, daß er stürzen würde, und wollte dann wahrscheinlich unerkannter Weise über ihn herfallen. Mein Verhältniß zur Schule, mein ganzes bisheriges, innerlich zufriedenes Dasein war gestört. Zwar wagte keiner mich anzugreifen, denn ein achtzehnjähriger Isländer, ausgezeichnet durch seine körperliche Stärke, die ihn auch auf der Universität berühmt machte, wie alle Isländer, ein starker Lateiner, aber in allen übrigen Fächern zurück, saß neben mir in der Klasse und hatte mich liebgewonnen. Er hatte keinen Antheil an meiner kindischen Unterneh=

mung genommen, mich vielmehr davor gewarnt; dieser erklärte jetzt, daß ein jeder, der mich anzugreifen wagte, es mit ihm zu thun haben würde, und diese Erklärung gab mir völligen Schutz. Doch war es ein Glück, daß eben um diese Zeit mein Vater nach Kopenhagen versetzt wurde; wir verließen mit Freuden das Städtchen.

Indem ich diese Kleinigkeiten aus meiner Kindheit erzähle, fühle ich es wohl, daß ich zu unbedeutend bin, um das Interesse besonnener Leser für solche Ereignisse in Anspruch nehmen zu dürfen. Aber wie vermag ich es, den Mittelpunkt meines Daseins hervorzuheben und darzustellen, oder, sollte dieses unmöglich erscheinen, wenigstens anzudeuten, wenn die Peripherie unbekannt bleibt? So ist es mir auch klar, daß die wenigen, noch Lebenden, die etwa sich eines Knaben erinnern, der damals ihnen bekannt war, vielleicht ihre Zuneigung genoß, mich kaum in diesem Bilde wieder erkennen werden. Die leichte Beweglichkeit, mit welcher ich jeden Eindruck aufnahm und wiedergab, der heftige Jähzorn, welcher mich oft befiel; sich mehr in Worten, als in Thaten äußerte und schnell verflog, ließ den sinnenden Knaben mit

seinem stillen Ernste nicht vermuthen. Man traute dem so rasch Ergriffenen, in steter Unruhe sich Bewegenden, keinen festen Entschluß zu, und daß ein geheimes, tiefes Streben sich hinter der mehr als offenen, oft unbesonnenen, der Umgebung beschwerlichen Redseligkeit verbergen könnte, mochte Niemand glauben.

Ich kann diesen Widerspruch meines Daseins, der wohl bei keinem Menschen ganz fehlt, an mir aber so schneidend hervortritt, nicht in der Kürze entwickeln, ohne mißverstanden zu werden. Es muß hinreichen, ihn angedeutet zu haben; aber eine Beschäftigung, die mich ein paar Monate hindurch fesselte, darf ich, bevor ich mich zu der tieferen ernsthafteren Seite meines damaligen Lebens wende, nicht mit Stillschweigen vorübergehen lassen; denn in der That schienen die zwei Jahre in Roeskilde alle Keime meiner Zukunft zu enthüllen. Sie waren in ihrer äußeren, scheinbaren Dürftigkeit, die reichsten meines Lebens.

Daß ich Romane zu schreiben anfing und keinen zu Ende brachte, ist kaum der Erwähnung werth. Die oben erwähnten Werke von Richardson und Fielding erweckten, wie gewöhnlich, die Nachahmungssucht,

die kein Zeugniß einer ursprünglichen Anlage abgiebt. Bedeutend erscheint es mir, daß ich ein Wochenblatt ausarbeitete, zunächst wohl nur bestimmt, von einigen Schulfreunden, von den Geschwistern und vorzüglich von der Mutter gelesen zu werden. Der Vater wird aber die ersten Nummern seinen Freunden gezeigt haben; als Erzeugnisse eines dreizehnjährigen Knaben mußten sie, als des Beifalls auch älterer, besonnener Männer nicht unwürdig erschienen sein, und so circulirten sie, durch einen Kalligraphen reinlich abgeschrieben, unter den Honoratioren des Städtchens. Ich hatte das Vergnügen, welches Goethe so hoch anschlägt, meine Ausarbeitungen in zierlicher Abschrift zu lesen; und daß sie auch mir, in so anmuthiger Form, bedeutend und der Aufmerksamkeit werth erschienen, ist natürlich. Aber ich durfte mich auch als Schriftsteller betrachten; und die Neigung, mich für eine solche Bestimmung auszubilden, faßte damals tiefe Wurzel. Es war die ursprünglichste, natürlichste Art, wie, vor der Erfindung der Buchdruckerei, die Schriftstellerei überhaupt entstand. Von den engeren Kreisen der Freunde gepflegt, bahnte sich das Gedachte, Ausgearbeitete in mehr oder weniger abgeschlossener

Form Dargestellte allmälig die Bahn; das weniger Bedeutende entstand und starb in der engen Umgebung, nur das Gediegene erwarb sich einen bleibenden Platz in der Geschichte. Jetzt drängt sich alles Geschriebene unmittelbar, unreif, wie es ist, aus der stillen Kammer in das grenzenlose Gewühl der Literatur und das Mittelmäßigste will seinen Platz neben dem Bedeutendsten behaupten, ja nicht selten gelingt es jenem, wenigstens eine Zeit lang, dieses zu verdrängen.

Mein Wochenblatt enthielt rührende Erzählungen in der damaligen, von England zu uns herübergepflanzten Art (die literarische Bewegung in Deutschland war mir völlig unbekannt), Gedichte, aber auch ernste Betrachtungen, meist religiösen Inhalts. So erinnere ich mich, daß besonders ein solcher Aufsatz, veranlaßt durch die Confirmation meines ältesten Bruders, rein aus dem Innersten eines religiös bewegten Gemüthes entsprang und vielen Beifall fand.

Diese Arbeit fiel in die letzten Monate unseres Aufenthalts in Roeskilde. Fünf bis sechs Wochen lang arbeitete ich fleißig und zur Zufriedenheit meiner Lehrer. Man konnte aber das Wochenblatt als ein

Erzeugniß der oben erwähnten Schützengesellschaft betrachten. Die Lust einiger Mitschüler, die wohl glaubten, sich mit mir messen zu können, sich ebenfalls als Schriftsteller zu produciren, ward immer lebhafter. Zwar suchte ich sie im Anfange abzuhalten, hatte wohl auch die Kühnheit, das mir Angebotene als unreif abzuweisen. Aber die Nothwendigkeit, alle Wochen ein bestimmtes Pensum zu liefern, ward dem Knaben beschwerlich, die Eitelkeit war durch den erhaltenen Beifall befriedigt. Die Lehrer, der Vater selbst, sahen wohl ein, daß eine solche Beschäftigung länger fortgesetzt nicht heilsam war. So ward ich immer lässiger, meine Kritik der dargebrachten Arbeiten ward immer milder, ich war zufrieden, wenn die Mitschüler den Bogen füllten. Das Blatt fand keine Leser mehr und hörte auf. Ist es nicht eine Erfahrung, die in der Literatur auf dieselbe Weise sich oft genug erneuerte? Ich habe sie, als Knabe, gemacht.

Von diesem Wochenblatt ist mir keine Zeile übrig geblieben. Vielleicht hat sich, durch Zufall, irgendwo ein Blatt in der Abschrift erhalten.

In Dänemark, wie in ganz Skandinavien, ist die lutherische Kirche die allein herrschende. Die Refor-

mirten, wie die Katholiken, werden geachtet, geschützt, und ich habe sie nie über Bedrückungen klagen hören; aber sie werden nur geduldet. Der sonst unbeschränkte König hat persönlich die einzige Verpflichtung, daß er lutherischen Glaubens sein muß. In meiner Kindheit fand der Unterricht — wenigstens in den Schulen, die ich zu Helsingör und Roeskilde besuchte — in seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit statt, und wenn er auch nichts Erregendes hatte, vielmehr nur in einer trockenen Ueberlieferung der Glaubenslehren und äußeren Ermahnungen, die nie lebendige Theilnahme erwecken, bestand, so enthielt er doch auch nichts, was störend einwirkte, wenn das religiöse Gefühl in den Kindern durch die Gesinnungen der Eltern geweckt wurde. Ein Buch muß ich dennoch nennen, welches schon in meiner frühsten Kindheit einen tiefen Eindruck auf mich machte; es war Hübners biblische Geschichte. Die kurzen Erzählungen haben, bei aller natürlichen Naivität und Einfachheit, dennoch immer etwas in sich Geschlossenes, Kernhaftes und Anziehendes. Das Leben der Altväter erscheint in seiner reinen, erhabenen Einfalt, die Geschichte des jüdischen Volkes in ihrer Schärfe, das Evangelium

in seiner Lieblichkeit, ohne Prunk und ermüdende Reflection. Seit meinem siebenten Jahre sah ich das Buch kaum; aber viele Stellen, die mich innerlich bewegten, hinterließen einen bleibenden Eindruck und schweben mir noch mit bestimmter Klarheit vor.

Jegliche Regung der Andacht, ein jedes religiöse Gefühl verdanke ich meiner Mutter; recht inniglich muß ich sie den guten Engel meines Lebens nennen. Sie war es im tiefsten Sinne des Wortes, und wenn je, selbst im späteren Alter, das strafende Gewissen sich aus der Verworrenheit und den Verirrungen des Lebens erhob, so stellte es zu jeder Zeit mir ihre wehmüthig sorgende Gestalt vor die Seele, wie sie, durch die Sprache einer höhern Welt seit früher Kindheit mit mir verbunden, dann warnend winkte.

Ich lebte damals jene anmuthige Zeit der Jugend, in welcher ein dämmerndes Bewußtsein über das, was die frühere Kindheit unbewußt glaubt und dunkel fühlt, aufzugehen anfängt, ohne demselben seine Heiligkeit zu rauben. Die Welt und was sie mir Ergötzliches darbot, berührte mich stark, aber vorübergehend, ich konnte mich in den kindlichen Genüssen bis zum Uebermaaß berauschen, und dann schien alles

Höhere in dem Taumel, der mich ergriff, vergessen und verschwunden, aber ich erwachte schnell aus diesem Rausche, der mich augenblicklich betäubte, ohne den inneren, tieferen Kern meines geistigen Lebens zu vergiften. Und der Mittelpunkt aller Liebe — meine Mutter — wie konnte ich an sie denken, ohne tief bewegt zu werden! Ein Gefühl, aus hoher, grenzenloser Achtung, unbeschränkter Hingebung und zartem Mitleiden gemischt, ergriff mich, wenn ich sie sah — ich könnte mich nach ihrem Anblick, wie nach dem einer Geliebten sehnen. Jede Bewegung, die leise Sprache der Kranken, ihre unbedeutendsten Worte übten über mich eine hinreißende Kraft aus, und die sanfteste Ermahnung, wenn sie von ihr kam, vermochte den heftigsten Zorn des Knaben zu bändigen.

Ich war schon in der frühesten Kindheit zum Geistlichen bestimmt worden, und ich betrachtete mich gern als einen zukünftigen Prediger. Die Talente, welche man mir zutraute, das innere Sinnen, meine Neigung zur einsamen Beschäftigung, schienen diese Bestimmung so natürlich zu fordern, daß nie ein Zweifel darüber entstand. Nur als das heftige, bewegliche, nach außen strebende Wesen sich immer be=

denklicher zu entwickeln anfing, erzeugte diese Verwandlung des sonst so zurückgezogenen Knaben die Sorge der Mutter. Diese Lebhaftigkeit schien ihr mit dem Ernste eines zukünftigen Geistlichen in Widerspruch. Ich selbst bekam das oft zu hören, und von der geliebten Mutter geäußert, erregte es meine Aufmerksamkeit, aber ich begriff es nicht. Wenn ich in meine stille, einsame, innere Welt versunken war, dann schien ich mir selbst ein anderer zu sein, was mich vorher äußerlich bewegt hatte, war verschwunden, und da solche plötzliche Aufwallungen, in der damaligen, wenn auch nicht schuldlosen, doch friedlichen Zeit meines Lebens, keinesweges störend in die Welt eingriffen, in welcher ich mich bewegte, so glaubte ich vorwurfsfrei dazustehen. Wenn aber darauf die kindische Freude, die gesellige Aufregung mich erfaßte und ich mich ihr ganz und ungebunden hingab, schien mir dieses wieder so natürlich, daß ich es mir eben so wenig vorzuwerfen vermochte. Ich wußte recht gut, was eigentlich Tadel verdiente. Grade in dieser Zeit meiner Kindheit entstand unter einigen, älteren, christlich gesinnten Bürgern die Sorge, daß mit den Perücken der Geistlichen auch das Christenthum ver-

schwinden würde; man tadelte einen jungen Geistlichen heftig, der sich unterstanden hatte in einem Familienkreise zu tanzen, und sah in diesen Zeichen der Zeit etwas höchst Bedenkliches und Drohendes. Der Vater, welcher überhaupt, im damaligen Sinne, aufgeklärt war, rühmte solche Versuche, die äußere Manier der Frömmigkeit zu bekämpfen, eben so sehr, wie sie von Andern getadelt wurden, und obgleich die Aufklärung meines Vaters mir manche geheime Sorge machte, neigte ich mich doch, von einem angebornen Widerwillen gegen jede äußere, nichtige, aus einer inneren Lüge entsprungene Form getrieben, zu dem jüngeren Geschlechte, und selbst die Mutter konnte in der natürlichen Veränderung der Kleidung, oder in der unschuldigen Lust eines sonst redlichen und frommen Predigers nichts Tadelnswerthes finden. Ich ahndete damals noch nicht, daß wenige Jahre später dieser Haß gegen die äußere Manier, ihre abstoßende Förmlichkeit und angelernte Salbung — dieser Pharisäismns der Geistlichkeit, der in meiner Jugend so grell hervortrat, auch da noch, als die neueren Ansichten zu herrschen anfingen — ein Hauptmotiv für mich werden sollte, dem geistlichen Stande zu entsagen.

In der That ist der Haß gegen alles Kastenwesen, gegen jeden Formalismus eigenthümlicher Richtungen, wenn sie sich fixiren und sich in sich abschließen wollen, wenn sie dem lebendigen, liebevollen Wechselverhältnisse mit allen übrigen Richtungen des Lebens zu entsagen suchen, noch heute in mir eben so stark, als er es damals war. Er begründete von früher Kindheit an meine Abneigung gegen das Militair, in dessen Mitte ich lebte, später eine Geringschätzung der Geistlichen, und eine nie ganz verdrängte Opposition gegen den Adel. Ein früh erwachtes, deutliches Bewußtsein überzeugte mich, daß eine solche Abschließung stets mit einer Vernichtung der edelsten Keime, welche Gott uns zur Entwickelung anvertraute, unvermeidlich verknüpft ist.

Aber wie lebhaft der Knabe sich auch nach außen hin bewegen mochte, nie war sein Gemüth inniger, wahrer von der Heiligkeit des Glaubens durchdrungen, als in jener Zeit, die ihm noch immer als die friedlichste, fröhlichste, als das Paradies seines Lebens vorschwebt. Die Mutter ahndete den nahen Tod und lebte nur noch für ihr höheres Leben; mir erschien sie als ein schon jenem Dasein geweihter Engel, der

uns bald verlassen würde, zugleich aber dringend ermahnte, an den Tod zu denken, für den Augenblick zu leben, der uns allen bevorsteht, ihr aber so nahe war. Ich erinnere mich an zwei heftige und bedenkliche Anfälle ihrer Krankheit, die uns in Angst setzten — da öffnete sich das stille Heiligthum der Krankenstube, an welche die Kranke, Leidende wochenlang und für uns unzugänglich gefesselt war. Wir Kinder mußten uns alle um das Krankenbett stellen, ich ein Gebet vorlesen; der Vater, tief bewegt, lehnte sich an das Bette, die Mutter richtete sich in die Höhe und die Kinder schluchzten. Aber wie eine tröstende Stimme aus einer seligen Welt klang dann, was sie von der nahe bevorstehenden Erlösung sprach, von der Freudigkeit, mit welcher sie dem Tode entgegen sehe, und der Zuversicht, mit welcher sie uns, die Kinder, der Obhut Gottes anvertraute. Sie wandte sich, das letzteremal an mich — wie es später in ihrer Sterbestunde geschah — sie weihte mich dem Dienste des Herrn, sie sprach den Segen über mich. Die grundlose Liebe zu meiner Mutter, die mit mir herangewachsen war, erhöhte den Eindruck einer solchen Rede — laut weinend stürzte ich auf die Knie, ich wünschte

mit der Mutter zu sterben — und dennoch durchdrang mich in diesem schmerzlichen Augenblicke ein seliges, ja freudiges Gefühl, und als ich die Mutter verließ, fühlte ich mich wie geweiht.

Von dieser Zeit an wurde ich, auch als die gefährlichen Symptome der Krankheit nachgelassen hatten, öfter allein in die Stube der Mutter geführt. Was soll ich von diesen Stunden sagen, die mich mit der Mutter in eine so innige Verbindung brachten, daß sie erst mit ihrem Tode aufhörten. Womit wir die Zeit zubrachten — es war nicht Gebet, nicht Belehrung, und doch beides; ihr schönes, liebevolles Vertrauen löste auch mir die Zunge, so daß ich zu sprechen wagte, ihr mittheilte, was ich gelernt hatte, was mich vorzüglich ansprach, so wie die Zweifel, welche mich quälten. Ich erinnere mich nicht, meine Mutter je in einer überspannten Stimmung gesehen zu haben — jene Seelenangst, in welche der Reuige versinken soll, kannte sie nicht, oder hatte sie längst überstanden; Alles, was sie sprach, war Friede und Freudigkeit, und selbst das, in religiöser Hinsicht nicht ganz glückliche Verhältniß zu meinem Vater, wurde auf eine so zarte und schonende Weise berührt, daß

sie dadurch den geheimen Zwiespalt, welcher sich in meiner Seele erhoben hatte, beschwichtigte, nie verstärkte. Wir lasen Manches zusammen, Gebete, Andachtsbücher: viele sprachen mich wenig an — aber Stillings Jugend lernte ich in diesen Stunden kennen, nicht leicht konnte eine Schrift für mich wichtiger sein, und auch Fenelons tiefer Geist trat mir, wie ein höherer Genius, dessen Bedeutung ich mehr ahndete, als begriff, entgegen.

So war das Christenthum die innerste Angelegenheit meines Lebens geworden. Ich erinnere mich, daß ich in Stunden, wenn meine Seele ganz in dem aufgegangen war, was mich durchdrang, meinen Brüdern fremd, seltsam vorkam, daß sie es Verstellung nannten — und dann wieder nicht begreifen konnten, wie ich in andern Stunden so ganz das fröhliche, unbefangene Kind zu sein im Stande war. Aber ich war in beiden Lagen durchaus glücklich, und auch die Religion wurde mir jetzt der Gegenstand eines ernsthaften Studiums. Ich habe in dieser Zeit die ganze Bibel durchgelesen; die Beschäftigung mit dem neuen Testamente in der Schule, obgleich sie meine Kenntniß der griechischen Sprache nicht sonderlich för-

derte, lenkte meine Aufmerksamkeit doch fortdauernd auf einen Gegenstand, der mir schon so wichtig geworden war. Ich suchte mir die Hauptlehren des Christenthums anschaulich zu machen, und arbeitete lange an einem dogmatischen Lehrbuche, — freilich war ich während dieser Arbeit Lehrer und Schüler zugleich. Das einzige, was ich aus dieser glücklichen Zeit eines mannichfaltigen, inneren Lebens übrig behalten habe — ist der Anfang einer Kirchengeschichte, die, wie Stolbergs, mit Adam beginnen und in der gegenwärtigen Zeit endigen sollte. Meine Quellen waren außer der Bibel, eine dänische Uebersetzung des Josephus und Bastholms Geschichte des jüdischen Volkes. Das Manuscript reicht bis zu Samuels Zeit. Noch immer erinnere ich mich, mit welcher Freude ich das Buch der Makkabäer las. Es war mir angenehm, das jüdische Volk aus seiner wunderbaren Abgeschlossenheit in die Mitte bekannter Völker treten zu sehen. Ich fühlte es wohl, daß Leben, Gesinnung, Sprache sich geändert hatten, daß jene Tiefe der Religiosität, jenes Aufgehen in einer höhern Bestimmung, gegen welche das Volk sich immer von Neuem und immer vergebens sträubte, wenn auch nicht ganz

verschwunden, doch zurückgetreten war; aber eine Empfindung durchdrang mich, der ähnlich, die uns ergreift, wenn wir einen Menschen, mit welchem wir einsame Stunden ernsthafter Betrachtung zu durchleben pflegen, unvermuthet in eine heitere Gesellschaft treten, und mit Andern in Streit und Frieden verkehren sehen. Gelehrte Theologen werden lächeln, wenn sie den schon alten Naturforscher über seine kindischen, fruchtlosen, theologischen Studien reden hören.

Auch die Kirche, die Predigten wurden mir nun wichtig; zwar nicht diejenigen, denen ich zuweilen in der Domkirche gezwungen beiwohnen mußte. — Beiwohnen — sage ich, denn ich erinnere mich nicht, daß ich eine einzige angehört hätte, und nur selten blieb ich während der Predigt in der Kirche. So strenge die Schulzucht, so locker war die Aufsicht über uns Schüler während des Gottesdienstes. Wir mußten uns einfinden und singen; der Kantor, mit dem wir sonst fast in keiner Verbindung standen, als daß er in Nebenstunden Unterricht im Singen, der immer mit Nachläßigkeit betrieben wurde, und einmal wöchentlich in der deutschen Sprache ertheilte, hatte deshalb keine Gewalt über uns, und ine seltsame

Gestalt, seine bizarren Manieren machten ihn lächerlich. Wenn die Predigt anging, schlichen wir davon, um auf dem Kirchhofe zu spielen.

Eine Kirche, die einer Landgemeinde gehört, liegt in einer entfernten Vorstadt von Roeskilde. Ich hörte den Prediger derselben rühmen, und begierig zu erfahren, ob sein Vortrag meine Aufmerksamkeit fesseln könnte, besuchte ich die Kirche. Wie sehr fühlte ich mich gleich zum erstenmal angezogen, als ich die freundlichen Züge des Redners erblickte: es war ein Mann von mittlern Jahren, der mit dem offnen, klaren Antlitz frei um sich schaute; seine Stimme klang hell und deutlich, seine Gebete waren kurz. Schon als Kind erkältete mich das Anhören langer Gebete, die kein Ende nehmen wollten; das dürre Register irdischer Bedürfnisse, dem Herrn vorgehalten, erschien mir zweckwidrig, die sichtbare äußere Anstrengung der laut Betenden, eine Wärme zu erkünsteln, die nicht unwillkürlich aus dem innersten Herzen hervorquoll, ängstigte, ja peinigte mich. Ich kannte das Gebet, denn ich lebte in jener glücklichen Zeit der Unschuld, welcher es so natürlich ist; aber nie konnte ich laut beten, nie die Worte eines Gebetes künstlich

setzen — es war des Herzens innigste Sehnsucht, die den liebenden Vater, des Ohnmächtigen ängstliches Flehen, das des Mächtigen Schutz suchte; es quoll unmittelbar, ohne klare Worte und mir dennoch unendlich deutlich, aus den innersten Tiefen eines bewegten Daseins hervor, und fand unmittelbar Erhörung. Ja, ich darf es sagen, ich betete in jener fröhlichen Kindheit nie, ohne erhört zu werden. Aber ich wollte mir auch keine Güter der Erde erflehen: wie etwas wunderbar Herrliches lag Welt und Zukunft vor mir, und in der Gegenwart fand ich mich so überschwenglich beglückt, wie von einem anmuthigen Zauber umfangen. Erhalte meinen Glauben rein, konnte ich, nicht ohne Angst, flehen, wenn Gespräche mit dem Vater bedenkliche Zweifel in mir erregten, die dennoch nur einen vorübergehenden Eindruck hinterließen. Wohl konnte in meinen Gebeten der Wunsch liegen, daß Gott mich zu einem berühmten Manne machen möchte, dessen Name genannt und gepriesen würde; aber an meinen Fleiß, an meine Mühe sah ich seine Erfüllung gebunden, und wünschte auch nicht, daß es anders wäre, denn in dieser Mühe lag ja der Quell eines unsäglichen Genusses. Meine Gebete

waren nichts anders, als der unwillkürliche Ausfluß des dankenden Gefühls, welches mich überzeugte, daß ich erhört war, ehe ich flehte.

Freudig ergriff es mich daher, als ich nun hörte, wie der Prediger in einfachen Worten Gott anrief, daß er den Zuhörern jene stille, sinnende Aufmerksamkeit, jenes von dem Irdischen abgewandte, reinigende Einkehren in sich selbst schenken möchte, damit jedes Gemüth, wie das Gotteshaus, welches uns umfing, ein gereinigter Tempel des Herrn würde, in welchem sein heiliges und erlösendes Wort tiefen und fruchtbaren Boden fände. Ich fühlte die Wirkung dieses Gebetes in meinem Innern; ich verschlang jedes Wort des Redners, und verließ die Kirche, von einer Seligkeit durchdrungen, wie ich sie jetzt zum erstenmal kennen lernte. Aber ein kurzes Nachsinnen verdrängte bald jene freudige Stimmung, und ich fühlte mich von einer großen Angst ergriffen. Ich hatte meiner Mutter versprochen, ihr die Predigt wiederholen zu wollen; ich war überzeugt, daß das, was mir bei Schriften, welche ich durchlas, und deren Inhalt mir klar wurde, gelungen war, mir auch bei Predigten, die ich hörte, gelingen müßte — und nun

nahm ich mit Schrecken wahr, daß der hinreißende Eindruck der Rede gänzlich ihren Inhalt überwältigt hatte. Lange streifte ich auf den Feldern herum, besann mich vergebens — das Ganze stand klar vor meiner Seele, wie ein wunderbares Bild, dessen Nähe mich beglückte, ohne daß ich die einzelnen Züge zu unterscheiden vermochte — und so erschien ich weinend vor der Mutter, um ihr das Seltsame zu erzählen, was mir begegnet war, und wie ich verzweifelte, jemals eine Predigt wiederholen zu können. „Nimm dir's nur vor, Henrich," sagte die gütige Mutter, „denke recht lebhaft daran, daß du die Predigt nicht blos für dich, sondern auch für deine arme, kranke Mutter hörst, die leider keine Kirche besuchen darf, und es wird schon gelingen." Ihr Zureden tröstete mich. Der Kantor erlaubte mir leicht, aus der Domkirche wegbleiben zu dürfen, da ich doch nur stillschweigend dasaß und aus Mangel an Stimme nicht mitsingen konnte. Jeder Sonntag traf mich nun der Kanzel des geliebten Predigers gegenüber: mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit hörte ich seinem Vortrage zu, und vergaß bei keiner Periode, daß ich sie der armen, kranken Mutter, wie einen

Segen, in das Haus bringen sollte. Jetzt glaubte ich meiner Sache gewiß zu sein; wenn die Predigt zu Ende war, ging ich einsam in den Feldern herum, suchte mir den Inhalt, den Zusammenhang ins Gedächtniß zurückzurufen, und eilte, erfüllt von dem, was ich vernommen, was ich mir angeeignet hatte, zur Mutter. Die Geschwister erschienen, und meine Rede quoll, fast jedesmal ohne Anstoß, aus der überfließenden Seele hervor. Selige Augenblicke, wenn ich die Thränen der Rührung und der Freude in den Augen der liebenden, glücklichen Mutter sah! O, daß ihr nie aus meiner Seele verschwunden wäret — mit welcher ungetrübten Freude würde ich mich ihrer dann jetzt erinnern. Lange setzte ich diese Beschäftigung fort, die mich so sehr beglückte, bis einst die Mutter mir sagte: du hast nun so lange Predigten gehört, dir den Zusammenhang gemerkt, solltest du nicht endlich im Stande sein, selbst eine Predigt auszuarbeiten? Ich erschrak, als ich diese Worte hörte: gewohnt, nur das aufzufassen, was ich vernahm, war mir der Gedanke, daß ich selbst eine Predigt verfassen könnte, nie eingefallen, ja, ich würde vor einer sol-

chen Vorstellung, wie vor einer Vermessenheit, zurückgebebt sein. Mir schien, seit ich den geliebten Prediger kannte, sein Amt so heilig, seine Bestimmung so erhaben, und so herrlich das Ziel, wenn es meinem angestrengtesten Fleiße gelingen könnte, in ferner Zukunft, so wie er, das geheiligte Evangelium den Menschen zu verkündigen. Zwar träumte ich mich oft in diese Zeit hinein, ich sah mich auf der Kanzel — was ich überkommen, verband sich mit dem, was ich selbst gedacht hatte, und meine Reden, mehr angeschaut, als gedacht, ergriffen mich selbst und die erträumten Zuhörer. Aber diese Träume, wie so viele andere, die als weissagende Blüten den halbschlummernden Knaben auf dem einsamen Lager begrüßten — dufteten, entfalteten sich in der stillen Nacht, und verwelkten, wenn die Reflection des Tages ihm die dürre Wirklichkeit und ihre Schranken nahe rückte. — Jetzt sah ich mich durch die Mutter aufgefordert, und mehr bedurfte es freilich nicht, um alle Bedenken zu heben; denn was glaubt die Jugend nicht unternehmen, nicht wagen zu können? Ich weiß mich auf keine dieser Predigten zu erinnern; die Mutter schien mit ihnen zufrieden; doch wagte ich es nur selten,

ich glaube etwa drei bis viermal, ihr selbstverfertigte Predigten vorzutragen.

Obgleich die Prediger der Domkirche nicht des Knaben Aufmerksamkeit fesseln konnten, so war ihm dennoch diese Kirche in vieler Rücksicht wichtig. Das große, mächtige Gebäude enthielt so Vieles, was die Phantasie in lebhafte Bewegung setzte. Die Denkmäler der Könige, die Ueberlieferungen von den großen Gerichten Gottes, welche das Land erschüttert und ganze Geschlechter ausgerottet haben, kurz Alles, was hier, in diesen mächtigen Räumen, das stumme Zeugniß seiner Gewalt ablegte, verband sich mit der gottesdienstlichen Feierlichkeit, die für mich immer etwas Ergreifendes hatte. An gewissen Tagen der Woche mußte ein Schüler, Morgens früh um sechs Uhr, zwischen die immer offenen eisernen Gitterthüren des großen Chores treten und laut ein Gebet lesen. Es war mir immer angenehm, wenn die Reihe mich traf, und oft übernahm ich dieses Gebet für andere Schüler, die, besonders im Winter, sich scheuten, so früh aufzustehen.

Ein Kirchendiener begleitete mich, schloß den Chor auf, zündete an einem Kandelaber die Lichter an, und

ich trat in die geöffnete Gitterthüre. Der Chor war um einige Stufen erhöht, ich blickte in die langen Gänge hinab, welche noch in nächtliches Dunkel gehüllt lagen. Nur hier und da saß ein Andächtiger, wohl verwahrt gegen die Kälte, vor sich ein Licht; mir war es dann, wenn ich die finstern Massen übersah, als ob die begrabenen mächtigen Gestalten mir nahe träten, als erblickte ich das offene, dunkle Grab der ganzen Vergangenheit des Geschlechtes vor mir, welches stumm, nicht das Leben, das mich sonst umgab, vielmehr das Grauen des Unterganges verschwundener Zeiten kundthat. Der Eindruck war völlig phantastisch. Wenn ich aber das Gebet mit heller, lauter Stimme in die Dunkelheit hineinschallen ließ, dann ergriffen mich die einfachen Worte tief; oft war die Stimme unsicher, sie klang wie eine fremde, die mir warnend zurief; Thränen der Reue, der Sehnsucht, der zweifelnden Hoffnung strömten die Wangen herab, und viele Tage hindurch konnte ich diesen Eindruck nicht überwinden, der mich mit langer, ernster Wehmuth durchdrang.

In dieser Kirche lernte ich auch die Wirkung des christlichen Liedes kennen. Schon in Helsingör war

das neunjährige Kind bewegt und erschüttert, wenn es, als Chorknabe in der Reihe der Singenden, selbst stumm, die Leichen zum Grabe begleitete, und die traurigen Töne des ernstmahnenden Liedes: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende," sich hören ließen. Aber hier zuerst trat die Gewalt des Liedes mir entgegen und machte einen Eindruck auf mich, der nie ganz verschwand, und jetzt, wo ich mich dem hohen Alter nähere, seine ganze frühere Gewalt wieder erlangt hat.

In Dänemark wurde in meiner Kindheit die Ausbildung in der Musik völlig vernachlässigt. Die Mutter hatte in ihrer Jugend Klavier gespielt, aber in unserem Hause war kein Instrument zu finden, nur der eine Bruder besaß eine mittelmäßige, völlig unausgebildete Stimme, die Mutter sang zuweilen, kaum vernehmlich, ein geistliches Lied, und es tönte wie ein Seufzer, der mich zwar ergriff, aber die Gewalt des Gesanges kaum ahnden ließ. Noch bis in viel spätere Jahre blieb dieser Genuß, der so vielen Menschen vergönnt ist, mir völlig fremd. Es war daher natürlich, daß die meisten Kirchenlieder von mir gar nicht beachtet wurden, die längeren mich vielmehr

ermüdeten. Wie mich aber zum erstenmal der Kirchengesang mit seiner ganzen, geheimnißvollen Gewalt durchdrang, das will ich jetzt erzählen.

Der Frühling war sehr zeitig gekommen. An einem schönen heitern Ostermorgen, ehe ich nach der Kirche ging, hatte ich, mich einsam wegschleichend, voll Freude einen Blick in die heitere Gegend geworfen, und die ersten Blüten, als bekannte Freunde, jubelnd begrüßt. Von diesem frischen Frühlingsgefühl beseligt, heiter und glücklich, von dem Sonnenlichte schuldloser Freude durchwärmt, selbst in diesem reinen Augenblicke einer Frühlingsblüte ähnlich, trat ich in den Chor, als mächtig von der Orgel her das Lied tönte: „Er ist erstanden, frohe Mähr, versöhnt ist unser Gott und Herr, der Himmel ist mir offen," nach der bekannten Melodie: „Wie hell glänzt uns der Morgenstern."*) Als ich diese mächtige Melodie,

*) Seit vierzig Jahren hörte ich kaum dieses dänische Lied singen, und jetzt, da ich an jene Zeit meiner Kindheit zurückdenke, steht es noch unverwüstlich in meiner Seele da, und ich kann der Lust nicht widerstehen, es so, wie es aus der Kindheit mir entgegentönt, hierher zu setzen:

Han er opstanden
Store Bud!

die, wohl ein Jahrtausend hindurch, so viele wechselnde Geschlechter durchbebt, erwärmt, erschüttert hat, vernahm, da war es, als würde die Macht der Musik mir nun plötzlich kund gethan, als hätte das heitere Frühlingsgefühl seine tiefe, ernste Bedeutung erhalten. Er ist erstanden, tönte es mir aus Himmel, Erde und Meer, aus Wald und Flur, und aus den verborgensten Tiefen der bewegten Seele entgegen. Ich habe keine Worte für die Fülle der Seligkeit, die in dieser Gewißheit lag, wie sie mich durch unsichtbare Flügel in eine höhere Welt erhob, wie alles sich in Freude und inneres Jauchzen verwandelte, und wie auf den Wellen der Töne mein ganzes Wesen, me-

---

Min Gud er en forsonet Gud
Min Himmel er nu aaben,
Min Jesu feierrige Död,
Forbömmelsernes Piile bröd
Og knuste Helveds Vaaben —
Hiin Röst
Min Tröst
Ved den Seyer
Som jeg eyer
Helved bäver
Han var död, men see! han lever.

lodisch durchzittert, in den Himmel hineinschwamm, der mir als geöffnet verkündigt wurde.

„Nun aber ist Christus auferstanden von den „Todten, und der Erstling geworden unter denen, die „da schlafen. Sintemal durch einen Menschen der „Tod und durch einen Menschen die Auferstehung der „Todten kommt. Denn gleichwie sie in Adam alle „sterben, also werden sie in Christo alle lebendig ge„macht werden."

Diese Worte, von der Kanzel verkündigt durch den geliebten Prediger, in dessen Kirche ich eilte, während die Töne des Liedes meine Seele füllten, erhielten nun für mich eine unergründliche Feierlichkeit. Der Ostertag erschien mir als der größte Festtag der Natur, der Geschichte und eines jeden Menschen. In diesem unentwickelten Gefühle lag eine Tiefe, die mir in der Erinnerung lange Jahre hindurch vorschwebte. Ich suchte es oft in späteren Zeiten des verworrenen Treibens hervorzurufen; es leuchtete mir aber wie ein wunderbar Bekanntes, mir Befreundetes entgegen, das mir jetzt unbekannt, entfremdet worden war.

Aber vor Allem war mir das Abendmahl das tiefste Mysterium des Christenthums, noch ehe ich es

genoß. Dieses bedeutendste und höchste Sakrament wurde in der großen Domkirche mit besonderer Stille und Feierlichkeit begangen. Unten saßen die vorbereiteten Gäste, die Geschlechter getrennt, in stilles Gebet versunken. Der Altar ist mit einem niedrigen Gitter umgeben und vor diesem eine Erhöhung zum Knien. Die Anzahl, die auf einmal hier knien kann, ist der ganzen Gemeinde bekannt. Ruhig erheben sich die Männer, ordnen sich, knieend um den Altar, die Prediger theilen Brot und Wein, von einem zum andern fortschreitend, aus, sie erheben sich — und man sieht nie eine zweite Reihe hervortreten, bevor die erste sich ruhig niedergelassen hat.

Ich hatte oft mit der Mutter von diesem tiefsten Geheimniß des Glaubens gesprochen. Daß ich selbst noch nicht zu diesem Genusse reif geworden, steigerte das Gefühl seiner Unergründlichkeit in mir. Wohl schlich manchmal, wenn ich im kindlichen Sinne das Wunderbare, was dem Genießenden gereicht werden sollte, erwog, ein leiser Zweifel, wie ein furchtsamer, scheuer, lauernder Begleiter der Andacht, sich in meine Seele; aber er erhöhte nur meine Verehrung, denn jeder Zweifel, kaum geahndet, verwandelte sich in

Angst. Das Gefühl, als wollte eine geheime, nächtliche Gewalt mir das höchste Gut entreißen, gab diesem einen größern Werth, so daß ich mit ängstlichem Streben das Heilige festzuhalten suchte, was ich zu verlieren fürchtete.

Wenn ich nun aber die Gäste des heiligen Mahles sich von dem Altar erheben sah, während ich den Sitz der Knaben in der Nähe einnahm, und grübelnd nachsann, welcher wunderbare Genuß ihnen geworden war — dann konnte ich mit einer forschenden Begierde, die aus Zweifel, Angst und grundloser Verehrung zusammengesetzt war, die ernsthaft Sinnenden verfolgen, wenn sie an mir leisen Schrittes vorübergingen.

Wie unendlich näher trat mir aber dieses Heiligthum, wenn es die geliebte Mutter genoß. Einmal, als ihre Krankheit bedenklich ward, wurde es ihr im Hause gereicht. Die Zeit der Vorbereitung hatte ich mit ihr zugebracht, mein Herz war zerrissen, die drohende Gefahr hatte dann ein so innerlich wehmüthiges, mein ganzes Wesen durchdringendes Gefühl erregt, daß die Andacht des Knaben selbst nicht die gewöhnliche Reinheit der Anschauung festzuhalten vermochte. Wie schrecklich erschien mir der Augenblick, wenn der

Prediger mit den geweihten Gefäßen in die Krankenstube trat.

Es war aber fortdauernd der innigste Wunsch der Mutter, das Abendmahl mit der Gemeinde in der Kirche zu genießen. Doch mußte sich vieles vereinigen, damit dieser Wunsch erfüllt werden konnte. Es war nur in der mildesten Sommerzeit, nur bei heiterem Wetter, nur in den kurzen, schnell vorübergehenden Augenblicken, wenn sie sich einmal vorzüglich wohl befand, möglich. Ich erinnere mich dieses, mir selbst so wichtige Ereigniß zweimal erlebt zu haben. Wenn die blasse Gestalt, die mir so theuer, die mir Alles war, mit schwankenden Schritten, von freundlichen Frauen unterstützt, sich dem Altare näherte, wenn ich, der jeden geheimen Zug des geliebten Antlitzes kannte und zu deuten wußte, das Gesicht wie verklärt sah, wenn aus den großen, schönen, sonst matten Augen die Freudigkeit des Himmels strahlte, und sie nun hinkniete — dann war es, als hätte mein Wesen sich mit dem ihrigen verschmolzen. Ich zitterte, als träte mir ein Heiliges entgegen, dessen Nähe ich kaum ertragen konnte, wenn der Prediger sich der kranken Mutter näherte, wenn ihr das geweihte Brot

gereicht wurde, und die geweihten Tropfen über die blassen Lippen flossen: dann strömten die Thränen mir aus den Augen, ich glaubte selbst das Heiligthum genossen zu haben, und hatte keine Ruhe, bis ich der Mutter weinend in die Arme stürzte, damit sie — die Gesegnete — mich segnen möchte.

Nach solchen Momenten mußte ich die Einsamkeit suchen; nicht die trübe Einsamkeit der Kammer, die vielmehr, welche mich in die Mitte der Natur versetzte. Ein einsamer Platz, nahe bei der Stadt, wo bedeutende, mit hohem Grase bedeckte Wälle, die einzelne mächtige Buchen trugen, mit Schilf bewachsene Moräste einschließen, war mir vorzüglich lieb. Selten sah ich hier, und nur aus der Ferne, Menschen: aber dicht hinter den Bäumen erhob sich der majestätische Dom mit seinen Thürmen, vor mir lagen die versunkenen Wohnungen der Helden, deren Denkmäler die Kirche bewahrte, und über dem Grabe der Geschichte drängte sich das frische Leben der Natur; Blumen blickten aus der Fülle der Gräser hervor, Bäume, die erst keimen konnten, nachdem, was der Mensch baute, lange zerstört war, rag-

ten riesenhaft in die blaue Luft hinein, und Insecten spielten zwischen Pflanzen und Schilf. Ich begrüßte die emsigen Käfer, die bunten Schmetterlinge, das kriechende Gewürm, die Blumen, als Bekannte, und das Gefühl, daß dieses Leben in seinen wechselnden Formen mir nicht fremd war, erfüllte mich mit reiner Lust. Noch erinnere ich mich lebhaft des erschütternden Augenblicks, als ich, nach der letzten Abendmahlsfeier meiner Mutter in der Kirche, von ihr im Hause, nach einem stillen Gebete gesegnet, entlassen worden war — und mich hier auf dem Schauplatze so vieler einsamer Freuden befand.

Diesmal war eine innere Furcht, ein peinliches Vorgefühl von dem nahen Tode meiner Mutter, mein Begleiter in die Einsamkeit. Sie war sehr erschöpft zu Hause gekommen und einer Ohnmacht nahe; die Augen blickten mich so wunderbar, so Tod verkündigend an, daß ich ein geheimes Entsetzen nicht überwältigen konnte. Zum erstenmal ergriff mich eine innere Angst, als stünde ich allein mit der Mutter, die mich bald verlassen würde, in der Welt. Jetzt erst fühlte ich es recht schmerzlich, wie Vater und Brüder sogar keinen Theil nahmen an dem, was mir

so theuer war. Ich fühlte mich so verlassen, ich sehnte mich nach einem Knaben, der meine Gefühle, mein Streben, meine Sehnsucht theilte. Ich träumte mir es so herrlich, wenn ein solcher Knabe, eben so einsam, eben so durchglüht, wie ich, zu mir träte und seine Klagen laut werden ließe — wie wir uns dann verstehen, Alles mittheilen und so selig sein würden. Mit solcher Gewalt ergriff dieses Gefühl mich erst in späteren Jahren wieder. Jedesmal, wenn es sich zu nähern drohte, suchte ich ihm zu entfliehen — denn ein Grauen der fürchterlichsten Verlassenheit durchzitterte mich dann, als würde ich von kalter Todeshand erfaßt. Damals warf ich mich laut weinend in das hohe Gras: erhalte meinen Glauben rein, rief ich, ängstlich ringend im Gebet; da sah ich mich wieder in den Dom versetzt, die blasse Mutter näherte sich dem Altare, und ich genoß, mit ihr verschmolzen, den Leib und das Blut des Heilands.

Ich scheue mich, diesen Moment ausführlich zu schildern. Zu sehr müßte ich befürchten, daß die Ansicht des Alters Gefühle so innerlicher Art in der Erinnerung anders auffassen möchte, als sie damals den Knaben durchdrangen. Nur das ist gewiß, es

war einer der seligsten, gewiß der reinste Augenblick meines ganzen Lebens.

Denn, was mich damals durchdrang, war die ganze Fülle eines ungetheilten Daseins, jede Gestalt der Natur war mir ein geoffenbartes Wort, dessen innerer Sinn mir bekannt schien, auch ohne daß ich es in einen Begriff zu fassen vermochte, jedes bedeutende Wort gewann eine Gestalt. Er, der geliebte Heiland, der Mittelpunkt des Lebens und der Liebe, strömte durch alle Adern der Natur, sprach durch jede Form zu mir, und gestaltete sich durch alle meine Gedanken; er war es, er selbst, denn das kindliche Gemüth versteht es am innigsten, daß der Gegenstand der Liebe persönlich sein müsse. Mein Christenthum hatte nichts von der Manier irgend einer Schule, ja ein frühzeitig erwachtes Gefühl stieß diese, wo sie sich vernehmen ließ, zurück, und ohne äußere Verbindung bildete sich das religiöse Gefühl in mir aus, an der Seite einer Mutter, deren geheimster Trost die Liebe des Heilands war. Entfernt von allen solchen, die uns eine gewisse Art des Ausdrucks lehren konnten, waren die Gebete Mittheilungen natürlicher Aeußerungen eines wahren innern Lebens. Auch stellten wir

keine Vergleichungen an. Jenes Gefühl der Einsamkeit, welches mich eben deswegen mit Entsetzen erfüllte, weil es mir neu war, ergriff mich sonst nie. Meine Brüder konnten fromm sein, wenn die Mutter betete; wenn sie über meine ernsthafte Beschäftigung mit der Religion spotteten, so kränkte mich dieses nur vorübergehend, und die kindliche unbefangene Fröhlichkeit ließ bald jeden Vorwurf der Art verstummen. Auch fiel es mir nie ein, mich für vorzüglicher zu halten; ich glaubte einfach, daß solche Betrachtungen sich für einen zukünftigen Prediger ziemten.

Kopenhagen.

Das sorglosere und angenehmere Leben meiner Eltern hörte auf, als sie Helsingör verließen. Der Stab des Regiments, bei welchem mein Vater angestellt war, ward nach Roeskilde verlegt, und er mußte folgen. Da in einem kleinen unansehnlichen Orte, der fast allein vom Ackerbau lebte, in welchem ein geliebter und angesehener Arzt die Praxis schon in Besitz genommen, kein Ersatz für die ansehnlichen Einkünfte, die mein Vater in Helsingör genoß, stattfin-

den würde, war vorauszusehen. Ich erinnere mich noch lebhaft, mit wie viel Kummer und Sorge die Eltern diese Stadt verließen. Es war wohl damals schon die Absicht des Vaters, eine Versetzung von dem Husaren-Regiment, bei welchem er angestellt war, nach einem Infanterie-Regiment in Kopenhagen nachzusuchen. Das Amt allein konnte, selbst bei einer geordneteren Haushaltung, als die meines Vaters war, eine bedeutende Familie nicht ernähren. Die ältesten Kinder waren schon alt genug, um an den Sorgen der Eltern, die sich ohnehin kaum mehr verbergen ließen, Theil zu nehmen, und mit hoffnungsvoller Erwartung sahen wir das kleine freundliche ländliche Haus ausräumen, um in der großen Hauptstadt ein sorgenfreieres Loos zu treffen. Diese Täuschung, in einer großen Stadt leichtere Mittel des Erwerbes zu finden, ist häufig genug, und die Hoffnungen meiner Eltern wurden auch keineswegs erfüllt. Dennoch dauerte es lange, ehe sie verschwanden, und wir Kinder waren sehr glücklich.

Was bis in meine alten Tage eine Gewohnheit geblieben ist, setzte mich auch in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Kopenhagen in lebhafte Bewegung.

Ich suche auch jetzt noch mit den Oertlichkeiten der Stadt, in welcher ich wohne, schnell und genau vertraut zu werden. Ich fühle mich erst einheimisch, wenn ich die Stadt kennen gelernt; und wenn die nähere Umgebung mir bekannt geworden, mache ich mich mit den entfernteren Gegenden, ja, mit den versteckteren, vielen Einwohnern selbst unbekannten, bekannt. Die Vorstädte, die stillen Nebengassen, wo die letzten Häuser liegen, ziehen mich vorzüglich an. Daß in der frühen Jugend dieser Trieb noch zerstreuender war und mich gewaltsamer in Bewegung setzte, ist begreiflich. Ich trieb mich in den Straßen, in den Häfen, in den Vorstädten und schönen Gegenden herum, und selbst, wenn das strengste Gebot des Vaters mich im Hause festhielt, war ich von den neuen Bildern, die meine Seele erfüllten, in eine Zerstreuung gerathen, die mich alles Frühere vergessen ließ. Als wir in der Wohnung, die uns allerdings größer und ansehnlicher als die bisherige vorkam, eingerichtet waren, sollte nun an die regelmäßige Beschäftigung der Kinder gedacht werden. Die beiden, für die Universität bestimmten Knaben sollten ihre Schulstudien fortsetzen, und die Eltern beschlossen, einen Privatlehrer anzunehmen. Sie glaub=

ten wohl, daß, wenn wir die gelehrte Schule der großen Stadt — damals war in Kopenhagen nur die eine, und die bürgerlichen Schulen, die ebenfalls Jünglinge für die Universität ausbilden, waren noch nicht erstanden — besuchten, sie uns zu sehr aus den Augen verlieren würden. In Kopenhagen verhält es sich mit denen, die auf der Universität studiren, ganz anders, als in Deutschland. Die Ausdrücke, er hat sein Triennium absolvirt, er habe ausstudirt, sind den Kopenhagner Studenten völlig fremd, und ich erinnere mich noch, wie erstaunt ich war, als man mich in Kiel fragte, was ich auf der Universität wolle, da ich ja schon ausstudirt habe? Mir kam dieser Ausdruck ganz unsinnig vor, und noch jetzt ist es mir schwer, einen Sinn darin zu finden. Derjenige, von dem man diesen Ausdruck eigentlich brauchen kann, ist ein solcher, der nie zu studiren anfing. In Kopenhagen verhält es sich anders. Selbst die Amts-Examina finden auf der Universität statt. Der Candidat scheidet nicht durch eine Exmatriculation, wie hier, von der Universität aus; er behält, bis er angestellt wird, die Rechte eines akademischen Bürgers, ja, die ansehnlichsten Stipendien, die mit freier guter Wohnung und

jährlichen Einkünften verknüpft sind, werden dem Candidaten zu Theil. Ein nicht unbedeutender Theil der dänischen Gelehrten führt keinen andern Titel als diesen, selbst nachdem sie sich Jahre lang als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Dem Fremden muß es auffallend erscheinen, wenn er erfährt, welches Ansehen nicht selten mit dieser Benennung verknüpft ist. Bedeutende gelehrte und bürgerliche Unternehmungen sind durch solche Candidaten begründet. Sie nehmen, in Commissionen zusammentretend, mit den höheren, ja höchsten Beamten verbunden, an den wichtigsten Geschäften, oft auf eine entschiedene Weise Theil, und so darf es keineswegs als das Zeichen eines zurückgekommenen Gelehrten gelten, wenn man einen solchen Candidaten von höheren Jahren sieht. Es ist dann oft ein Mann, der in völliger Unabhängigkeit sich den Wissenschaften widmen will. In Deutschland würde ein solcher die Blöße seines Candidatenthums mit einem Doctortitel zudecken, aber die Promotionen, die der Aerzte ausgenommen, sind in Dänemark sehr selten, und werden nur von solchen gesucht, die eine akademische Laufbahn verfolgen wollen. Aus diesem Grunde wird auch in Dänemark der

deutsche Doctortitel nicht sehr geschätzt. Unter solchen Candidaten gab es nun viele, die sich ein Geschäft daraus machten, als Hauslehrer die Studirenden bis zur Universitäts-Prüfung zu unterrichten. Hatten sie bei den beiden akademischen Prüfungen, deren Bedeutung später berührt werden soll, selbst ohne Amts-Examen, das erste Zeugniß erhalten, dann hatten sie das Recht, eben so wie die Rectoren gelehrter Schulen, Zeugnisse für junge Leute, welche die Universität besuchen wollten, auszustellen, und ein Candidat, der sich einigen Ruf erworben, dessen Schüler sich auf der Universität ausgezeichnet hatten, konnte sich eine angenehme und unabhängige Stellung bereiten.

Ein solcher Candidat ward nun auch mein Lehrer. Es war ein Norweger von mittleren Jahren. Er mag nicht unrecht gehabt haben, wenn er mit mir unzufrieden war. Ich war fast ein Vierteljahr lang mit einem Studium ganz anderer Art beschäftigt. Die Stadt selbst, das bunte Leben auf den Straßen, das Seeleben, wie es mir hier zum zweiten Male, wenn auch aus der Ferne, doch in einem größeren Maaßstabe entgegen trat, der Hof, die Equipagen der Vornehmen, vor Allem das Theater, beschäftigten mich so ganz und

gar, daß ich kaum für etwas Anderes Sinn und Aufmerksamkeit behielt.

Man muß nicht glauben, daß wir Kinder das Theater oft besuchten, in sehr langer Zeit nur ein Mal. Mein Vater wollte ohne Zweifel den Eindruck kennen lernen, den diese neue Welt auf die Kinder machen würde. In meinem Leben machte dieser erste Theaterbesuch Epoche. Das Stück gehört, wie ich es später genauer kennen lernte, keineswegs zu den vorzüglichern, es war der Fähnrich; die bekannte Geschichte mit dem silbernen Löffel, die durch eine Göthische Xenie verewigt ist. Das Parterre war gepfropft voll. Man hatte kurz vor Eröffnung des Theaters erfahren, daß der König von Schweden, Gustav III., unerwartet von Schonen nach Kopenhagen gekommen war, daß er mit dem König von Dänemark das Theater besuchen werde. Das Parterre war nach dem Eingange zu erhöht, wir Kinder standen ganz hinten, wo neben der Thüre Bänke waren, auf welche man uns stellte, und so konnten wir über die Köpfe der vor uns Stehenden und unter den Logen, die dicht über uns waren, einen freien Raum gewinnen, von welchem aus wir das dichte Gewühl des erfüllten Parterre, die Königliche Loge und

über das Orchester hinweg die Bühne erblickten. Ich sah hier zum ersten Mal den König von Dänemark, dessen unruhige und seltsam abgebrochene Bewegungen die, fast einem jeden Kinde im Lande bekannte Geistesschwäche verrieth. Gerade an diesem Abende fiel diese bedenkliche Bewegung vorzüglich auf. Der König war gewohnt, sich vorn und rechts hinzustellen, jetzt sollte er nun, den hohen Gast ehrend, an der linken Seite desselben erscheinen. Es kostete viele Mühe, ja, fast Zwang, ihn dazu zu bewegen, und die Bemühung der Hofleute, diese Scene vor dem Publikum zu verbergen, was natürlich nur zum Theil gelang, rief eine Beweglichkeit hervor, die dem Parterre allerdings sehr ergötzlich war, mich aber in Erstaunen setzte, ja, ohne daß ich den Grund wußte, mich beunruhigte. Christian VII. war klein, mager, obgleich höchst zierlich gebaut. Neben dieser hin und herlaufenden unstäten Gestalt stand nun die hohe, schlanke königliche des schwedischen Königs; das Gesicht schien mir edel und entschieden; er blickte stolz und ruhig auf das Volk herab, und sein Bild ist dem Knaben als ein wahrhaft majestätisches geblieben. Ich sah diesen unglücklichen Monarchen nie wieder.

Obgleich nun eine solche nicht erwartete Scene mich sehr überraschen mußte, blieben dennoch meine Augen unverwandt auf die Decke geheftet. Die Begebenheit, so einfach sie ist, die Dialoge, so gemein sie sind, erhielten mich dennoch von Anfang bis zu Ende in ununterbrochener Spannung. Ich hatte mir zwar früher aus der Erzählung eine Vorstellung von dem Theater gebildet, mein ältester Bruder war von Roeskilde aus mit dem Vater in Kopenhagen gewesen, und hatte ein Schauspiel und ein Ballet gesehen. Dieses besonders war durch prachtvolle Dekorationen ausgezeichnet; er hatte Wälder, Gebirge, ein stürmisches Meer gesehen. Das Schauspiel selbst scheint keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, oder dieser war wohl durch das nachfolgende Ballet verwischt. Wir Kinder hatten nach seiner Zurückkunft von der Reise, Schauspiele verfertigt und aufgeführt, wie es Kinder zu thun pflegen: aber jede Vorstellung ward von der Wirklichkeit völlig überboten. Hier war nun von gar keinen wechselnden und imposanten Dekorationen die Rede, so viel ich mich erinnere, blieb dieselbe Stube das ganze Stück hindurch; aber selbst dieser helle, großartige Raum, die

hohen Flügelthüren, durch welche die Personen des Stücks eintraten, erschienen mir würdig und vornehm. Ich vermißte die wunderbaren Erscheinungen, die meinen Bruder in Erstaunen gesetzt hatten, gar nicht. —

Eine lange Zeit nachher sah ich kein Schauspiel. Es war in der damaligen Zeit überhaupt nicht der herrschende Gebrauch, die Kinder mit Genüssen zu überhäufen. Wie der Unterricht dürftig war, waren es auch die Geschenke. Jetzt will man schon frühzeitig in allen Richtungen Alles erschöpfen, und man erzeugt einen Lebensüberdruß, einen wahren Ekel, der früh erregt, eine Uebersättigung mit einer andern vertauscht, und die zwischenliegenden Epochen des wahren lebendigen erzeugenden Genusses mit furchtbarer Eile abzukürzen sucht, daß er nirgends Wurzel fassen und reif werden kann. So wenden der Knabe, das Mädchen, sich mit Ekel von dem unvernünftig angehäuften Spielzeug; der Jüngling sich von der Last unverdauter Kenntnisse ab, und beide haben Epochen zu bedauern, die lebendig in die Zukunft ihres ganzen Lebens hineintreten sollten, weil sie verwelkt, vertrocknet, abgefallen sind. Der Knabe wird altklug, der Jüng-

ling ein Kritiker, das Mysterium des Lebens ist verloren gegangen. So ist unser Leben im Innersten ausgedörrt, die frische Productionskraft verschwunden, der heilige Glaube, der das Mysterium des Lebens bewacht, ist vernichtet; es ist nicht der englische Lord allein, dem Natur und Geschichte zum Ekel geworden sind, unsere Kinder sind schon blasirt und sehen mit Hohn auf ihre Vergangenheit zurück. Unsere Philosophie ist eine Reihefolge von Definitionen und unsere Poesie ein Spottlied auf das Dasein geworden.

Die Zeit, in welcher ich lebte, die Verhältnisse, unter welchen ich groß wurde, versetzten mich in die glückliche Lage, mir den Reichthum der Genüsse des Denkens, wie der Einbildung selbstthätig verschaffen zu müssen. So mußte ich zwei bis drei Jahre lang an dem ersten und einzigen Schauspiel, welches ich sah, genug haben. Es geschah zwar später, doch erst nach dem Tode der Mutter, daß mein Vater, der das Schauspiel öfter besuchte, wenn ein oft gesehenes Ballet nachfolgte, uns Knaben der Reihe nach, nach dem Schauspielhause hinbestellte, und uns, wenn das Ballet anging, sein Billet überließ. Ich mag auf eine solche Weise in diesen Jahren drei bis vier

Ballette gesehen haben. Sie regten uns allerdings sehr auf, aber es war ein betäubender Genuß, der schnell verschwand und ich weiß mich auf keines dieser Ballette zu besinnen. Das Schauspiel hingegen hinterließ einen bleibenden Eindruck, und es war natürlich, daß ich in späteren Jahren selbst über diesen Eindruck reflectirte. Eine einfache Anekdote, die allerdings, wenn sie erzählt wird, Theilnahme erregen muß, wird zu einem ausführlichen Stück ausgedehnt. Ein ehrliebender junger Mann, der es nothwendig findet, seine Armut zu verbergen, und dadurch in Gefahr geräth, als ein Dieb betrachtet zu werden, ist ein ganz interessanter Gegenstand für eine Anekdote, für ein Schauspiel keineswegs, und ich sah später wohl ein, daß es ein schlechtes Stück war. Was war das nun, was mich so ergriff, daß ich diesen ersten Besuch des Schauspiels als ein Ereigniß meines Lebens betrachten mußte, daß ich, obgleich ich Manches von Schauspielen gehört, auch einige gelesen hatte, wie in eine neue Welt ahnungsvoller Genüsse hineinsah? Was ist es überhaupt, was für ungebildete Menschen und Kinder dem Schauspiel eine so unvergleichbar höhere Gewalt giebt, als irgend einer anderen Ergötzlichkeit?

Die Erfahrung, die ich machte, stellt die psychische Thatsache in völliger Reinheit dar. So wie ich diesen ersten Genuß ein Paar Jahre hindurch bearbeitete, war ich mir selber ganz überlassen. Mit den Brüdern konnte ich zwar über den Inhalt des Stücks reden, wir konnten unsere Theilnahme mit der unglücklichen Lage des jungen Mannes, unsere Freude über den glücklichen Ausgang uns wechselsweise mittheilen; meine Brüder aber vergaßen die Sache bald, und ich erinnere mich, daß sie sich verwunderten, ja zuletzt verdrießlich wurden, wenn ich nach langer Zeit wie unwillkürlich auf diesen Gegenstand wieder zurückkam. Es war etwas Anderes, Etwas, wofür ich zwar keinen Ausdruck finden konnte, was aber dennoch mir ganz entschieden vorschwebte und was ich, wenn ich darüber nachdenke, in der Natur der theatralischen Darstellung selbst erkennen muß. Im täglichen Leben kommen wohl Ereignisse vor, die uns in große Spannung versetzen; wir selbst hatten es wohl erlebt, daß durch Mißverständnisse und unglückliche Verhältnisse Menschen, die wir achteten und liebten, in Verdacht, ja in Gefahr gerathen waren. Begebenheiten, die Gegenstände eines Schauspieles sein

können, sind nicht so selten, als man glaubt; aber die Spannung, die erregt wird, ist nicht rein, der Eindruck, der entsteht, kann nicht klar zusammengefaßt werden, er verliert sich, zerstreut und zersplittert in den übrigen Ereignissen des Lebens, durchkreuzt sich mit diesen, daß sie zusammen nur ein verworrenes trübes Bild zu geben vermögen. Neigt sich eine verwickelte und gefährliche Lage allmälig zum Bessern, so sehen wir dieses nach und nach ein, die Theilnahme ist abgestumpft vor dem Schluß, und dieser verliert sich unter den übrigen gleichgültigen Begebenheiten des Lebens. Wenn nun aber ein solches Ereigniß gesondert von allen störenden Einflüssen in seiner Entwickelung rein erhalten wird, daß wir ganz und ohne irgend ein Hinderniß in seine Mitte versetzt werden, wenn der Dichter es versteht, die Verlegenheit, die Gefahr zu steigern, daß wir einen unglücklichen Ausgang befürchten, und durch den eintretenden überrascht werden, so vermag er den Ungebildeten und an solche Genüsse nicht gewöhnten Menschen auf die einfachste Weise hinzureißen, daß er sich und die Verhältnisse, in denen er lebt, ganz vergißt und sich selbst wie zu einem reineren Dasein erhoben fühlt. Denn er findet

sich befreit von dem schwankenden Zustande, in welchem er gewöhnlich lebt. Er findet sich lebhaft in die Mitte eines Ereignisses versetzt und von der Verworrenheit gerettet, die ihn sonst quält, wenn er in den verwickelten Verhältnissen, die ihn umgeben, sich kein reines Urtheil zu bilden vermag. Ist die Darstellung selber nur einigermaßen gelungen, so wird der Genießende kaum gestört durch das Ungeschick eines Schauspielers; ihn reißt das Ganze hin; für das Verfehlte hat er noch keinen Sinn, keine Aufmerksamkeit. Nun war aber die dänische Schaubühne, wie ich sie später nur zu genau kennen lernte, in der That eine vorzügliche, und die Schauspieler bewegten sich mit Geschick und Leichtigkeit.

Dieses ist ohne allen Zweifel das Fundament der großen Gewalt, die die Schaubühne ausübt. Ich werde in einer folgenden Epoche meines Lebens Gelegenheit finden, über die Verhältnisse zu sprechen, die in späteren Zeiten dem Schauspiel seinen eigentlichen unschuldigen Reiz zum Theil selbst für die Ungebildetern geraubt haben.

Ich habe diesen ersten Besuch des Theaters deswegen so ausführlich erwähnt, weil er ein wichtiges

Bildungsmoment meines Lebens enthielt. War in Helsingör der Sinn für die Natur und für das Leben im Großen mir mehr aufgegangen, war die Geschichte mir in Roeskilde nahe getreten und, in den Tiefen des Gemüths, das religiöse Element, so waren es bestimmte, in die Verwirrung des Lebens verwickelte Ereignisse, die sich aus der allgemeinen Unbestimmtheit und Verworrenheit losrissen und sich in sich ordneten, die mich hier in die Tiefen der Dichtkunst hineinblicken ließen. Ich hatte recht eigentlich eine neue Welt gewonnen; die Bewegung und Unsicherheit des geschichtlichen Lebens mit der Bestimmtheit und Sicherheit der Natur. Es haben wenige Einwohner einer großen Stadt eine Vorstellung von dem Eindruck, den sie auf die Bewohner kleiner Städte macht, wenn sie, erst überwältigt von den vielen Gegenständen, die auf sie einstürmen, sie kennen lernen. Man ist nach einem längeren Aufenthalte kaum selbst fähig, diesen Eindruck rein hervorzurufen. In Helsingör war ich allerdings in eine Umgebung versetzt, die an sich großartiger war als die der Hauptstadt, aber sie lag fern von uns, nur selten war es uns vergönnt, dieses große Leben einzeln in der Nähe

zu betrachten. Hier drängte sich die vielseitige Thätigkeit der Menschen unmittelbar auf. Helsingör behielt immer, so wie die Stadt damals war, etwas Kleinstädtisches. Die wenigen Einwohner aus der höheren Klasse kannten sich, und wenn wir auch dort nicht in Gesellschaften erschienen, so waren sie uns doch sämmtlich als Befreundete des väterlichen Hauses wohl bekannt. In Roeskilde, einem bloßen Landstädtchen, war dieses noch mehr der Fall. Obgleich nun beide Städte in einer geringen Entfernung von der Hauptstadt lagen, so erschien uns diese doch sehr entfernt. Für alle Menschen hatten in jenen Tagen alle Entfernungen ein anderes Maaß; was wir von der Hauptstadt vernahmen, war uns daher immer etwas Fremdartiges, Wunderbares; jetzt waren wir mitten in dieses Gewühl hineingezogen. Wer uns auf den Straßen begegnete, war uns fremd. Helsingör, so lange dort kein Hafen war, hatte nur einen unbedeutenden Handel; Kopenhagen war eine bedeutende Handelsstadt und die größte des Landes; Es war jene Zeit, in welcher es dem Lande vergönnt war, durch eine glücklich behauptete Neutralität in dem amerikanischen Kriege sich in eine vortheilhafte Lage

unter den europäischen Völkern zu versetzen. Die bedeutende Rhederei beförderte die Handelsverbindungen mit allen Völkern, der Ackerbau, der wichtigste Nahrungszweig, gedieh, das Getreide fand schnellen und vortheilhaften Absatz, der Kredit des Landes schien fest begründet, der Landbesitz hatte einen bedeutenden Werth; Wohlstand herrschte in allen Klassen, und es war natürlich, daß dieser Zustand des Landes einen großen Einfluß auf das Leben der Hauptstadt hatte. War nun gleich der Knabe mit diesen Verhältnissen unbekannt, so genoß er doch die Folgen derselben. Ueberhaupt zeigte sich auf den Straßen ein bewegteres Leben, als selbst in den viel größern Städten im Innern von Deutschland, Hamburg ausgenommen. Die militärische Besatzung in der Festung, wie die Armee überhaupt, für das Land zu groß, erschien damals gut bekleidet und vermehrte die bunte Bewegung, die in der Stadt herrschte; den ganzen Tag hörte man ein mannigfaltiges Geschrei; denn fast alle Lebensmittel, Fische, Gemüse, Früchte, Blumen, wurden ausgerufen; Straßenlieder, Berichte von Verbrechen, neue, wenn sie da waren, und alte, wenn jene

fehlten, wurden laut feil geboten. Der schauderhafte Inhalt ward einem Haufen, der sich im Kreise aufstellte, bekannt gemacht; an den Straßenecken stellte sich damals ein Weib hin — sie war Statistin bei dem Königlichen Theater gewesen — sang oder brüllte vielmehr einige Verse aus den Liedern, die sie verkaufte und begleitete diesen widerwärtigen Gesang mit übertriebenen mimischen Bewegungen. Matrosenhändel fanden nicht selten statt; ein Menschenhaufen versammelte sich um die Boxer, ohne sie zu stören, und bevor eine nachsichtige Polizei oder Soldaten von der nächsten Wache herbei kamen, war der Auftritt schon zu Ende. Ich erlebte auf diese Weise mancherlei Scenen, die mich sehr ergötzten, besonders zeichneten sich in diesem Straßenleben die Matrosen der Königlichen Marine aus. Der Königliche feste Stock (Kongens faste Stok) wie das Matrosencorps genannt wurde, bildete recht eigentlich den gediegenen Kern des damaligen Volkslebens. Die Marine war Dänemarks eigentlicher Stolz, ihre Schiffe konnten sich mit den besten europäischen messen, sie war durch Tapferkeit, Geschick, die Offiziere derselben zugleich durch gründliche nautische Kenntnisse in ganz Europa berühmt. Ein jeder

Däne war stolz auf die Seemacht seines Landes; Napoleons Siege konnten nicht lebhafter einen französischen Jüngling erheben, als ein jedes dänische jugendliche Gemüth, so wie es die Geschichte seines Landes näher kennen lernte, sich durch den Glanz, durch die alten Siege der dänischen Seemacht gehoben fühlte. Die Matrosen bildeten einen eigenen Stamm, bewohnten ein eigenes Stadtviertel. Einstöckige Häuser, weiß angestrichen, nicht selten heiter und reinlich gehalten, sind in geraden, sich rechtwinklich schneidenden, Straßen an einander gereiht. Hier wohnen nun diese Männer, klein von Wuchs, aber derb, breitschultrig, von ausgezeichneter Muskelkraft. In der That scheinen sie einen eigenen Volksstamm zu bilden, der sich in seltener Reinheit erhalten hat. Sie sind durch einen gesunden, oft treffenden Witz im ganzen Lande bekannt. Die enge Verbindung, in welcher sie leben, unterhält einen Corporationsgeist, der, wenn er auch seine Nachtheile haben mag, doch auch ein moralisches Band erzeugt, durch welches die Gesammtheit etwas Ehrenhaftes, Ritterliches erhält, ein keckes, freimüthiges Wesen, durch welches sie über ihre scheinbar beschränkte Stellung gehoben erscheint. Ihr Witz läßt

sich freilich nicht gut wiedergeben, denn er ist zu derb und dreht sich um Punkte, die sich nicht mit Anstand berühren lassen. Dabei ist eine grauenhafte Anhäufung von Flüchen, die oft höchst eigenthümlich sind, nicht selten ausgezeichnet witzig, ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Sprache geworden. Sie waren die Lieblinge des Volks.

Ich habe in Walseth und Leith bei der Gelegenheit des Schloßbrandes eine Anekdote von einem solchen Matrosen, freilich aus einer etwas höhern Klasse, erzählt, und ich kann nicht umhin, hier ein Paar Auftritte, die ich selbst erlebte, und die in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Kopenhagen stattfanden, zu berühren. Das dänische Militair, damals meist aus geworbenen deutschen Soldaten bestehend, war verhaßt. Ich werde in der Folge Gelegenheit genug finden, über das seltsame Verhältniß zwischen den Dänen und den dort eingewanderten Deutschen zu reden. Hier, bei den Kämpfen zwischen Matrosen und Soldaten, trat dieses nämliche Verhältniß — im Grunde von dem, was in den höhern und gebildetern Klassen sich zeigte, nicht verschieden — auf die einfachste Weise hervor. Der Deutsche, durch ei-

nen unbesonnenen Augenblick seiner Jugend, wohl auch durch schlechtes Leben im Ganzen, war als Opfer eines schändlichen und verächtlichen Systems in die Hände der Dänen gerathen. Unwillig hineingeschleppt in ein fremdes Land, dessen Sitten und Sprache ihm unbekannt waren, nährte er gegen das Volk, dem er gezwungen dienen mußte, einen tiefen Haß. Wie der Verbrecher in seinem Gefängniß, nur mit viel größerm Rechte, lauerte er nur auf den Augenblick, der ihn durch eine listige Flucht aus der verhaßten Knechtschaft befreien konnte. Eine solche Gesinnung erzeugte Haß, eine solche Stimmung Verachtung und Geringschätzung. Der Fremdling entschädigte sich, indem er die Vorzüge seines Vaterlandes prahlend hervorhob. Er gewöhnte sich, wenn er von diesem sprach, an pomphafte Ausdrücke, die auch bei andern Gelegenheiten gebraucht wurden. Ein Franzose, der die Indolenz der Dänen schildern wollte, glaubte genug gethan zu haben, wenn er seinen Landsleuten berichtete, daß die phlegmatischen Deutschen ihre Gascogner wären. In Beziehung auf die geworbenen Soldaten hatte der Däne wohl Recht; sie erschienen wirklich als solche. Wir Knaben, die wir, obgleich von einem deutschen Vater er-

zeugt, durch die allgemeine Stimmung beherrscht, die Deutschen herzlich haßten, konnten uns freilich nicht in die Lage eines armen, betrogenen, ungebildeten Menschen versetzen. Man muß gestehen, daß er keinesweges zu seinem Vortheil erschien. Besonders bildete er einen für ihn höchst gefährlichen Gegensatz gegen den derben, in sich sichern, auf seinen ursprünglichen Naturgrund festruhenden Matrosen, der entschieden auftrat und von wenigen Worten war.

Einst hörte ich ein lautes Gezänk auf der Straße. Ein Soldat war mit einem Matrosen in Händel gerathen. Der Soldat schimpfte laut, eine Menge Menschen versammelte sich; ich drängte mich neugierig hinzu. Schweig, Elender! rief der Soldat mit Pathos, oder ich werfe deinen Kopf bis nach Jerusalem hin. Und ich dich in die Gosse, antwortete der Matrose sehr ruhig, that es aber wirklich und ging stillschweigend weiter. Man kann sich denken, welchen Triumph das Nationalgefühl bei dieser Gelegenheit feierte; auch mir erschien der Matrose höchst respectabel und ich mochte wohl in diesem Augenblicke glauben, daß sich die Deutschen doch keineswegs mit den derben Dänen messen könnten.

Einige Zeit nachher sahe ich einen gedrängten Menschenhaufen um einen betrunkenen Soldaten versammelt. Er hatte sich gegen die Wand gestellt; mit Flinten bewaffnete Soldaten von der nächsten Wache wollten ihn abführen; aber damals trugen die Soldaten, selbst außer dem Dienst, einen Degen. Der Betrunkene hieb rechts und links mit dem Degen um sich; das Volk wich aus, die Mannschaft, die nicht das Aeußerste gegen den thörichten Menschen wagen wollte, war in Verlegenheit. Da kroch ein Matrose aus dem Haufen auf Händen und Füßen herbei, schlich sich unter den Degen, steckte den Kopf zwischen die Beine des Betrunkenen, hob sich empor, warf ihn unsanft auf die Erde und sagte kaltblütig: da liegt er. Darauf verschwand er stillschweigend.

Diese Mannigfaltigkeit neuer Gegenstände hatte mich auf eine Weise zerstreut, die fast unglaublich war; ich mußte mich erst auf mich selbst besinnen, ruhig einheimisch werden in der Welt, in welcher ich lebte. Der stille Friede, der während meines Aufenthalts in Roeskilde in meinem Innern lebte, war ver-

schwunden und kehrte leider in der Art auch nicht wieder zurück. Ich konnte mich kaum auf das, was ich gelernt hatte, besinnen, das Einfachste, die Elemente selbst, schienen vergessen, und etwas der Art ist mir fortdauernd geblieben. Auf einer Reise in eine Sammlung von Naturgegenständen hineintretend, bin ich noch immer zerstreut, verwirrt, das Bekannteste erscheint mir fremd und ich bin unsicher selbst da, wo ich mich am sichersten fühle, während ich auf der stillen Stube in der Welt der Betrachtungen einheimisch bin. Auf eine so vernichtende Weise wie jetzt, trat aber diese Zerstreuung mir nie entgegen, es war ein zerstörendes, obzwar fruchtbares Chaos, aus welchem eine neue Welt hervorgehen sollte. Daß unter solchen Umständen selbst ein guter und besonnener Lehrer an mir irre werden mußte, war begreiflich. Der junge Mann, der unsern Unterricht leiten sollte, versuchte einige Wochen lang vergebens, den Umfang meiner Kenntnisse zu überschauen. Allenthalben traf er auf Unsicherheit, ja wie es schien, auf Unbekanntschaft mit den ersten Anfangsgründen, während mein jüngerer Bruder, der schon seit einigen Jahren mit mir den gleichen Unterricht genoß, gründlichere Kennt-

nisse zu besitzen schien und entschiedene Fähigkeiten äußerte. Es schien ihm tadelnswerth, daß man mich in der Schule in eine höhere Klasse hatte fortrücken lassen. Endlich beschloß er, ernsthaft mit meinem Vater davon zu sprechen und dieser erstaunte nicht wenig, als der junge Mann den Rath gab, mich nicht ferner studiren zu lassen; ich wäre, behauptete er, dazu durchaus unfähig. Ich weiß nicht, in wie fern er Recht hatte: daß ich es aber kaum in irgend einer andern Richtung des Lebens zu irgend einem Geschick gebracht hätte, ist mir völlig klar. Mein Vater hegte nun aber unter allen meinen Brüdern von mir die größte Hoffnung; ich sollte vorzugsweise in der Zukunft die Familie heben, und wenn sie jetzt in Dunkelheit lebend mit Armut kämpfte, sollte sie zukünftig durch mich, wie er hoffte, Glanz und Ansehen erlangen. Obgleich nun der Lehrer nach den Erfahrungen, die er gemacht hatte, und die seine Geduld auf eine harte Probe stellten, nicht unrecht hatte, war es dem Vater nach seinen Erfahrungen auch nicht zu verdenken, daß er auf die Unfähigkeit des Lehrers schloß. Dieser ward entlassen und ein neuer angenommen. Aber auch für mich war dieses Ereigniß

wichtig. Ich war mir meines verworrenen Zustandes sehr wohl bewußt, was mich bis jetzt grenzenlos anzog, war in die Reihe des Gewöhnlichen getreten. Ich wollte mich dem neuen Lehrer auf jeden Fall in einem vortheilhafteren Lichte zeigen und benutzte die Tage, die zwischen dem Abgange des alten Lehrers und dem Anfange des neuen Unterrichts verflossen, mit der größten Anstrengung. Dieser mußte daher ein günstigeres Urtheil fällen, ja mich meinem Bruder vorziehen. So verdiene ich den Vorwurf, das unter diesen Umständen auf jede Weise falsche Urtheil meines Vaters, über den entlassenen Lehrer, befestigt zu haben.

Der neue Lehrer war ein ältlicher Mann, höchst ruhig, ja phlegmatisch; er blieb unser Lehrer, bis wir ein Paar Jahre später die Universität bezogen. Er besaß gründliche Schulkenntnisse nach der damaligen Art, d. h. lateinische und griechische Grammatik und Syntax waren ihm geläufig; von der Prosodie aber muß er nichts verstanden haben; wir wenigstens erhielten in diesem Theile der Philologie gar keinen Unterricht, und ich habe diese Lücke meiner Kenntnisse noch zu bedauern; in allem Uebrigen war der

gute Mann völlig unwissend. Die Muttersprache behandelte er auf die ungeschickteste Weise, und mir, da ich das Bedürfniß empfand, mancherlei Betrachtungen, die mich beschäftigten, in einer überschaulichen Form auszuarbeiten, der ich mich mit einiger Gewandtheit in meiner Muttersprache auszudrücken vermochte, klangen seine Aufsätze, die er manchmal zu unserer Belehrung mit mühseliger Anstrengung zusammenstoppelte, wie die Producte eines Schulmeisters aus der Holbergischen Komödie. Wir Brüder übersahen ihn bald, er aber entwaffnete uns fast durch seine Unschuld. Wenn er einen meiner Aufsätze las, die gewiß, selbst für mein Alter nichts Auffallendes hatten, konnte er auf die naiveste Weise sein Erstaunen und seine Bewunderung äußern; aber selbst diese waren mir gleichgültig, weil sein Urtheil für mich keinen Werth hatte. Hier zuerst bildete sich auf eine für mich allerdings schädliche Weise eine einseitige Geringschätzung gegen strenge philologische Kenntnisse aus. Der Rector einer ansehnlichen Schule, der sich fern hält, keine Gelegenheit hat, durch eine vertrauliche Nähe sittliche oder geistige Schwächen zu verrathen, theilt auch den Gegenständen seines Unterrichts die Wichtigkeit, die Wür-

de, den Ernst seiner Person mit. Was wir dicht neben auffallend persönlichen Schwächen und großer Beschränktheit kennen lernen, hat jederzeit für uns einen geringen Werth. Indessen schwebte uns die glänzende Aussicht, von der Knechtschaft des Unterrichts entlassen, eigene Studien frei zu wählen und zu betreiben, die Freiheit des Universitätslebens, als ein glänzendes Glück vor der Seele. Wir waren besonnen genug, um einzusehen, daß wir, wenn wir dieses Glück erreichen wollten, allen Nutzen von dem Unterricht des Lehrers ziehen müßten, den er uns gewähren konnte. So lasen wir einige Bücher der Aeneide, den Horaz ganz; einige Oden ausgenommen, die als unsittlich übersprungen wurden, und die wir dadurch eben am genauesten kennen lernten. (Es ist die bekannte Geschichte mit den verbotenen Büchern und dieselbe Thorheit wiederholt sich in dem größten, wie in dem kleinsten Kreise.) Im Griechischen wurden ein Paar Bücher der Iliade, das zweite Buch des Herodot gelesen, und das war Alles. Mein Lehrer verstand kein Hebräisch. Meine Eltern hatten mich entschieden für die Theologie bestimmt. Bei der Schulprüfung mußten angehende Theologen über hebräi-

sche Grammatik und einige Kapitel der Genesis Auskunft geben. Dieses war nun Gegenstand des Selbststudiums, und es ergötzte mich, die eigenen Kräfte zu versuchen. Der Lehrer versuchte zwar mit mir zugleich die hebräische Sprache zu lernen, aber seine Anstrengungen waren umsonst. Durch Danzii Grammatik brachte ich es wirklich so weit, daß das hebräische Alphabet mir einigermaßen geläufig ward, daß ich ein punktirtes Wort so ziemlich durchbuchstabiren konnte, daß ich kümmerlich genug declinirte und conjugirte. Wie ich mich durch die Paar ersten Kapitel der Genesis durchschleppte, davon habe ich keinen Begriff. Als ich die Universität bezog, war ich schon entschlossen, die Theologie nicht zu studiren. Der Vater wußte und billigte es, der Onkel aber, auf dessen Unterstützung gerechnet wurde, durfte es nicht erfahren. Ich schlüpfte mit einem leidlichen Zeugniß (haud illaudab.) durch die Prüfung und kenne die hebräischen Buchstaben nicht mehr.

Der arme Lehrer beweist, wie für einen trägen Menschen, der sich leidliche Schulkenntnisse erworben hat, academische Stipendien gefährlich werden können. Diese und das Honorar, was er für unsern Unter-

richt erhielt, schützten ihn gegen den Hunger. Seinen Anzug vernachläßigte er durchaus. So lange er uns unterrichtete, trug er immer den nämlichen Rock und furchtbar schmutzige Wäsche. Einige Mal, wenn er in der Familie an Gesellschaften Theil nahm, kam ein anderer Anzug zum Vorschein, aber die kunstreichste Wäscherin hätte nicht vermocht, der oft getragenen Wäsche das Ansehen einer wirklich reinen zu geben. Ich lernte, wenn die Unterrichtsstunden abgesagt werden sollten, seine Stube kennen. In einem Hinterhause stieg man auf einer schwarzen, engen, dunkeln, halb verfallenen Treppe bis zum vierten Stock. Man trat in einen engen dunkeln Raum hinein; ein Qualm von schlechtem Tabak erfüllte die Stube. In Dänemark haben alle Betten, selbst die ärmlichsten, Umhänge; diese hingen in schmutzigen Fetzen herunter; auf das Bett selbst wagte man kaum einen Blick zu werfen. Zwei zerbrochene Stühle, ein kleiner Tisch, ein halb verfallenes Repositorium mit wenigen halb zerrissenen Schulbüchern und ein alter Koffer füllten den übrigen Theil der engen Stube so aus, daß kaum Platz für zwei Menschen übrig blieb. Mehrere Scheiben des kleinen Fensters fehlten und

der Raum war durch eingeklebtes Papier ersetzt. Durch das zugemachte Fenster irgend etwas zu erblicken, war unmöglich. Wenn im Sommer das Fenster geöffnet war, entdeckte man den schmutzigsten Winkel des Hauses; nie sah ich ein schauderhafteres Bild der tiefsten Armut.

Als sich unsere academische Prüfung näherte, ward der arme Mensch immer ängstlicher. Das lateinische Schreiben an die academische Behörde, welches eingereicht werden mußte, ehe wir zur öffentlichen Prüfung angenommen werden konnten, war fertig. Es war eine Art Triumph für ihn, durch welchen er sich für den Augenblick gestärkt und ermuntert fühlte. Einige Umstände, die in diesem Schreiben erwähnt werden sollten, wurden von meinem Vater mitgetheilt. Diese Mittheilung fand nach den späten Unterrichtsstunden des Abends statt, denn daß in den letzten Tagen vor der Prüfung Lehrer und Schüler von frühem Morgen bis zum späten Abend in gleicher Anstrengung beschäftigt waren, versteht sich von selbst. Den Tag darauf erschien der Lehrer schon am frühen Morgen so zufrieden und fröhlich, daß wir erstaunten; wir waren gewohnt, ihn jetzt immer höchst ängst=

lich zu finden, und diese Angst, da, wo wir Ermunterung erwarten konnten, hätte uns wohl selbst gefährlich werden können, wenn nicht der Leichtsinn der Jugend und die Hoffnung der Freiheit alle Gefahren der nahe liegenden Gegenwart verhüllt hätten. Das Bewußtsein seiner Geschicklichkeit hatte ihn erheitert. Er schrieb in der That mit großer Leichtigkeit und grammatikalischer Sicherheit ein erträgliches Latein.

Der Tag der Prüfung war da. Sie ist öffentlich. Wir waren bis dahin mit der Universität selbst unbekannt, wir kannten keinen der Abiturienten, keinen einzigen Studenten. Das Lokal der Prüfung war ein alter großer Saal, der ein eigenes Gebäude bildete. Man stieg eine hohe, außerhalb liegende Treppe hinauf, um durch eine Vorhalle links in den Saal hineinzutreten. Dieser war durch ein Geländer in zwei Theile getheilt; die äußere Hälfte, nach der Thüre zu, war von Schülern, welche die Universität bald besuchen sollten, von Studenten und den Verwandten der Examinanden mehr oder weniger angefüllt; längs den Wänden saßen sechs bis acht Abiturienten. Ein examinirender Professor erschien, schritt durch die Zuhörer hindurch und ließ sich hinter einem grünen Ti-

sche, der die Mitte des innern Raumes einnahm, nieder; der zu Examinirende ward von ihm genannt, erhob sich und blieb neben dem Professor stehen. Dieser examinirte der Reihe nach etwa eine Stunde. Es ward im Lateinischen, Griechischen, für die Theologen im Hebräischen, in Geschichte und, seltsam genug, in Astronomie geprüft. Man erhielt dazu ein Paar geschriebene Bogen vom Professor Bugge ausgearbeitet, die man in den letzten Tagen auswendig lernte.

Die Prüfung fiel für uns beide ehrenvoll aus, wiewohl nach dem speziellen Unterrichte, den wir genossen hatten, bei den in der That gründlichen Schulkenntnissen, die der Lehrer besaß, und bei der Natur der Prüfung, wie sie damals beschaffen war, sich kaum anders erwarten ließ. Der Leichtsinn der Jugend half uns beiden durch, wir erwarteten mit großer Aufregung den Tag und stellten uns ohne Furcht, obgleich wir mit der Art der Prüfung unbekannter waren, als irgend einer der Abiturienten. Der Lehrer hingegen, dessen träge Einsamkeit und Armut ein tiefes Mißtrauen gegen ihn selbst und eine trübe Hypochondrie erzeugt hatten; er, der auf einem höchst beschränkten

Standpunkte der erworbenen Fähigkeit sich bewegte, ohne daß irgend ein Sinn für die lebendige Verknüpfung des Erworbenen mit der Wissenschaft überhaupt in ihm aufgegangen war, trieb sich den ganzen Tag in völliger Verzweiflung umher; er wagte es nicht, sich dem Universitätsgebäude zu nähern; ein Bekannter mußte an seiner Stelle der Prüfung beiwohnen. Als diese den Mittag abgebrochen war, um Nachmittag wieder anzufangen, suchte er den Unglücklichen und Verzweifelten auf, um ihm mitzutheilen, wie vortheilhaft bis jetzt die Prüfung ausgefallen war, er fand ihn aber nirgends, eben so wenig gegen Abend, als er ihm Glück wünschen wollte. Er blieb in der kümmerlichen Wohnung bis spät, fast in die Nacht hinein. Da stürzte der arme Mensch zerstört in die Stube und vermochte das Glück, was ihm geworden war, kaum zu fassen. Er gestand nachher, daß, je länger er sich so umhertrieb, es ihm desto wahrscheinlicher ward, daß wir durchgefallen wären. In der Gemüthsverwirrung kam es ihm vor, als wüßte er selbst nichts, und daß wir also von ihm auch nichts hätten lernen können. Er ging mit dem Gedanken um, sich zu ertränken, wenn wir schlecht bestanden wären. Der

Selbstmord schien ihm unvermeidlich, und dennoch scheute er sich, die unglückliche Nachricht einzuholen, die diesen herbeiführen mußte. Dieser furchtbare Kampf, der so gewaltsam in sein gewöhnliches träges Leben hineindrang, zog ihm eine Krankheit zu. Wir hatten keine Ahnung von dieser Angst, und der Jubel über den Erfolg und über die erworbene Freiheit war grenzenlos. Nach der Prüfung war der Lehrer natürlich der Erste, den wir mit Ungeduld aufsuchten. Wir hatten ihn den ganzen Tag nicht gesehen und konnten uns seine Angst denken. Den Tag darauf kam der Freund, uns seine Krankheit anzuzeigen.

In der That, es hing viel von unserer Prüfung ab. Es war das erste Mal, daß er nach einer dreijährigen Anstrengung eine so schwierige und auch in ihren Folgen vortheilhafte Arbeit zu vollenden vermochte. Die zunehmende Stumpfheit, in welche er versank, mochte ihn überzeugen, daß ein solches Werk ihm nicht zum zweiten Male gelingen würde. Daß wir für alle Gegenstände der Prüfung das erste Zeugniß erhielten (nur ich für das Hebräische nicht), gab ihm in den Augen der akademischen Behörde ein gewisses Ansehen. Professor Bang verschaffte ihm eine

Stelle in einem sogenannten Kollegium, in welchem er Wohnung, Holz, Licht, und mit Hülfe einiger Unterstützung eine Summe erhielt, die hinlänglich war, ihm alle Jahre einen Ueberrock zu verschaffen und gegen Hunger zu schützen. Mehr wollte der Unglückliche nicht, und von jetzt an versank er immer tiefer in geistige Stumpfheit und schmutzige Armut.

Als ich dreizehn Jahre später mit meiner Frau nach Kopenhagen kam, erschien der arme Mensch wieder bei mir. Seine Persönlichkeit hatte jetzt schon so viel Unangenehmes erhalten, daß seine Nähe beschwerlich ward. Er erzählte mir nun, wie er, nachdem er das Kollegium verlassen müssen, eine Dorf-Schullehrer-Stelle erhalten hätte; aber er glaube, als ein **Baccalaureus laureatus** eine höhere Stellung im Leben zu verdienen. Nach einigen Jahren wäre er wieder nach Kopenhagen gekommen, um eine seinen Kenntnissen angemessene Stellung zu erhalten. Durch Freunde erfuhr ich, daß er sich Jahre lang bettelnd in der Stadt umhergetrieben. Man hatte ihn darauf in einem reicheren Dorfe vortheilhafter angestellt. Als er aber meine Ankunft in Kopenhagen vernommen hatte, verließ er diese Stelle wieder, um durch mich

eine andere zu erhalten. Mir war dieser Besuch schauderhaft. Durfte ich den Lehrer abweisen, und war es möglich, ihm auf irgend eine Weise eine auch nur erträgliche Stelle zu verschaffen? Er hatte bei mir den Mittagstisch, und ich bewunderte die junge Frau, die es duldete. Ich erkundigte mich nun bei den Behörden und erfuhr, daß man ihm nicht unvortheilhafte Stellen gegeben hatte, die er aber jedesmal ohne Erlaubniß verlassen, um in Kopenhagen zu betteln. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß er nach seinem Dorfe zurückeilen müsse. Durch die Behörden hatte ich erfahren, daß seine Einkünfte nicht unbedeutend waren, und daß viele ausgezeichnete Dorf=Schullehrer (mit Unrecht) weniger hatten als er. Jetzt entschuldigte er sich damit, daß die Anstrengung der Fußreise ihm eine Verletzung zugezogen; er stellte mir vor, wie er ja schon seit länger als einem Jahre nicht nach Kopenhagen zurückgekommen wäre. Jetzt erst hätte er meine Anwesenheit erfahren und setzte alle seine Hoffnung auf mich. Er kam immer hinkend in mein Haus. Einmal aber erblickte ich ihn rüstig auf der Straße gehend, doch als er mich sah, fing er an zu hinken. Diese Entdeckung hatte für mich etwas Furcht=

bares, und dies Verhältniß eines Menschen, für welchen ich früher Achtung gehabt, dem ich selbst Dank schuldig zu sein glaubte, schien mir entsetzlich. Durch Professor Bang ward wieder für ihn gesorgt, und er ist wahrscheinlich in einem Spital gestorben.

Wenn ich auf meine Schulzeit zurücksehe, so muß ich es immer noch innig bedauern, daß ich so gar keinen Lehrer gehabt habe, dessen Unterricht mich gefördert. Es scheint mir für das ganze Leben ein großes Glück, wenn man sich sorgfältiger und frommer Eltern zu rühmen hat, auch das Andenken eines würdigen Lehrers für das ganze Leben erhalten zu können. Wie glücklich pries ich meinen Freund Schleiermacher, wenn er unter allen den bedeutenden Männern, mit denen er lebte und thätig war, den alten ehrwürdigen Lehrer sein ganzes Leben lang in warmen Andenken behielt und unter die Vorzüglichsten zählte. Mir ist dieses Glück nicht geworden. Ich war innerlich wie äußerlich nur zu sehr mir selber überlassen. Nur in meiner frühesten Schulzeit trat mir für eine kurze Zeit der freundliche Mann entgegen, der meine Neigung zu gewinnen verstand, ich will ihn hier noch nennen, er hieß Kroyer.

Nachdem ich nun den Gang meiner Ausbildung bis zur Universität innerhalb der Schule darzustellen versucht habe, werde ich doch, ehe ich die bedeutendere Selbstbeschäftigung hervorhebe, die Bildung meines ältesten Bruders berühren, die bei der vortheilhaften Wendung, die sie nahm, mir lehrreich und nicht unbedeutend scheint. Er galt für geistig beschränkt und meine Eltern wußten durchaus nicht, was sie mit ihm anfangen sollten. Man wollte ihn in einen Kramladen stellen, man drohte, ihn bei einem Handwerker in die Lehre zu geben, was damals und leider noch, für die Kinder aus dem höheren Bürgerstande für eine Art Schimpf galt. Der arme Knabe ward von meinem Vater sehr gering geschätzt; meine Stellung gegen ihn war wahrhaft peinlich; er war von einer grenzenlosen Güte des Charakters. Einst war ein benachbarter verwandter Landprediger in Roeskilde zum Besuch. Seine Pferde, von der Schwemme zurückkommend, liefen auf den Hof. Ich bestieg den nakten Rücken des einen, das Thier war träge, mein ältester Bruder wollte es ermuntern und schlug es mit einer Gerte. Das Pferd bäumte sich, warf mich ab, trat mit dem Vorderfuß auf das Armgelenk, die-

kes wurde dadurch verrenkt und ein Knochen im Gelenk zerschmettert. Ich erinnere mich noch des Schreckens, als mein armer Bruder mich aufhob, als ich den Arm in die Höhe heben wollte und der untere Theil hängen blieb. Die Kur war sehr schmerzhaft und dauerte fast ein Vierteljahr. Die ununterbrochene Sorge meines Bruders, der sich die Schuld zuschrieb, bleibt mir unvergeßlich. Er entsagte Allem, um mir irgend einen Genuß zu verschaffen. Seine Sparbüchse ward zerschlagen und die sorgfältig bewahrte Summe zu Geschenken für mich verwendet. Vergebens beschwur ich ihn, mit diesen Opfern inne zu halten, ich vermochte es nicht. Er ließ sich es nicht nehmen, mich zu warten und zu pflegen; ein jeder Schmerz, den ich litt, preßte ihm Thränen aus. In der ersten peinlichsten Epoche meiner Krankheit schlief er kaum. Die harten Schienen, die mit großer Festigkeit um den Arm geschnürt waren, veranlaßten heftige Krämpfe; wenn ich nun manchmal in der Nacht aufschrie oder auch nur leise wimmerte, sprang der Bruder erschrocken aus dem Bette, und schien die Schmerzen so heftig zu fühlen als ich selbst. Wie sehr dieses Ereigniß mich zu dem geliebten Bruder hinzog, ist

leicht einzusehen. — Auch erschien er in geistiger Beziehung seinen beiden jüngeren Brüdern keinesweges untergeordnet; er war kühn, rasch, gewandt, und an unsern phantastischen Beschäftigungen, an unsern geographischen und geschichtlichen Träumen nahm er lebhaften Antheil. Wenn ich mich auch durch eine dichterische Productivität und Beredsamkeit auszeichnete, so zeigte er doch auch ein klares Verständniß, und was durch mich angeregt war, wurde, besonders nachdem jener Unfall uns näher gebracht hatte, von ihm mit großer Theilnahme aufgefaßt, ja nicht selten bestimmter ausgeführt. Nur das tiefe religiöse Mysterium, welches mich mit Natur und Geschichte verband und für welches ich vergebens Worte suchte, blieb, wie mir selber, so meinen Brüdern verborgen.

Endlich entschlossen sich meine Eltern, ihm eine militairische Bestimmung zu geben. Er ward Cadet bei den Husaren, und daß der hellblaue, mit silbernen Treffen besetzte Döllmann, der Säbel, der ihm frei an der Seite hing, dem Knaben gefielen, war natürlich. Als wir nach Kopenhagen kamen, erhielt er Erlaubniß, an dem Unterrichte der Artilleriecadetten Theil zu nehmen. Mein Vater, der von ihm nur

wenig erwartete, hatte sich gar nicht um den Erfolg des Unterrichts bekümmert. Er fürchtete wahrscheinlich, daß die Nachfrage nur einen schmerzlichen Bericht hervorrufen würde. Nach kurzer Zeit bat mein Bruder den Vater, er möchte ihn unter die Artilleriecadetten aufnehmen lassen. Mein Vater schlug es so entschieden und hart ab, daß mein Bruder in einigen Wochen die Bitte nicht zu erneuern wagte; aber von jetzt an schien er keine Ruhe zu haben. Er wiederholte immer dringender die Bitte, und ließ sich durch das strenge Widerstreben des Vaters nicht abweisen. Endlich wandte er sich an die Lehrer der Cadetten=Akademie. Wie erstaunte der Vater nun, als die sämmtlichen Lehrer bei ihm erschienen, ihn dringend baten, der Bitte des Sohnes nachzugeben, und erklärten, daß er der ausgezeichnetste Schüler der ganzen Akademie wäre. Kurz hintereinander bestand er die öffentlichen Prüfungen glänzend. Das Offizier=Examen bestimmt die Anciennität, und selbst junge Offiziere, die vor der Prüfung das Portepée tragen, erhalten eine Anciennität, die vom Erfolg der Prüfung abhängt. Ich, der ich einen so bedeutenden geistigen Vorzug unter meinen Brüdern bis dahin

behauptet hatte, mußte es erleben, daß der Bruder, der fortdauernd hinter mir stand, als selbständiger Mann in der Familie auftrat, während ich noch Schulknabe war. Er war Seconde-Lieutenant geworden; alle, die mit ihm sich der Prüfung unterwarfen, waren seine Hintermänner. Der Vater gab an diesem Tage ein Fest. In die Gesellschaft, sagte er, gehören nur Männer, nicht Schulknaben; wir blieben ausgeschlossen. Der Bruder verdiente für den langen Druck diese Auszeichnung, und ich darf sagen, ich nahm innig Theil an seinem Triumph und beneidete ihn nicht. Er hatte nun eine, den Verhältnissen nach, glänzende und sichere Aussicht. Auf mich machte dieses Ereigniß einen tiefen Eindruck, ja es hat eine Ansicht frühzeitig begründet, die sich immer mehr befestigte, je älter ich ward. Ich habe einen selbst erwählten Beruf trotz aller Schwierigkeiten verfolgt, und hier mußte ich es erleben, wie die einseitige Art des Unterrichts den bestimmten Beruf eines Knaben vor ihm selber verbarg, und wie der Mangel an Geschick, der Eltern wie der Lehrer, seine eigenthümlichen Fähigkeiten zu entdecken, ihm schöne Jahre der Entwickelung stahl und ihn zu einer, seiner bessern Natur

unwürdigen, geistigen Unterordnung verdammte. Es war der Unterricht in der Mathematik, der ihn geistig in Bewegung setzte, durch diesen fand er sein ursprüngliches Organ, jetzt schloß sich der Geist auch für andere Richtungen auf. Er nahm Privatunterricht im Lateinischen, er studirte die Kriegswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und die Geschichte. Sein spezielles Fach zog ihn zur Chemie hin und hier fanden wir Brüder einen schönen wissenschaftlichen Vereinigungspunkt. So stieg er empor, von seinem Könige geachtet, in der Armee geschätzt, und viele Schüler des vorzüglichen Lehrers ehren sein Andenken.

Das einsame Leben in der Familie hatte nicht aufgehört, als wir nach Kopenhagen kamen. Was mich im Anfange hinriß und zerstreute, war die Stadt, das Leben, die neue Gegend, war der Reichthum der Erscheinungen, die wechselnden Gegenstände, die sich dem Bettler wie dem Reichsten aufdrängen; daß sie mich vielleicht tiefer, innerlicher ergriffen, als sonst Knaben von meinem Alter, lag in der Fülle der immer thätigen Phantasie. Hinter diesen Gegen=

ständen, die in ihrer unbestimmten Mannichfaltigkeit mir vorüberschwebten, verbarg sich eine Welt, die mir zugehörte. Daher liebte ich es, in den entferntesten Gegenden der Stadt, in Gassen der Vorstadt, wo Wenige hinkommen, mich einsam zu verlieren. Diese große Stadt mit ihrem Gewühl ward dann als ein Ganzes aufgefaßt; die Mannigfaltigkeit der Gegenstände blieb, obgleich sie nicht mit Bestimmtheit hervortrat. Das Gewühl der Stadt, das Summen in der Luft, das dumpfe Rollen der Wagen auf den Straßen, aus der Ferne vernommen, bildete dann ein eben solches Gewühl in meiner Seele, in welcher das Verschiedenartigste sich bunt durchkreuzte, ohne sich zu verwirren. Und als Gegensatz gegen dieses große Ganze diente mir dann das enge Leben der stilleren Umgebung. Kinder, welche im Sonnenschein vor den Häusern saßen, Nachbarn, die vertraulich mit einander plauderten, kleine ärmliche Krautgärten, die in die Felder hinausliefen, die da beschäftigten Menschen, zogen mich in den engen Raum bestimmter Verhältnisse hinein. Ich versetzte mich in das Leben dieser Menschen, ich ersann Ereignisse, ich lebte in bestimmten Zuständen, in Verwickelungen, die bald

unglücklich, bald heiter und fröhlich endeten; und während ich auf solche Weise in den Hütten zu wohnen schien, von beschränkten Verhältnissen immitten des großen bunten Lebens, von Armut umgeben, ergötzte mich die bestimmte Beschäftigung mit der Natur im Kleinen. Die Pflanzen, die ich pflückte und untersuchte, das Gewühl der Insecten zwischen den schwimmenden Wasserpflanzen in einem Teiche, wurden mir Mittel der Beruhigung und Versöhnung. Noch enger drängte sich das beschränkte Leben mit seinen Sorgen und Mühen an mein unruhig schlagendes Herz, wenn es mir gelang, im Dunkeln in die kärglich erleuchtete Stube einer armen Familie hineinzublicken. Gern verlor ich die ängstigende Erinnerung an die Noth der eignen Familie, indem ich mich in den erträumten Sorgen einer fremden, gequält und beruhigt zugleich, verlor, denn nichts riß mich aus dieser heitern und trüben, fröhlichen und schmerzvollen Einsamkeit heraus.

Zwar lebten in Kopenhagen ganz nahe Verwandte in Ansehen und Wohlstand, zwar hatten sie Söhne und Töchter von unserem Alter; aber wir hatten keinen Umgang mit diesen, wir kannten sie kaum.

Ich erinnere mich nicht einmal genau, ob nicht der angesehenste von diesen, der Bruder meiner Mutter, der Generalprocurator, vermuthlich Conferenzrath (denn auch seinen Titel habe ich vergessen), der sich de Bang nennen ließ, kürzere oder längere Zeit nach unserer Ankunft in Kopenhagen gelebt hat. Bei einem feierlichen Besuche sind wir ihm einmal vorgestellt worden, und daß sein Stand und die uns fremde Pracht seiner Umgebung, daß die vornehme Strenge und gebieterische Herablassung der Frau, die sich von uns, wie es schien, nur ungern Tante nennen ließ, ein drückendes Gefühl erzeugte, war natürlich. Ich habe diese beiden Verwandten seitdem nie wieder gesehen. Mit den beiden Söhnen trat ich erst mehrere Jahre später in Verbindung. Es war mir seltsam, wenn ich an den Eindruck dachte, den diese Familie in unserer früheren Kindheit aus der Ferne auf uns machte. Damals fanden wir uns durch eine so angesehene Verwandtschaft gehoben, jetzt gedrückt. Die Stelle eines Generalprocurators in Dänemark ist eine sehr bedeutende, aber diese äußere Bedeutung hängt von der innern des Mannes ab. Der Generalprocurator entwirft neue Gesetze, und kennt er die Rechtsver-

hältnisse seines Landes genau, haben diese sich in der Seele des Kundigen lebendig gestaltet, daß die starre Form der bloßen Ueberlieferung zur innern organischen Entwickelung wird, dann kann man ihn gewissermaßen den Gesetzgeber des Landes nennen. Mein Verwandter war gewiß ein rechtlicher, wohl auch fähiger Mann; als Advocat beim höchsten Gericht und Kammeradvocat des Königs muß er sich wohl ausgezeichnet haben: als Generalprocurator ward er durch die glänzenden Talente seines Nachfolgers Colbiörnsen verdunkelt, noch mehr durch denjenigen, der jetzt seine Stelle einnimmt (oder einnahm; denn ob seine mannigfaltigen Geschäfte es nicht gefordert haben, daß er diese Stelle wieder hat aufgeben müssen, weiß ich nicht), durch meinen innigen Freund, den allgemein verehrten, ja angebeteten Oersted, dem es gelungen ist, eine Stellung zwischen König und Volk zu erlangen, von beiden auf gleiche Weise geehrt, wie sie in einer Monarchie selten, vielleicht niemals stattfand.

Ich mag diesen Verwandten gewiß zu hart beurtheilt haben. Es mag in den Verhältnissen meines Vaters, in den Ansprüchen, die er machte, Manches gelegen haben, wodurch er ihm beschwerlich zu werden

drohte. Von unserer Seite bildete sich der frühzeitig in uns genährte Trotz entschieden aus, und daß mein Vater beschlossen, sich nie mehr um diesen Verwandten zu bekümmern, darf ich, wie ich seine Gesinnung kannte, voraussetzen.

Wie wenig wir unter solchen Umständen fähig waren, die Verhältnisse richtig zu beurtheilen, zeigte sich besonders durch die Stellung, die wir gegen den andern Verwandten, Professor Bang, einnahmen. Dieser Onkel war ein Mann von großer Herzensgüte, aber in gewissen, besonders religiösen Beziehungen beschränkt. Er sah sich, und mit Recht, als das Haupt der Familie an. Als ein Arzt, der das Vertrauen der bedeutendsten Familien genoß, konnte er nach allen Richtungen hülfreich sein, und er übersah nicht leicht irgend eine Gelegenheit, wo er einem Bruder, Neffen oder sonstigen Verwandten nützlich sein konnte. Er verschaffte dem einen Bruder, der theils durch seine Stellung, theils durch seine Fähigkeiten nur geringe Aussichten hatte, eine reiche Witwe zur Frau; einem andern nach einer kurzen Dienstzeit eine Pension, einem dritten, der nicht leicht zufrieden zu stellen war, eine reiche Landpfarre, die er

durch Hülfe des Bruders nach wenigen Jahren mit einer noch bessern vertauschte. Meine Mutter war seine liebste Schwester, und ich ward durch ihn, so lange ich mich in Kopenhagen aufhielt, auf das thätigste unterstützt. Ich kann das Bild des kleinen guten Mannes mit dem runden freundlichen Gesicht niemals hervorrufen, ohne an die Sorge und Mühe zu denken, die er meinetwegen auf sich lud, und wie wenig ich seinen Hoffnungen entsprach. Er gehörte zu den Menschen, die im vorigen Jahrhundert und bei den stillen geordneten Verhältnissen des Lebens häufiger waren, als jetzt. Selbst weit entfernte Familienglieder hielten zusammen. In den ruhigen Zeiten, bei der Aussicht, dauernde genußreiche Verhältnisse zu begründen, äußerte sich der den Menschen natürliche Trieb, sich zu isoliren, sich abzusondern. Stände, Zünfte, Familien schlossen sich in sich ab. Man hielt es für billig, für verständig, ja für Pflicht, wenn jene abgesonderten Kreise sich einen jeden Vortheil zu erringen suchten. Man kann nicht sagen, daß der Staat durch diese Gesinnung geflissentlich betrogen wurde. Er war kaum da, man dachte nicht an ihn; denn selbst die Herrscher des Volkes wurden

meist nur durch particuläres Interesse in Bewegung gesetzt. Friedrich II. leuchtete als ein wahrer König hervor; Kaiser Joseph bemühte sich ihm nachzueifern: aber in meinem Vaterlande war es dem jungen Könige und seiner bedeutsamen Umgebung noch nicht gelungen, die Folgen der zwölfjährigen vormundschaftlichen Regierung zu überwinden. So konnte es ein redlicher Mann von einer bewunderungswürdigen Thätigkeit, der für eine große Familie, nicht blos für die eigene zu sorgen hatte, wohl als eine Pflicht betrachten, allen Gliedern derselben jeden möglichen Vortheil zuzuwenden. Der entschiedenste Nepotismus war ihm zum Grundsatz geworden, doch war sein hülfreicher Sinn keineswegs auf diesen allein beschränkt, und der Noth, die vorzüglich dem Arzt in so mancherlei abschreckender Gestalt nahe tritt, ward von ihm oft und mit großer Aufopferung abgeholfen. Er hatte als Arzt einen bedeutenden Ruf; als Director des wohl eingerichteten Hospitals, welches in heitern und anständigen Räumen selbst angesehene Kranke für einen sehr mäßigen Ersatz zur Kur aufnahm, gab er Tagebücher der vorzüglichsten Krankheiten heraus, die sehr geschätzt wurden. Seine Praxis medica galt

im vorigen Jahrhundert in der ganzen medizinischen Literatur für ein klassisches Werk. So fand dieser verdiente und wohlmeinende Mann sein Dasein, seine Thätigkeit nach allen Richtungen hin fest begründet, und es war natürlich, daß ein so in sich abgeschlossener Kreis, innerhalb seiner Grenzen so wohl verwahrt, eine Denkweise bildete, Grundsätze erzeugte, die unerschütterlich waren und keinen Widerspruch duldeten. Bei dem Einfluß, den er auf alle Familienglieder hatte, bei der Hülfe, welche die meisten derselben von ihm erwarteten, geschah es, daß solche Grundsätze mehr oder weniger die ganze Familie beherrschten, und daß der Sinn, ein anderes, von der Familienhaftigkeit abweichendes Dasein zu fassen, immer mehr verschwand. Ein jedes Widerstreben gegen die einmal angenommenen und als wohlbefestigt betrachteten Familienansichten ward nicht allein als tadelnswerth, sondern auch als lasterhaft betrachtet, und das Richteramt der Familienglieder konnte sich wohl bis zum Haß steigern, wo nicht ein so tiefer Grund von Gutmüthigkeit, wie die meines trefflichen Onkels, diesen milderte, oder ganz aufhob. Ich rufe gern das Andenken an diesen gütigen Verwandten zurück. Er

ist mir, wenn wir uns wechselseitig verkannten, wie, wenn wir uns einander wieder liebreich näherten, sehr wichtig geworden. Aber leugnen darf ich es nicht, daß der Widerwillen gegen das Altbasen- und Vetterwesen, gegen die engherzigen Grundsätze der Familienhaftigkeit, wie sie aus der Menge meiner Verwandten sich aussprachen und mich und meine zukünftige Bestimmung zu beherrschen suchten, sich frühzeitig auf eine herbe Weise ausbildete und eine entschiedene Opposition erzeugte, die selbst einen leidenschaftlichen Character annahm.

Das erste Zusammentreffen mit diesem Manne hatte etwas Zurückstoßendes. In seiner abgeschlossenen Art fand er es wohl kaum der Mühe werth, auf die Knaben zu achten; auch seinen Stiefsöhnen, später meinen genauesten Freunden, traten wir trotzig entgegen, und wenn wir, obwol höchst selten, eingeladen wurden, hielten wir uns finster von allen Gliedern der Familie mit schüchternem Stolz zurück, und zählten die Minuten, bis es uns vergönnt war, den Kreis wieder zu verlassen. Ich erinnere mich noch eines Auftritts bei dem ersten Besuche, der für das zukünftige Verhältniß, welches zwischen meinem Onkel

und mir stattfand, etwas Weissagendes hatte. Daß die Kinder Eltern und Verwandten die Hand küßten, war damals allgemein Gebrauch; war es nun durch den freien Sinn des Vaters unmittelbar veranlaßt, oder hatte sich eine eigene Ansicht durch die Eigenthümlichkeit unserer Erziehung aus uns selbst ausgebildet, genug, die Mutter ward des Morgens, wenn wir sie zuerst sahen, und des Abends, wenn wir sie verließen, mit einem ehrerbietigen Handkuß begrüßt. Dem Vater schüttelten wir die Hand. Der Onkel nun, als wir ihn besuchten, streckte die Hand, offenbar zum Handkuß, aus, meine Brüder küßten, ich schüttelte sie, und blickte ihn dabei ohne allen Zweifel etwas naseweis an. Er erschrak erst und sah sehr finster aus, dann aber lächelte er, legte die Hand auf meinen Kopf, und ich blieb ungewiß, ob ich es als Versöhnung oder als Zurechtweisung betrachten sollte.

Wir waren also mitten in der Hauptstadt dennoch völlig isolirt und ich war mit eigenen Studien, mit dem, was mich geistig beschäftigte, ganz mir selbst überlassen und so einsam wie in Roeskilde. Ich kannte keinen Menschen, der mir irgendwie eine An=

leitung zu geben vermochte, Keinen, der mir Schriften anwies; es war in dieser Rücksicht Alles dem Zufall überlassen. In Kopenhagen hatte ein Leihbibliothekar, Venninghausen, einen großen Ruf. Ich glaube fast, daß er der einzige war; ich erinnere mich wenigstens nicht, von einem andern gehört zu haben. Die Lesewuth war unter der geringeren Klasse noch nicht eingerissen. Was mich in der Bibliothek meines Vaters interessiren konnte, war mir völlig bekannt. Einige Dichter hatten mich angezogen. Ich liebte Gellert, und viele seiner Lieder machten einen angenehmen Eindruck auf mich. Ich verehrte Haller. Aber die Art, wie Klopstock von mir aufgefaßt wurde, hatte etwas Eigenthümliches. Mein Vater besaß seinen Messias und seine Oden; er ward als der größte, damals lebende Dichter betrachtet, war aber, wie es hieß, außerordentlich schwer zu verstehen, und Vater und Lehrer hielten sich wohl darüber auf, daß ich mich mit einem Schriftsteller beschäftigte, der selbst ihnen unzugänglich schien. Nun muß ich gestehen, daß auch ich mich oft vergebens mit ihm quälte, aber ich glaubte, daß die Schwierigkeit mehr in der Unkunde der Sprache als in dem Inhalte lag.

Die lebendigen Sprachen wurden überhaupt damals so gut wie gar nicht getrieben, nur für die deutsche Sprache waren täglich zwei Stunden ausgesetzt; die äußere Nothwendigkeit für einen geistig gebildeten Mann, diese Sprache wenigstens zu verstehen, wenn auch nicht zu sprechen, hatte die Kenntniß derselben allgemein gemacht. Da mein Vater ein geborner Deutscher war, so wurde öfters beschlossen, es solle im Hause nur deutsch gesprochen werden. Der Befehl erging an uns Kinder und machte uns auf ein paar Tage stumm. Ein Mann, verheirathet und einheimisch in einem fremden Lande, vermag seine Landessprache nie für den täglichen Gebrauch, nie in die Familie einzuführen. Der Frau wird es unter ähnlichen Verhältnissen eher gelingen. Sie will die Töne ihrer Heimat festhalten; diese sollen hier aus den Lippen der Kinder wiederklingen; sie kann sich nie von der Wurzel ihres Daseins losreißen, wie der Mann: diesem ist es vergönnt, das Vaterland durch umfassendere Lebensmomente festzuhalten. Studien und Geschäfte stellen den Mann auf einen freieren Standpunkt, in einen Kreis, der über die Familie reichend, beide Länder in sich schließt. Auch die Mut-

ter mag für ein höheres Leben, für eine höhere Atmosphäre sich aufschließen, aber nur von dem ursprünglichen Grund und Boden der Familie aus, wie die Pflanze, und in diesen versetzt sie die Kinder. Wie wir es nun dahin brachten, dessenunerachtet ziemlich früh die deutsche Sprache wenigstens zu verstehen, weiß ich in der That nicht zu sagen. Als wir Roeskilde verließen, las ich das Deutsche mit Leichtigkeit, und da Alles, was mich geistig beschäftigen sollte, sich an sinnliche Gegenstände knüpfen mußte, an lebendige Vorstellungen, aus der Natur oder aus der Geschichte entsprungen, da die Sprachen für mich nicht einen Werth an sich hatten, sondern insofern sie mir nur immer eine reichere Welt eröffneten, so behandelte ich sie mit einem großen Leichtsinn. Bot mir eine Schrift keine Schwierigkeiten dar, konnte ich ganz vergessen, daß sie in einer fremden Sprache geschrieben war, so wurde sie mir eben dadurch am liebsten. Gellerts Gedichte zogen mich daher so an. Auch mit Hagedorn befreundete ich mich ohne große Mühe. Gellerts Briefe schienen mir vortrefflich. Fenelon in einer deutschen Uebersetzung war, wie schon gesagt, ein wichtiges Buch der religiösen Mit-

theilung zwischen meiner Mutter und mir. Was dieses anschlug und innerlich erregte, erhielt sein Verständniß aus einer höhern Region, als die der bloß äußeren Sprache. Aber es mochte wohl dazu dienen, uns diese zugänglicher und faßlicher zu machen. So weit war ich schon in der Bekanntschaft deutscher Schriftsteller gediehen. An das Englische und Französische ward gar nicht gedacht; man könne, hieß es, sich mit der lateinischen Sprache durch die ganze Welt schlagen, auch wurde, in der damaligen ruhigen Zeit, der Fall, daß ein junger Mensch die Grenzen seines Vaterlandes überschreiten könne, gar nicht in Anschlag gebracht. Ich sollte Prediger, mein älterer Bruder Offizier, mein jüngerer sollte Arzt werden, an die Bestimmung des jüngsten ward kaum gedacht. Die Schwestern hoffte man an bürgerliche Beamte zu verheirathen. Die Hoffnung unserer Eltern für uns, unsere eigene reichte kaum bis über die engen Grenzen unseres Vaterlandes. Eine unbestimmte Sehnsucht, die mich weiter trieb, konnte keine bleibende Gestalt gewinnen, um sich als bestimmte Hoffnung auszubilden, und die deutschen Schriftsteller, mit deren Sprache ich immer vertrauter

ward, schlossen mir mittelbar oder unmittelbar eine Welt auf, die mir eine unendliche zu sein schien, die ich kaum zu bewältigen vermochte.

Nun war Klopstock wirklich der erste, dessen Sprache mir bedeutende Schwierigkeiten machte, daß selbst ältere Männer, selbst mein Vater, ein geborner Deutscher, behaupteten, er sei wegen der Tiefe der Gedanken schwer zu fassen, reizte meinen Stolz. Was den Messias betrifft, so fand ich diesen nach einiger Mühe nicht so unverständlich, aber es war mir unmöglich, ihm einen so großen Werth beizulegen. Ich konnte durchaus nicht begreifen, warum die Ereignisse, die Offenbarungen des neuen Testaments, die in ihrer erhabenen Einfachheit mir eine grundlose geheimnißvolle Welt eröffneten, mir hier in dieser seltsamen veränderten Gestalt entgegentraten. Auch ich hatte mit dem Heiland gelebt, ihn und seine Jünger in den Gegenden von Palästina und in den Städten, wo er lebte und lehrte, begleitet. Die einfachen Züge bei Matthäus und vor Allen bei Johannes schließen eine unendliche Macht der klaren Darstellung in sich. Die Gestalten, die Ereignisse, selbst die kernhaften Lehren treten in so bestimmten schneidenden Umrissen

hervor, daß für den lebhaften Knaben, dessen eigenstes Dasein im Innersten tief erschüttert und bewegt, wie durch geheime Gewalt in diese Richtung hineingezogen wurde, eine ganze Welt sich für die lebendige Anschauung aufschließen mußte. Jene Engel und Teufel, die breit auseinander gelegten guten und bösen Gesinnungen störten das einfache Bild, welches, in allen Theilen fertig, mir vörschwebte. Ja es gab Augenblicke, wo mir das Product einer fremden Phantasie, die sich in die heilige Welt meiner Religion hineindrängen wollte, als eine Entweihung derselben erschien. Was mir vorschwebte, hatte die größte Aehnlichkeit mit den einfältigen Holzschnitten, die in den Ausgaben der dänischen Evangelien, die wir benutzten, vorkamen. Diese Bilder haben noch einen hohen Werth für mich, und ich erkannte sie später als Kopien solcher Darstellungen, wie wir sie häufig auf den Majolicagefäßen vorfinden und die zum Theil dem Raphael zugeschrieben werden.

So mußte es dem großen und verdienstvollen Dichter, dem die deutsche Poesie so viel verdankt, begegnen, daß der einseitige, in seinen Phantasien befangene Knabe ihn abwies. Klopstock wollte mir gar

nicht gefallen; den einfachen Gellert betrachtete ich zwar nicht als Dichter, aber ich fand mich durch ihn erbaut, durch Klopstock nie. Diese knabenhafte Opposition hatte aber so tiefe Wurzeln gefaßt, daß ich mich mit diesem Dichter auch später nie habe befreunden können. Er scheint mir ein Dichter zu sein, der beschlossen hatte, ein Gedicht zu machen, wie Milton früher, und in einer Form, wie sie durch seine Studien der alten Poesie in der Schulpforte überliefert war. Er dichtete, weil er wollte, nicht weil er mußte.

Seine Oden waren freilich von Seiten der Sprache schwieriger zu fassen; als ich aber eine Zeit lang mich mit den horazischen befaßt hatte, entdeckte ich bald die Quelle der pomphaft klingenden Verschränkungen und Umsetzungen der Construction. Ich fing nun an, diese Verwickelung aufzulösen und ins Ursprüngliche umzusetzen und fand dann fast immer einen ganz einfachen Gedanken, der mich weder durch seine Tiefe anzog, noch durch seine Unverständlichkeit abschreckte. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal dieses einfache Experiment meinem Vater vormachte. Dieser mochte eine solche Ode flüchtig gelesen und schwierig gefunden haben. Das Ganze hatte wohl

für ihn ein zu geringes Interesse, es fehlte ihm wahrscheinlich die Geduld, es genauer zu betrachten. So stimmte er in die allgemeine Ansicht mit ein, daß dieser Dichter seiner Tiefe wegen schwer zu fassen sei, er fand es am bequemsten, ihn aus der Ferne zu verehren. Als er nun mich mit einer solchen Ode beschäftigt fand, äußerte er einigen Unwillen. „Junge, sprach er, du bildest dir doch nicht ein, Etwas verstehen zu wollen, was selbst alten und verständigen Männern unverständlich und räthselhaft scheint?" — So streng mein Vater sonst in der Erziehung war, so war es doch nicht seine Absicht, die freie Gedankenäußerung zu hemmen, er förderte sie vielmehr. Und selbst die Heftigkeit, mit der er sich äußerte, reizte zum Widerspruch, denn sie hatte nichts Gebieterisches. Bei dieser Gelegenheit war es nun gar nicht meine Absicht nachzugeben, denn die Ode war mir vollkommen verständlich; der Vater ward aufmerksam, als ich das einfache Experiment der Umsetzung vornahm, er lachte und behauptete nun, daß das freilich leicht wäre, wenn man Zeit hätte, sich mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen, und gestand dann, daß das Vorurtheil von der undurchdringlichen Tiefe dieses

Dichters wohl größtentheils aus dem flüchtigen Lesen entstanden wäre. Meine Mißstimmung gegen Klopstock wurde aber keinesweges vermindert. Daß ich gegen seine Verdienste als Dichter so unempfindlich blieb, lag wohl auch darin, daß der Sinn für das Metrische durch die Mangelhaftigkeit des Unterrichts zu wenig ausgebildet war.

Bei meinen einsamen Studien war ich also durchaus dem Zufall überlassen. Ich wurde durch Keinen geleitet, durch Keinen gefördert, und eine Leihbibliothek war die Quelle meiner Bücherkenntniß. Daß auf diese Weise eine Masse schlechter Bücher in die Hände der Knaben gerieth, war natürlich, doch erinnere ich mich nicht, daß sie einen Einfluß auf mich gehabt hätten. Fielding's Tom Jones blieb noch immer der Lieblingsroman der Knaben und alle übrigen schienen uns neben diesem unbedeutend. Ich weiß kaum, wie oft, und immer mit gleicher Freude, das Lesen dieses Romans wiederholt wurde Ich habe später diesen Eindruck erneuern wollen, und es erscheint mir fast unbegreiflich, wie diese Schrift einen solchen Eindruck hatte machen können, wie es dem Knaben möglich war, sich durch das breite Gerede

des ersten Theils durchzuarbeiten. Ohne allen Zweifel lag der Grund darin, daß es das erste Buch dieser Art war, welches uns in die Hände fiel.

Ich war aber dadurch von der Romanenleserei frühzeitig errettet; nur erinnere ich mich, einen andern Roman, der damals viel Aufsehen machte, ebenfalls in dieser Epoche kennen gelernt zu haben. Es war Hermes Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. In der That, es ist, wenn wir die damalige Zeit mit der jetzigen vergleichen, auffallend, wie gering die Mittel waren, die ein Schriftsteller anzuwenden hatte, um die Leser zu fesseln. Eben so merkwürdig ist es, daß solche einfache Schriften eine lange Zeit hindurch ihren einmal erworbenen Ruhm behielten. Später stiegen die Reizmittel, die angewandt werden mußten, wenn der Dichter irgend einen Eindruck machen wollte, aber in demselben Verhältniß wurden sie unwirksam. Je tiefer in das Gefühl hineingewühlt wurde, desto schneller stumpfte es sich ab, und jetzt, bei der Anwendung der gewaltsamsten Mittel, ist das Buch, kaum gelesen, schon wieder vergessen. Sophiens Reise enthielt, wie Tom Jones, Momente, die den heranwachsenden Knaben

gefährlich werden konnten. Die Schriften, die uns ohne irgend eine Aufsicht in die Hände gegeben wurden, wären uns ohne Zweifel schädlicher geworden, wenn nicht die Zeit im Ganzen so unschuldig gewesen wäre. Zwar wurden sie von den Eltern angesehen, ehe wir sie lesen durften, aber die immer zunehmende Krankheit der Mutter, die Geschäfte des Vaters erlaubten keine genaue Revision; und doch erinnere ich mich, daß Bücher aus der Leihbibliothek, so wie sie angekommen waren, in versiegeltem Umschlage zurückgeschickt wurden. In der That ging später das Gerücht, daß dieser Leihbibliothekar den heranwachsenden Knaben Bücher des schmuzigsten Inhalts in die Hände spiele. Dieses Gerücht, wenn ich mich recht erinnere, erregte selbst die Aufmerksamkeit der Behörde und veranlaßte eine Untersuchung der Polizei.

Von dieser Zeit an durften nur der Bediente oder die Magd die Bücher holen. Doch war ich ausgenommen, denn mich zog diese leichte Leserei gar nicht an. Das unruhige Streben nach Erweiterung realer Kenntnisse mit rastloser Leidenschaftlichkeit, besonders auf das Naturstudium gerichtet, bestimmte die Wahl der Bücher. Zu den ersten Schriften, die mir

so in die Hände fielen, gehörte Raff's Naturgeschichte für Kinder. Diese Schrift war damals sehr beliebt und eine Vorgängerin der späteren, die in Unzahl erschienen sind. Sie gewährte mir in ihrer unschuldigen Abfassung einen großen Genuß. Ist mir das Naturstudium mein ganzes Leben hindurch wichtig geblieben, so verdanke ich es besonders jener Heimlichkeit, mit welcher ich jede Beschäftigung der Art treiben mußte, und daraus läßt sich wohl auch allein erklären, wie eine solche Schrift mir so wichtig werden konnte. Wäre ich mit naturgeschichtlichen Schriften, mit Kupferstichen, die in bunter Unordnung viele Bände hindurch Naturgegenstände nebeneinander stellen ohne Spur irgend eines Zusammenhanges, überschwemmt worden, so würde es höchst wahrscheinlich meinen Eltern gelungen sein, meine Neigung zu den Naturstudien ganz zu ersticken. In der That halte ich mich überzeugt, daß nichts in unsern Tagen entschiedener eine verständige populäre Ausbreitung der Naturstudien hemmt, ja selbst, wo ein ursprüngliches Talent ist, unterdrückt, als diese sinnlose Anhäufung unzusammenhangender Notizen. Raff befolgte doch eine bestimmte Anordnung, irre ich nicht, bei den höheren Thieren die Klein'sche,

die sich in Deutschland, wenigstens noch neben Linné, eine Zeit lang zu behaupten wußte. Seine Klassification, vorzüglich nach den Füßen, ist so einfach, und, wie ungenügend sie auch sein mag, so diente sie doch dazu, mir einen übersichtigen Zusammenhang zu verschaffen; besonders aber zogen mich auf eine wirklich phantastische Weise seine Darstellungen von der Lebensart der Thiere an. Wenn es mir gelungen war, mir die Gestalt des Thieres so genau wie möglich einzuprägen, wenn mir die Stelle, die es in der Klassification einnahm, klar geworden war, verfolgte ich das nunmehr mir durch die genauen Kennzeichen, ich möchte sagen befreundete, Thier, in allen seinen Lebensmomenten. Ich sah den Löwen die Thiere zerreißen, den Tieger heimtückisch im Gebüsche lauern, die Hyänen durch die einsamen Straßen orientalischer Städte heulend nach Raub schleichen, ich sah, wie Adler und Geier in den hohen Bäumen horsteten, und wie der Hamster das Getreide in den unterirdischen Gebäuden sammelte. Der innige Zusammenhang des thierischen Lebens mit dem Wechsel der Jahres- und Tageszeit, mit den klimatischen Verhältnissen, hatte für mich einen unendlichen Reiz. In Kopenhagen, noch inner-

halb der Wälle, ist ein königlicher Garten (Kongehaven) an das alte, innerhalb der Festung leicht befestigte und von einem Graben umgebene Schloß, Rosenborg, angeschlossen; ein Wald, mit ansehnlichen Bäumen, von Gängen und Alleen durchzogen. Dieser Garten ist dem Publikum preisgegeben. Besonders gegen Abend, an schönen Tagen, an Sonn- und Festtagen, war er in dieser Zeit mit Spaziergängern aus allen Klassen erfüllt. Die Vornehmeren gingen in der Hauptallee geschmückt auf und nieder. Am Tage aber, und besonders des Vormittags war der Garten fast völlig leer, und nur einzelne Menschen, die ihn als Durchgang benutzten, durchschritten ihn in geschäftiger Eile. Unser Lehrer gab uns Nachmittags seine Lehrstunden, und so gelang es mir nicht selten, mich an schönen Sommer-Vormittagen mit meinem geliebten Raff nach dem Garten zu schleichen. Hier ganz einsam, von den Bäumen und Gebüschen umgeben, in der Nähe eines Teiches, unter dem Schatten eines Baumes, ergriff mich nun das Bild der unendlichen Natur. Eine bestimmte Thiergestalt, ein Insect, wie ein Säugethier, in seiner bestimmten Form, in seiner beschränktesten Lebensweise, war mir wie ein geheim-

nißreicher Schlüssel, der zauberisch mir das Innerste, Verborgenste der lebendigen Natur aufschloß. Die Sonne spiegelte sich in der glatten Fläche des Teiches, die erleuchteten Blätter rauschten, die Stimmen der Vögel erklangen, und wenn ein einzelner, durchschreitender Mensch in Eile vorüberging, war es mir, als träte das menschliche Treiben in allen seinen verworrenen Richtungen dämmernd in die eröffnete Naturtiefe zurück. Diese Erinnerung ist mir mein ganzes Leben hindurch geblieben. Noch immer können einfache Worte, die ganz bestimmten Lebensmomente eines Thieres kurz und trocken angeben, eine ganze Welt lebendiger Anschauung mir erwecken. Wenn es heißt: der Dachs verläßt in den ersten warmen Frühlingstagen seine Höhle; von andern Thieren: sie begatten sich im Mai, sie werfen im August, oder dergleichen, so liegt in diesen trockenen Worten noch immer für mich ein unendlicher, geheimer Zauber. Es ist ein tiefes Frühlings-, Sommer-, Herbst- ja selbst Wintergefühl, welches mich gefangen nimmt und dem einfachsten Ausdruck die Bedeutung einer reichen lebendigen Naturhülle mittheilt. Und immer knüpft sich dieses Gefühl an jene einsamen Vormittage als

an ihren Ursprung an, und ich erfahre es in den innersten Momenten meines Lebens, wie der Keim seine ganze Zukunft in sich enthält, wie er es ist, der das frische Leben auf allen Stufen späterer Entwickelung trägt, und wie die Seele ihr wahrstes Wesen in ihrer Gesundheit und Frische da erkennt, wo sie die kühn entfalteten Flügel, die den Aether der geistigen Natur durchschneiden, zusammenzufalten und in den engen, reichen Raum des fröhlich keimenden Lebens wieder zu versenken vermag.

Es ist merkwürdig, glaube ich, wie neben dieser einfachen, für Kinder bestimmten Schrift, die mir dennoch einen großen Genuß gewährte, eine andere, von einem der mächtigsten Geister der damaligen Zeit, mich mit großer Gewalt anzog. Neben einer Kinderschrift, eine solche, die aus dem Gipfel der geistigen Entwickelung ihrer Zeit entsprungen war, und Alles, was die Naturwissenschaft damals enthielt, auf eine geistreiche Weise zu umfassen suchte. Es liefert einen Beweis von der Macht, welche die Gegenstände als solche, abgesehn von der Form, auf das jugendliche Gemüth auszuüben vermögen, zugleich aber von der intensiven Gewalt, die in der ringenden keimenden Seele des

frischen fröhlichen Knabenalters ruht; denn es ist das formende Princip, welches noch in der dämmernden Bewußtlosigkeit versunken, von der innersten persönlichen Eigenthümlichkeit geschwängert, gleichgültig gegen fremde Form, in der eigenen innersten Welt kämpft und schafft.

Büffon's Naturgeschichte in der alten Hallerschen Uebersetzung fiel mir in die Hände; ich erhielt sie aus der oft erwähnten Leihbibliothek, und da solche Schriften wohl nur selten gesucht wurden, konnte ich ohne Schwierigkeit die Anleihe immer erneuern. Es war die alte schöne Quartausgabe, die mich schon durch ihre Form anzog und Ehrfurcht erregte. Büffon hatte ich noch nie nennen hören, desto bekannter war mir Haller. Mein Vater verehrte ihn als einen der größten Geister seiner Zeit, als Naturforscher, Arzt, als Philosoph und Dichter. In Allem, was er vornahm, einer der ersten seiner Zeit, war er einer der umfassendsten aller Zeiten. Mein Vater besaß seine Physiologie im Auszuge. Ich hatte vergebens versucht, mich in diese Schrift hineinzuarbeiten, mir fehlten die anatomischen Kenntnisse noch. Wie imponirend aber mußte mir der noch unbekannte Büffon entgegentre-

ten, den ein Geist wie Haller, zu einer so umfassenden Bearbeitung wählen konnte. Ich fing diese Schrift mit der gespanntesten Erwartung zu lesen an; ich glaubte nichts gleichgültig vorübergehen lassen zu dürfen. Der Titel ließ mich hoffen, daß mir diese Schrift einigermaßen verständlich sein würde, und gewissenhaft las ich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit selbst die Einleitung, welche die Art des Studiums und die Behandlung der Naturgeschichte enthielt. Die Jugend schrickt vor nichts zurück; ich traute mir es zu, das Geschick, die Fähigkeiten, die vorausgesetzt wurden, in vollem Maaße zu erlangen. Ja eben die Schwierigkeiten zogen mich an; und da ich wohl einsah, daß ein so umfassendes Studium ein ganzes Leben forderte, war der Entschluß, mich diesem ganz zu weihen, von jetzt an unabänderlich gefaßt.

Freilich hatte ich mich viel mit den Gebirgen in der Phantasie beschäftigt, eine Neigung und zwar eine sehr bestimmte, die Bestandtheile der Gebirgsarten und Fossilien genauer kennen zn lernen, erwachte so frühzeitig, daß ich den Anfang nicht zu finden weiß; aber diese Neigung wurde zu wenig unterstützt. Ich mußte mich mit den wenigen Steinarten beschäftigen, die mir

zufällig in die Hände fielen, im Ganzen aber lagen nur die großen imponirenden Massen, wie sie aus der Erinnerung meiner Kindheit mir vorschwebten, vor mir.

Ich hatte zwar von großen Ueberschwemmungen, von Erdbeben und vulkanischen Eruptionen gehört. Das Schrecken, welches durch das Erdbeben von Lissabon erregt wurde, war noch im frischen Andenken, als die schauderhafte Erschütterung Calabriens i. J. 1787 ganz Europa entsetzte. Damals hörte ich nun, wie die Erde sich spaltete, Gebirge einstürzten, Städte zertrümmert wurden und Tausende von Menschen ums Leben kamen. Aber so groß auch der Eindruck war, den solche Ereignisse machen mußten, so blieb er doch für mich ohne geistigen Erfolg; Alles lag noch auseinander gerissen, es waren Notizen ohne Zusammenhang, mit denen ich wenig oder gar nichts anzufangen wußte. Durch Büffon's leichte und gefällige Darstellung, durch die geistreiche Fülle, mit welcher er theils in der kurzen vorangehenden Darstellung, besonders aber in den spätern, ausführlicheren Belägen vieler Behauptungen, die mannigfaltigsten und überraschendsten Erscheinungen in Zusammenhang brachte, er=

fuhr ich zuerst, daß diese Gebirge, deren Massen meiner Phantasie vorschwebten, ein geheimes Geschick verbargen, daß Erdbeben, vulkanische Ausbrüche und Ueberschwemmungen, wie sie jetzt noch stattfinden, nur die gebändigten Reste einer furchtbaren Bewegung genannt werden konnten, die gewaltsam, wild und mit Zerstörungen wechselnd, die Oberfläche der Erde im Großen verändert hatte, daß die Jahrtausende der Geschichte, verglichen mit jener Vergangenheit der Erdbildung, nur als eine kurze Gegenwart betrachtet werden konnten. Im Raume hatte ich mich bis jetzt nur bewegt, ein ruhiges, festbegründetes Dasein trug alle meine Anschauungen, in der Natur wie in der Geschichte hatte Alles sein abgeschlossenes Maaß und die bestimmt umgränzten Gestalten in der Natur, wie die gemäßigten Hoffnungen und Wünsche in der Geschichte, bewegten sich unter einander nach einem stillen Gesetze, welches obzwar nicht gekannt, dennoch das gesicherte Dasein trug und ordnete. Wenn wir auch vom Kriege hörten, von verlorenen und gewonnenen Schlachten, wenn der siebenjährige Krieg, wie das Lissaboner Erdbeben im Hintergrunde unserer frühesten Erinnerungen lagen, wenn der nordamerikanische Krieg,

wie das Erdbeben in Calabrien, selbst zu den Ereignissen der Zeit gehörten, in welcher wir lebten, so vermochte doch die Ruhe, die um uns herrschte, jene Ereignisse nicht in eine gefährliche oder drohende Nähe zu rücken. Daß die flache Gegend, die wir bewohnten, erschüttert, daß die bürgerliche Ordnung, die uns umfing, zerstört werden könnte, war eine Furcht, die wir nicht kannten. Selbst solche Naturerscheinungen, die auf dem Festlande Europas drohend hervortreten, ganze Gegenden in Schrecken versetzen und vorübergehend, eine andere Gestalt geben, wie die gewaltigen Ueberschwemmungen mächtiger Flüsse, sind dem ruhigen Lande unbekannt. Siaelland kennt nur Bäche; mächtige Flüsse sah ich zuerst in Deutschland. Dem ruhigen Lande war wie den gemäßigten Einwohnern eine jede gewaltsame Bewegung fremd.

Jetzt durch Büffon's geistreiche Darstellung lernte ich nun zuerst eine gewaltsame Zeit kennen, eine gährende Bildung der Oberfläche der Erde in sich selbst, Massen, wie ganze Länder, die sich hoben und senkten, sich bildeten und wieder zerstört wurden, um andern Bildungen Platz zu machen. Daß die Erde ganze zerstörte Geschlechter der Thiere und Pflanzen in sich

verbarg, wurde mir jetzt erst bekannt. Noch hielt man die Idee fest, daß die Versteinerungen von Thieren und Pflanzen herrührten, wie diejenigen, die jetzt leben. Ich lernte, daß Millionen solcher Thiere von einerlei Art, in ihrer Versteinerung zusammengehäuft, ganze Gebirgsmassen ausmachten. Wenn nun auch solche Versteinerungen, die in überraschender Menge vorkamen, wie die Ammonshörner, die durch ihre oft gewaltige Größe, wie durch ihre fremdartige Gestalt in Erstaunen setzten, sich in der jetzigen Schöpfung nicht wieder erkennen ließen, so bedachte man, daß das Meer noch in seinen Tiefen Geheimnisse einschlösse, die uns unzugänglich schienen, und hielt die Ansicht, als wenn eine anders gebildete lebendige Welt untergegangen wäre, wo sie sich etwa aufdrängen wollte, fast gewaltsam zurück. Es war dieselbe Erde, mit denselben Geschöpfen, die wir jetzt kennen, welche die Vergangenheit der Natur bildete, nur daß sie in heftigere Bewegung versetzt war. Diese Welt mit ihren Gebirgsmassen und lebendigen Gestalten war gegeben, und wenn Büffon z. B. auch die Erde als einen Sonnensplitter durch einen Kometenstoß von der Sonne losreißen und in das Universum hineinschleu=

dern ließ, damit sie sich um die Sonne, die sie geboren hatte, bewegen sollte, so fand doch zwischen dieser Epoche der Entstehung und der gegenwärtigen Ordnung der Dinge im Ganzen, ein Sprung statt, der durch nichts ausgefüllt wurde. Die von der Sonne getrennte Erde wurde gleich in ihrem gegenwärtigen Zustande aufgefaßt, und die Vergangenheit unseres Planeten unterschied sich von der Gegenwart nur durch die Gewaltsamkeit ihrer Bewegung. Zwar war die Geologie, als ich mit Büffon bekannt wurde, weiter gerückt, aber diese Wissenschaft in ihrem damaligen Zustande, war mir unbekannt. Was ich von der Physik wie von der Geologie erfuhr, gehörte noch immer der ersten Hälfte, der Mitte des Jahrhunderts zu. Krügers Naturlehre und Büffons Theorie der Erde bildeten das einzige Fundament der Kenntnisse, die ich in der Einsamkeit meiner Studien erwarb, und so war ich in wissenschaftlicher Rücksicht in der That, als wäre ich dreißig Jahre älter, zu betrachten. Krüger, den ich seit einigen Jahren schon sehr genau kannte, machte mir den Büffon verständlicher, und durch diesen erhielt jener eine tiefere, umfassendere, lebendigere Bedeutung.

Aber diese innere Bewegung der Erde in sich selber, die gewaltsamen Prozesse, bemächtigten sich meiner auf eine wahrhaft erschütternde Weise. Es war etwas Schmerzhaftes mit dieser inneren Bewegung verbunden; ich blickte in die inneren Flächen der Insel mit einer fast zerstörenden Sehnsucht hinein. Die Gebirge, die sich in meiner Phantasie erhoben, bildeten und zertrümmerten, schienen mir zu meinem Dasein zu gehören; es war, als fehlte mir ein wesentlicher Theil desselben, und es gab Momente, in welchen diese Empfindung mich auf eine peinliche Weise ergriff. Ich erinnere mich noch, wie einige Versteinerungen, die mein Vater erhalten hatte, und mir schenkte, mich fortdauernd beschäftigten. Erst später lernte ich sie benennen, es waren zufälliger Weise solche, die uns thierische Formen vorführen, welche der gegenwärtigen Zeit völlig fremd sind. Es waren Belemniten, Orthoceratiten und Ammoniten. Ich vermochte nicht, das Bild dieser Versteinerungen aus meiner Seele zu verdrängen. Ein Belemnit lag in einem harten mergelartigen Kalkstein, dessen eine Fläche polirt war, so daß man im Durchschnitt die Concamerationen derselben erkannte. Auf die nämliche Weise

war in seiner Kalkmasse der Orthoceratit durchgeschnitten. Je länger ich nun diese beiden Versteinerungen mit den Ammoniten verglich, desto deutlicher ward es mir, daß sie zusammen gehörten, daß eine Veränderung der Bildung einen Uebergang aus der einen Form in die andere vermittelte. Die spitzzulaufenden Concamerationen des Belemniten, deren hohle Kegel wie Tüten in einander steckten, so daß die Spitzen sich fast berührten, erhielten bei den Orthoceratiten eine flache Wölbung, als wären jene Spitzen in sich zusammengesunken und abgerundet. Ich erkannte, wie dadurch der größere Raum zwischen zwei Wölbungen entstehen mußte; auch blieb es mir nicht verborgen, daß der Ammonit ein schneckenförmig gekrümmter und in sich gewundener Orthoceratit genannt werden konnte. So erkannte ich auch die Röhre, die durch alle Concamerationen hindurchging.

Man verzeihe es mir, daß ich diese, wenn man will, triviale Auseinandersetzung nicht unterdrückt habe. Es ist so selten, daß ein Mensch aus seinen früheren Erinnerungen Momente zu finden weiß, die wie historische Krisen fruchtbare und erfolgreiche Epochen erzeugen. Meine Seele war erfüllt von mannigfaltigen

Anschauungen; Gebirgsmassen thürmten sich vor mir auf, aber die Substanzen, aus welchen sie bestanden, waren mir unbekannt. Quarz, Kalk, Glimmer, Feuersteine, Feldspath — das letzte Fossil, ohne daß ich es zu nennen wußte — waren mir wohl bekannt, aber ich fühlte nur zu sehr den Mangel an Kenntniß der Substanzen. Versteinerungen gaben mir eine Kunde von einer unter den Trümmern zusammengestürzter Berge in dem Schlamme gewaltig bewegter Meere verhüllten, mit präcipitirten Resten begrabenen Thierwelt; und nun sollten die ersten Reste, die ich auf solche Weise kennen lernte, ihrer Structur nach, sich auch wechselseitig erläutern. Es war zum ersten Male mir gelungen, einen solchen innern Zusammenhang scheinbar getrennter thierischer Gestalten zu erkennen. Die Verwandschaft, die den Eintheilungen der Thiere und Pflanzen zu Grunde lag, ging mehr von der Auffassung einzelner Kennzeichen aus. Was die verwandten Formen im Ganzen innerlich verband, blieb verborgen und nur auf eine unbestimmte Weise Gegenstand des Gefühls. Hier trat, und zwar aus einer räthselhaften Urwelt, eine Metamorphose hervor, welche die Formen in ihrer Totalität ergriffen hatte. Diese

Klarheit des Zusammenhanges, die mir nicht aus der heiteren, mir innerlich, wie es schien, mehr befreundeten Welt, die mich umgab, vielmehr aus der dunkeln Vergangenheit entgegentrat, enthielt eine solche Fülle hoffnungsvoller Träume einer geistigen Zukunft, daß ich wohl sagen darf, sie bezeichnete ein Ereigniß in dem Gange meiner inneren, einsamen, geistigen Entwickelung; es war mir, als wäre es mir zum ersten Male gelungen, eine, wenn auch noch so kurze, so doch in sich geschlossene und verständliche Periode in dem unendlichen reichen Texte der Natur zu lesen. Daß dieses durch eigene Forschung erkannt wurde, daß der Zusammenhang dieser Thiere mit den größeren Kreisen des Thierlebens, die mir unbekannt waren, mir hoffnungsvoll entgegentrat, vergrößerte meine Freude. Das Bewußtsein, auf solche Weise im Besitz von Versteinerungen zu sein, die mir durch meinen Büffon so wichtig und bedeutend geworden waren, überwältigte mich so, daß ich in Thränen ausbrach, die ich gar nicht zu stillen wußte. Ich erinnere mich noch, wie die Magd und meine Brüder mich überraschten, wie ich einsam dasaß, die Versteinerungen anstarrend, die vor mir lagen, wie sie verwundert

fragten, was in diesen Steinen so Besonderes wäre, daß sie mich so betrübt machen konnten. Sie glaubten ernsthaft, daß es mit mir nicht richtig sei. Ich vermochte es nicht, mich darüber zu äußern, wie sollte ich mich ihnen begreiflich machen? Die Magd hatte dieses Ereigniß besorgt der kranken Mutter mitgetheilt. Sie schien in der That zu glauben, daß mein einsames Grübeln und Lesen in Büchern, die mit dem Unterrichte nichts gemein hatten, mich verrückt machen möchte.

Seit wir nach Kopenhagen gekommen waren, hatte die Krankheit meiner Mutter schnell zugenommen. Sie verließ das Bette nie und wir sahen ihrem Tode entgegen. Die Zerstreuung, in welcher ich die ersten Monate zubrachte, die Ruhe, die für meine Mutter so nothwendig war, hatte das innige Verhältniß, welches zwischen uns stattfand, ich muß es leider bekennen, wenn nicht gestört, doch zurückgedrängt. Die überhandnehmende Lust zur Naturwissenschaft, die verbotene Frucht der Erkenntniß, die mit der ersten wissenschaftlichen Reflection uns dargeboten und mit geheimer und unendlicher Lust genossen wird, drohte mich aus meinem stillen Paradiese des Naturlebens herauszutreiben.

Ich ward nach langer Zeit wieder einmal zum Krankenbette meiner Mutter gerufen. Wir sahen sie zwar alle Tage, wenn wir zum Morgengebet versammelt waren, aber die vertrauten Unterhaltungen, die mich in Roeskilde beglückten, fanden in Kopenhagen nicht mehr statt. Zwar begleitete mich die Erinnerung an diese fortdauernd, die Gestalt der Mutter schwebte mir immer vor, und je mehr sie sich dem Grabe näherte, desto verklärter erschien sie mir. Aber die tiefe Innigkeit des religiösen Gefühls, wie es mich in der engeren Umgebung der stillen Stadt durchdrang, war leider verschwunden. Ich fühlte keine Reue darüber, denn eine rastlose geistige Thätigkeit war an die Stelle getreten und ich glaubte in dieser Alles zu besitzen, was mich früher bewegte. Jetzt nun forderte meine Mutter mich auf, ihr die Gegenstände zu bringen, die mich so heftig erschüttert hatten, und ihr begreiflich zu machen, wodurch sie einen so heftigen Eindruck auf mich gemacht hätten. Mir war das sehr angenehm. Es geschah mit der größten Lebhaftigkeit, und die Mutter schien den Eindruck sehr wohl zu begreifen. Aber etwas Fremdartiges hatte meine Darstellung für sie, wodurch sie von allem Früheren abwich. Von

der Natur im Großen war die Rede, von den Thatsachen, die von gewaltigen Umwälzungen, die auf der Oberfläche der Erde stattgefunden hatten, zeugten. Ich erzählte, wie diese Versteinerungen Reste von Thieren der Vergangenheit enthielten, die immitten der Zerstörungen sich gebildet hatten, und wie aus dieser verworrenen Zeit dennoch die drei Formen, die zufällig in meine Hände gekommen waren, ein stilles Gesetz der fortschreitenden Bildung zeigten, wie ich durch eine Betrachtung der Gegenstände diese entdeckt, und wie diese Entdeckung mich erschüttert hätte. Aber es war nur von der Natur die Rede, von der Gewalt, mit welcher diese immitten der scheinbaren Zerstörung und Unordnung ein stilles Gesetz der Bildung festzuhalten und zu verfolgen vermochte, welches innerhalb so enger Grenzen zuerst erkannt, mich weiter führen mußte und mir einen unendlichen zukünftigen Genuß versprach.

Früher würde eine solche Darstellung eine unmittelbare religiöse Wendung genommen, und meine Mutter mit meiner Beschäftigung versöhnt haben. Jetzt mochte sie in ihrer immermehr von der Erde abgezogenen Gesinnung eine Ahnung davon haben, daß ein

neues fremdes Moment der geistigen Bildung mich ergriffen habe, daß dieses drohte, mich von dem Wege, den sie als den einzig wahren erkannte, abzulenken. Ihre Krankheit war schmerzlos; die immer zunehmende Schwäche der Auszehrung vermochte keine heftige Krise hervorzurufen. Still und ruhig nahmen die Kräfte ab, und sorgfältig wurde Alles von ihr entfernt gehalten, was einer irdischen Sorge ähnlich sah. Henrich, sagte sie mit einer schwachen Stimme, die mich ergriff, wie kannst du etwas so Wundervolles erfahren, ja so tief davon ergriffen werden, ohne an den Herrn zu denken, der Himmel und Erde bewegt hat, der die Sterne zusammenrollt wie ein Tuch, aber sich am tiefsten offenbart in der innersten Bewegung der Seele in sich selber, in der Reue des bekehrten sündhaften Gemüths. Sie warnte mich vor einer Beschäftigung, die mich von dem einzig wahren Ziele abzulenken drohte; sie beschwur mich, nicht zu vergessen, wozu ich von meiner Kindheit an bestimmt war, und als sie mich durch die Rede erschüttert sah, suchte sie mich zwar dadurch zu ermuntern, daß sie mich auf die stille gesetzmäßige Ordnung der Schöpfung als auf eine Offenbarung Gottes aufmerksam machte; aber diese betrachtend zu

verfolgen, meinte sie, wäre das Geschäft der Naturforscher; du aber bist bestimmt, sein unmittelbares Wort an die Menschen zu verkünden. Sie sprach ruhig und mit schwacher Stimme. Die tiefe Gewalt, die sie von früher Kindheit an auf mich ausgeübt hatte, trat mächtig hervor, und ich verließ sie in großer Unruhe.

Dieser Moment eines innern Widerspruchs, den ich selbst erlebt habe und Jahre lang nicht zu unterdrücken vermochte, trat mir später mit geschichtlicher Bedeutung entgegen, als ich Pascals Leben und Schriften kennen lernte. Eine Neigung, den Gegensatz nicht abzuweisen, sondern zu lösen, blieb, mit klarerem oder dunklerem Bewußtsein, die stille Aufgabe meines Lebens und ist es noch.

Damals aber vermochte nichts den mächtig gewordenen Trieb zu unterdrücken. Büffon hatte die Beschäftigung bezeichnet, die meine eigenthümlichste war, ich durfte, ich konnte sie nicht abweisen. Aber auch bei ihm war es die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die Welt der Betrachtung, die er mir aufschloß, durch welche ich angezogen wurde; keineswegs seine Hypothesen, seine Erklärungen, diese schienen mir dürftig

und seine Darstellung der frühern von Whiston, Burnet, Woodward, Leibnitz, konnten mich eben so wenig befriedigen. Ich wollte keine Erklärung, ich bedurfte ihrer nicht, ja wo die Erscheinungen einseitig hingezogen wurden, in die Richtung der Hypothesen, fühlte ich mich eingeengt und auf eine unangenehme Weise gestört.

Büffon's Betrachtungen über die Menschen, über ihre Entwickelung, über die Rassen, machten wohl nicht einen so gewaltigen Eindruck auf mich, wie seine Theorie der Erde, aber die Darstellung zog mich freundlicher an; der unmittelbare gedankenvolle Zusammenhang, der sich durch das Leben ausspricht, übt eine geheime Gewalt auf die Darstellung aus. Manches scheint sich von selbst zu verstehen, und die breite ausführlichere Behandlung führt uns, wie unvermerkt, von einem Gegenstande zum andern, und läßt bei dem größten Detail der Untersuchung das lebendige Ganze nicht aus dem Auge verlieren. Vor Allem begründete Büffon frühzeitig eine Ansicht, durch welche ich in allen menschlichen Verhältnissen die verborgene Macht der Natur erkannte und festhielt. Mit dieser ursprünglich und von Kindheit an befreundet, hatte

ihre Herrschaft für mich nichts Abstoßendes, und der auf die Spitze getriebene Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, wie er erst durch eine lange Reihe von inneren Erfahrungen reif wird, war mir völlig unbekannt; ich hatte mich der Natur völlig hingegeben, und so herrschte ich durch sie, mit ihr, und fühlte mich frei.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, die oft genug gemacht ist, daß, wo ein innerer ursprünglicher Trieb auf eine gesunde Weise die Eigenthümlichkeit des Menschen in Bewegung setzt, da fügen sich auch die äußern Verhältnisse; wo diese innere und äußere Einheit innerhalb der Grenzen der Natur bewußtlos mit fröhlicher Zuversicht sich ausspricht, da müssen wir sie als die Fortsetzung jener innern Zweckmäßigkeit betrachten, die wir in der Natur bewundern. Die Kühnheit, mit welcher die frische, in ihrer Eigenthümlichkeit sichere Jugend darauf zu rechnen scheint, daß die äußeren Verhältnisse des Lebens, das innere Streben unterstützen müssen, hat mit dem Instinct der Thiere Vieles gemein, und desto mehr, je gesünder sie ist. Die Reflection, durch welche wir einen solchen günstigen Zufall als eine Gelegenheit betrachten,

die von außen durch das Schicksal, wie Einige, oder durch eine vereinzelte göttliche Fügung, wie Andere meinen, uns dargebracht wird, die wir nun zu benutzen verpflichtet sind, hat schon etwas Krankhaftes, und wenn der Heiland uns an die Sperlinge und an die Lilien hinweist, spricht er jene gesunde Zuversicht, nicht die kränkelnde Reflection aus.

Auch mir trat eine solche heitere Gunst äußerer Verhältnisse entgegen. Spengler, der Director der Königlichen Kunstkammer, ein alter, ernsthafter, bedachtsamer und besonnener, zugleich aber höchst freundlicher Deutscher, schwebt mir als eine ehrwürdige Gestalt vor. Er erschien immer höchst sauber, bewegte sich ruhig und bedachtsam, und ich ward in sein heiteres Haus durch meinen Vater eingeführt, welcher sein Hausarzt war. Hier lernte ich nun zuerst ein Naturalien-Kabinet kennen. Es war die Zeit, wo die Beschäftigung mit den Conchylien für eine anständige, wohl auch gewissermaßen wissenschaftliche Liebhaberei galt. Die überraschende Schönheit der Gestalten, der mannigfaltige Wechsel der lebhaftesten Farben und die bequeme Dauerhaftigkeit der Gegenstände waren wohl geeignet, eine etwas beschränkte,

aber liebenswürdige Unterhaltung darzubieten. Sie hatte ihren Hauptsitz in Amsterdam, und war dort, wie die weit getriebene Blumenzucht, ein natürliches Erzeugniß des bequemen ruhigen Reichthums, der einen stillen durch nichts gestörten Genuß suchte. In Kopenhagen lebte der berühmteste Conchyliolog. Das noch immer unentbehrliche und prachtvolle Werk über die Conchylien von Chemnitz erschien dort. Bekanntlich ist dieses Werk durch die Wichtigkeit, die die Versteinerungskunde in der Geologie in unsern Tagen erhalten hat, wieder bedeutend geworden; die Genauigkeit der Bestimmungen und die klassische Richtigkeit der illuminirten Abbildungen geben noch immer diesem Werke einen hohen Werth. Der Verfasser war zweiter Prediger bei der Garnisonkirche und ein seltsamer Mensch. Man erzählte von ihm mancherlei Anekdoten, seine Predigten hatten etwas Kapuzinerhaftes. Ich habe ihn nie predigen hören und nur aus der Ferne gesehen. Die Spenglersche Sammlung aber war eben so bedeutend, ja irre ich nicht, selbst bedeutender, als die Chemnitz'sche, sie war höchst sauber und in strenger Ordnung in hellen großen Räumen hinter den Glasthüren weiß angestrichener Schränke

aufgestellt, und wenn der freundliche Alte, angezogen von der Freude, die mich ergriff, von der stillen strengen Aufmerksamkeit, mit der ich ihm zuhörte, mich unter seinen Schätzen herumführte und belehrte, entdeckte man bald durch die Art, wie er eine Muschel, eine Schnecke vorsichtig aufhob und wieder an ihren Platz hinstellte, welchen hohen Werth er einem jeden Gegenstande beilegte.

Spengler, wenn er mich in seiner Sammlung herumführte, was zuletzt wöchentlich zu bestimmten Stunden geschah, ertheilte mir einen förmlichen systematischen Unterricht, machte mich mit der Linné'schen Terminologie und mit den Kennzeichen der Gattungen bekannt, und der Unterricht erstreckte sich nicht allein auf Muscheln und Schnecken, sondern auch auf die Korallen, von welchen er eine werthvolle Sammlung besaß.

Indessen sollte ich noch einen anderen seltsamen Menschen kennen lernen. Irre ich nicht, so machte ich durch Spengler seine Bekanntschaft. C. war ein langer, stattlicher Mann, höchst gutmüthig und einfach. Schon wenn man ihn sah, fiel er durch seine Seltsamkeit auf. Denn die unbeschränkteste Sammlerlust

erstreckte sich bis auf seine Person und Kleidung. Die Berloquen seiner Uhr waren aus Conchylien oder anderen dazu passenden, wirklichen oder, seiner Meinung nach, seltenen Naturproducten zusammengesetzt. Die Krämpe seines dreieckigen Hutes und der Knopf waren mit kleinen Conchylien ausgeschmückt. Auf dem hohen stattlichen spanischen Rohre, das er, feierlich und gerade, vor sich trug, prangte ein Bernsteinknopf mit eingeschlossenen Insecten. Er bewohnte einen weitläufigen Stock aus mehreren großen Räumen bestehend, die alle, bunt und verworren durcheinander, mit Natur- und Kunstgegenständen erfüllt waren. Einige Prachtwerke mit Abbildungen lagen auf den Tischen, dürftige Möbel drängten sich zwischen die Naturgegenstände, kaum unter diesen wahrnehmbar. Eine Elektrisirmaschine, eine elektrische Batterie, eine Luftpumpe und andere physikalische Instrumente waren mit Kästchen von Insecten, Corallen, Conchylien und ausgestopften Thieren umgeben, und unter den Tischen standen riesenhafte Basaltsäulen, versteinerte Hölzer, mächtige Quarzkrystalle. Sein Bett war eine Rarität, seine Rohrstühle nannte er chinesisch. Dieser wunderliche Mann besaß ein bedeutendes Vermögen; seine

Verwandten aber retteten den Rest des Kapitals, so daß er nur über die Zinsen gebieten konnte, damit er nicht in Gefahr gerieth, mitten unter seinen Seltenheiten Noth zu leiden. Er war ein sehr wohlwollender und gutmüthiger Mann, seine Kenntnisse aber gerade eben so wie seine Sammlung geordnet; daß er häufig betrogen wurde, ist leicht einzusehen. Eine Menge geschliffener Steine, besonders der sogenannte Aegyptenkiesel mit zufälligen Zeichnungen, die ein Gesicht oder dergleichen darstellten, hat er mit großen Summen bezahlt. Ich sah einen ausgetrockneten Arm mit der Hand; er nannte sie eine ägyptische Mumie von einer Prinzessin. Ich suchte ihm einzureden, daß es ein Männerarm sei, und wahrscheinlich derselbe, der von dem berühmten herodotischen Dieb der Prinzessin in der Nacht überlassen wurde. Der leichtgläubige Mann war nur zu geneigt Alles, was man ihm sagte, zu glauben. Mir war nun diese Sammlung, wie die Spenglersche, höchst wichtig; denn Alles, was ich kannte, was ich auf den Feldern fand, beschränkte sich auf Insecten und Pflanzen, die ich, ohne irgend eine Anleitung, zu ordnen, zu unterscheiden und zu bestimmen suchte. Weder Raff, noch we-

niger Büffon, da nur die ersten Theile seiner Naturgeschichte mir zu Gebote standen, konnten mir aushelfen. Jetzt war ich von einer Masse von Naturgegenständen umgeben, die mich überwältigte; aber die innerhalb der engen Schranken der Conchylien und Zoophyten eingeschlossene geordnete Spenglersche Sammlung bot mir für das Chaos der Sammlung meines neuen Freundes wenig Hülfe. Am wichtigsten ward mir sein Mineralien-Kabinet, welches einigermaßen geordnet und gut bestimmt war, ohne daß ich weiß, wer ihm dabei behülflich gewesen. Er selbst besaß einige mineralische Schriften der damaligen Zeit. Ich konnte mir Cronstedts Mineralogie anschaffen und in kurzer Zeit kannte ich die Hauptgattungen der Fossilien nach diesem Schriftsteller.

Ich war ergriffen von dem Reichthum, der mich jetzt umgab, wenn ich ihn verglich mit der unsäglichen Armut, in der ich bis jetzt gelebt hatte. C., der mich so eifrig in seiner Sammlung beschäftigt sah, schenkte mir manche Doublette. Bald war ich selbst von einer unbegrenzten Sammlerlust ergriffen und besaß eine Conchylien-, Corallen- und Mineraliensammlung, die mich sehr beschäftigte, für meine Lage

nicht unbedeutend war und mir den Vortheil verschaffte, wenigstens innerhalb des Kreises dieser Naturgegenstände einige Ordnung in meine erworbenen Kenntnisse zu bringen.

Indessen sollte ich auch von einer ganz anderen Seite angeregt werden. Die Mutter hatte, ohne allen Zweifel nach dem oben erwähnten Gespräche, mit ihrem Bruder über die ihr bedenkliche Richtung meiner geistigen Bildung gesprochen. Ich erhielt durch sie, und wie ich vermuthe, mittelbar durch den Onkel, Sturms religiöse Natur-Betrachtungen, und eine ähnliche Schrift von Sander (von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur), die damals vielen Beifall fand. Ich werde über diese Richtung der Forschung des vorigen Jahrhunderts später ausführlicher reden; hier kann ich nur den Eindruck berühren, den diese Schriften damals auf mich machten. Sturm, so viel erinnere ich mich wohl, hatte für mich nichts Anziehendes; die erbaulichen Reden waren zu breit und ermangelten der Tiefe, die ich von religiösen Betrachtungen zu fordern gewöhnt war; ja sie waren mir eher in religiöser Rücksicht schädlich. Beschäftigt mit einer Masse realer Kenntnisse, die ich

für mich innerlich in eine überschauliche Ordnung, obgleich noch immer vergebens, zu bringen suchte, mußte mir das flache Gerede, die leere Salbung, die sich in ewiger Wiederholung der nämlichen dürftigen Gedanken gefällt, nothwendig zuwider sein. Hier zuerst bildete sich eine Opposition gegen eine Art der Erbauung, die so wenig Geistreiches hat, und eine gefährliche Vergleichung zwischen der leeren Tautologie einer religiösen Manier und dem Reichthum wissenschaftlicher Beschäftigung. Die Langeweile, die mich schon in einer früheren religiös tiefen Epoche bei manchen Predigten befiel, hatte sich nun auch in meine stille Beschäftigung hineingedrängt und wurde hier mit Heftigkeit abgewiesen. Anders wirkte Sander auf mich. Er schien mit mir in der nämlichen Lage zu sein, ihn bewegte eine wirkliche Lust an den Naturgegenständen, und als ein tief Religiöser wollte er diese vor sich selbst rechtfertigen. Ich habe seine Schrift seitdem nie gesehen. Er ist wohl völlig vergessen und die Schrift nur in den literärischen Sammlungen, bis zum bloßen Titel vertrocknet, aufbewahrt. Aber sie schwebt mir als der Ausdruck eines heiteren den Naturgenuß liebenden Geistes vor, der überrascht

von der Art, wie in dem Wachsthum der Pflanzen und im Leben der Thiere alle Richtungen der Natur sich wechselseitig unterstützten und förderten, sich gern in die Betrachtung dieser äußeren Zweckmäßigkeit verlor. In der frischen Luft, die mich durchdrang, wenn die mannigfaltigsten Gegenstände in die große Einheit des Ganzen aufgenommen wurden, ohne sich darin zu verlieren, wenn die stille Entwickelung des Pflanzenlebens zugleich den Gang der Jahreszeiten bezeichnete, wenn die mannigfaltige Bewegung der Thiere unter der Erde, auf der Erde, zwischen den kleinsten Gewächsen, zwischen den Bäumen, in der hellen Luft immer mächtiger, mannigfaltiger, wärmer ward, je weiter der Sommer fortschreitet und leise verklingt im Herbst, wenn die Stimmen der Vögel zugleich aus der Atmosphäre hervorzutreten scheinen, lag doch dieselbe Betrachtungsweise zum Grunde. Durch jene bestimmteren Betrachtungen, die der großen Verhältnisse der Natur, der äußeren Umgebungen eines jeden lebendigen Geschöpfs, die für seine Erhaltung eingerichtet zu sein schienen, trat das Ganze mit seinem vollen inneren Reichthum in eine heitere Beziehung zum Einzelnen. Die dunkle zerstörende Gewalt

der Natur, mit welcher sie verzehrend in ihrem eigenen Inneren wühlt, verbirgt sich für die in mächtiger Entwickelung begriffene Jugend. Sie ist, wie alle Entwickelung, dem Leben befreundet, das Geheimniß des Todes ist ihr fremd. Aber obgleich solche Betrachtungen mich vorübergehend ergötzten, so konnten sie mich doch keinesweges befriedigen. Das Bedürfniß nach bestimmten Kenntnissen, nach wissenschaftlichem Zusammenhange derselben war zu mächtig erwacht; selbst die teleologische Betrachtung konnte dieses nur steigern, nicht befriedigen; und eben daher wurde die religiöse Anregung, die der Verfasser beabsichtigte, auch, indem ich diese Schriften las, eher zurückgedrängt als gefördert.

Diese, mehr nach außen und nach dem Verständniß gehende Richtung ward nun auch für meine künftige Bildung entschiedener bezeichnet durch zwei Schriften, die um diese Zeit mir in die Hände fielen; es waren Jerusalems Betrachtungen über die Religion und Spalding über die Bestimmung des Menschen. Die erstere erhielt ich aus der Leihbibliothek, die zweite hatte mein Vater sich angeschafft. Man thäte Unrecht, wenn man leugnen wollte, daß diese Schriften

mit religiöser Ueberzeugung geschrieben wären; aber dennoch muß man bekennen, daß der Rationalismus, der sich später mit so großer dogmatischer Sicherheit ausbildete, schon, wenn auch verhüllt, in ihnen enthalten war. Die sectenartige Absonderung, die freiwillige und beschränkende Entsagung aller geschichtlichen Entwickelung, die sich in der Gestaltung des Christenthums schon früher ausgebildet hatte und in der damaligen Zeit, wenigstens unter den geringern Klassen, hier und da in christlichen Vereinen herrschte, gab den Gegnern der Religion mächtige Waffen in die Hände, die sie auch nicht zu benutzen versäumten. Die religiöse Wechseldurchdringung aller Lebensmomente, die ihren Mittelpunkt in dem Glauben fanden, bezeichnete die erste frische Epoche des Protestantismus. Das Gefühl ruhte in diesem Glauben, er bildete den sittlichen Grund aller Handlungen, ja selbst das Studium war auf ihn basirt. Die Ermattung nach dem dreißigjährigen Kriege rief ein tödtendes Zerfallen hervor; die kräftige, religiöse, organische Einheit aller Lebensmomente verschwand; was innig verbunden war, trennte sich, und eben dadurch fand der zerlegende sinnliche Verstand einen Spielraum für seine

Thätigkeit. Dieses bildete den wichtigsten Moment der damals herrschenden geschichtlichen Kultur und die religiöse Tiefe des Glaubens ward aus der fortschreitenden Entwickelung (wie Philosophie und Kunst) hinausgestoßen und beschränkte sich in ihren getrennten Elementen, besonders in Deutschland, innerhalb vereinzelter Grenzen. So ward die Tiefe des Gefühls mit der Unbestimmtheit der Lehre durch die Brüdergemeinde fixirt; der christliche sittliche Grund aller Handlungen, in seiner gesetzlichen Härte (von der Tiefe des Gefühls wie von der Strenge der Lehre geschieden), durch die Pietisten fest gehalten; und von diesen wie von jenen getrennt, bildete sich der starre Begriffsformalismus durch die orthodoxe Dogmatik aus. Wenn auch die Urheber dieser getrennten Richtungen der lebendigen Quelle des vereinigten Glaubens näher standen (Spener, Franke, Zinzendorf, Quenstädt) u. s. w., so trat die Trennung doch immer entschiedener hervor, und wie sie sich unter einander trennten, schieden sie auch aus der Richtung aus, die das geschichtliche Bewußtsein im Ganzen genommen hatte. Da entstand das ehrenwerthe Bestreben, die Religion aus diesen isolirten Zuständen

herauszureißen und ihren Inhalt an solche Aufgaben anzuknüpfen, die, wie mächtig die Reflection auch sein mag, doch niemals aus einem menschlichen Gemüthe verdrängt werden können. Wollte man nun Bemühungen der Art irgend einen Beifall verschaffen, so durfte man sie nicht an die starre Manier, die in den Schulen der Theologen wie in den abgesonderten christlichen Vereinen herrschte, anknüpfen. Menschliche Zustände überhaupt und ihre tiefere Bedeutung, Betrachtungen über Leben und Tod und ähnliche, sollten den Menschen zurückführen zu dem Glauben, der verloren zu gehen drohte. Die Sprache, die für solche Darstellungen geboten war, wurde eine gefälligere, der Zeit mehr zusagende, und die Verfasser konnten auf einen allgemeinen Beifall rechnen, denn auf der einen Seite ward der Leser beruhigt, wenn ihm dasjenige, was als religiöse Grundlage seiner Erziehung sich nicht verdrängen ließ, ihm hier auf eine gefällige Weise entgegentrat und auf der andern Seite glaubte er, die Richtung der Reflection, die ihn, wie die ganze Geschichte seiner Zeit beherrschte, beruhigter verfolgen zu können. Die wohlmeinenden Schriftsteller dieser Art bedachten nicht, daß alle Religion

ein Ursprüngliches und Unmittelbares ist, und daß, wenn der innerste Kern des Glaubens verschwunden, er sich so wenig wieder erzeugen läßt, wie das entwichene Leben etwa durch eine chemische Composition. Schriften der Art wären nicht möglich gewesen, wenn nicht ein Rest des ermatteten Glaubens bei dem Schriftsteller wie bei dem Leser sich erhalten hätte. Aber selbst dieser Keim wird bei solchen Reflectionen verkümmern und die frische Eigenthümlichkeit, die lebendige positive Wirklichkeit religiöser Ansichten verlieren sich allmälig und erblassen in der durchsichtigen Klarheit abstracter Betrachtungen; dieses war zum Theil auch bei mir der Fall, aber ich merkte es kaum. Denn die ununterbrochene Beschäftigung, die rastlose Bewegung des Geistes ließ mir keine Ruhe. Die gesunden und raschen Pulse der Entwickelung besitzen Rechte des Lebens, die sich geltend machen und die, auf irgend eine Weise gehemmt oder gestört, die innere Lüge, die gefährlichste Krankheit der Seele, erzeugen, die selbst, wenn sie das Kleid der früheren Religiosität trägt, für das ganze Leben hemmend wird.

Ich war etwa funfzehn Jahr alt, und muß hier eine lächerliche Geschichte erwähnen, die doch zum

Beweise dienen kann, daß mitten in meiner wissenschaftlichen Beschäftigung, in der vielseitigen geistigen Anregung die Romanenlectüre auch ihre Früchte trug. Ich war zu sehr daran gewöhnt, das ganze Leben in die Poesie hineinzutragen. Es war natürlich, daß ich es in allen Richtungen versuchte, und daß die keimenden Gefühle auch da sich äußerten, wo sie nach dem Mittelpunkt aller Dichtung hinweisen. Man könnte, was ich erzählen will, eine innere Lüge nennen, und doch ist sie es in der That nur in dem Sinne, wie das Puppenspiel eines lebhaften Mädchens so genannt wird.

Uns gegenüber war eine Mädchenschule. Ein halberwachsenes Mädchen mochte sich öfter als die übrigen an die trüben Fenster stellen; ob diese Unklarheit ihr vortheilhaft gewesen ist, kann ich nicht sagen, denn ich sah sie nur so und wählte sie zu meiner Geliebten. Diese Thorheit würde, wie manche andere Vorstellung, die sich in meinem einsamen Leben ausbildete, entstanden, sich dichterisch ausgebildet haben und verklungen sein, ohne daß irgend Jemand etwas davon erfahren hätte. Sie verstand sich ohnehin aus der ganzen Art meines Daseins so ganz von

selbst, daß ich es unnöthig finden würde, ihrer zu erwähnen. Unglücklicherweise ist eine solche kindische Liebe mit der Neigung verbunden, sich darüber zu äußern, man will seine Leidenschaft abgebildet sehen in der Sprache, sie scheint durch die Dichtung erst verwirklicht, und es ist bekannt, daß durch diese keimenden Versuche die ersten Funken der Poesie überhaupt ausschlagen. Entspringen sie aus dem innern Wesen eines Menschen, so zünden sie für das ganze Leben, im entgegengesetzten Falle erlöschen sie schnell, wie sie entstanden sind. Wenn ein Jüngling zum ersten Mal liebt oder zu lieben glaubt, so ist er schon dadurch Dichter, und viele sind für ihr Leben unglücklich geworden, wenn sie sich nicht in die lebendige Schönheit, sondern in die Dichtung, die sie erzeugte, verliebt haben. Dieses begegnet gewöhnlich den dürftigsten Naturen, die von der ungewöhnlichen Macht der eigenen Darstellung überrascht werden, und ich habe viele unglückliche Jünglinge gekannt, die sich selbst durchaus mißverstanden haben und an dieser kritisch gefährlichen Entwickelung zu Grunde gingen.

Warum ist diese Neigung zur Poesie den Jünglingen bei einer gewissen Richtung der Bildung durchaus

natürlich, ohne daß wir sie bei den Mädchen finden? Bei diesen wird eine solche Neigung jederzeit als eine unnatürliche krankhafte erscheinen. Der Grund ist dieser: Die Liebe ist bei dem Mädchen das innerste Geheimniß ihres Daseins; sie wird sich diese in ihrer gesunden Entwicklung kaum selbst bekennen, sie wird durch die Gegenliebe erst hervorgelockt und reif. Der Jüngling dahingegen findet sich seiner Natur gemäß aufgefordert, seine Liebe auszusprechen, und sie gestaltet sich nothwendig als Dichtung, wo die geselligen Verhältnisse es nicht erlauben, daß sie ihrem Gegenstande gegenüber laut werden darf.

Ich hatte einen jungen Freund in der Roeskilder Schule, den ich geneigt fand, mancherlei, was mich phantastisch aufregte, und was ich mich scheute, den Brüdern mitzutheilen, geduldig anzuhören. Es war der jüngere Bruder des in ganz Dänemark mit Recht berühmten Schauspielers Lindgren. Ob er noch lebt, ist mir unbekannt; denn er trat mir später nie entgegen, und obgleich ich seinen ältern Bruder kennen lernte, erfuhr ich doch von dem Schicksale des jüngeren nichts. Sollte er leben, sollte diese Schrift ihm in die Hände fallen, so wird er sich wundern,

wie ein Brief, an ihn geschrieben, den er nie erhielt, ein nicht unbedeutendes Ereigniß meines jugendlichen Lebens ward. Ich machte ihn zum Vertrauten meiner Liebe, und der Theil des Briefes, der dieses Geständniß enthielt, hatte einen dichterischen Anstrich. Wenn wir Kinder Briefe schrieben, mußten wir sie den Eltern vorlesen, ehe sie abgingen. Bei der ganzen Zucht im elterlichen Hause war es unmöglich, einen Brief ohne Wissen der Eltern auf die Post zu geben; auch war der Brief so geschrieben, daß der Theil desselben, welcher von meiner Liebe handelte, ausfallen konnte, ohne daß der Zusammenhang dadurch litt. Ich rechnete darauf, daß der Vater, bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich zugleich auf eine andere Weise beschäftigt, nur halb hinhören werde. Die Brüder hatten auch an ihre Freunde geschrieben, und so durfte ich um so mehr hoffen durchzuschlüpfen. Als meine Brüder ihre Briefe vorlasen, schien mein Vater in der That kaum hinzuhören. Ich hielt mich zurück, das Herz pochte mir, ich fing an zu lesen, und wie erschrak ich, als mein Vater sogleich die Feder niederlegte und mit großer Aufmerksamkeit mein Lesen verfolgte. Was mir sonst sehr angenehm ge-

wesen wäre, war mir jetzt entsetzlich. Ich las mit zitternder Stimme, und wollte nun die unglückliche Stelle überschlagen; es war aber der größte Theil des weitläufigen Briefes. Was überschlägst du da? fragte der Vater kaltblütig und nahm mir den Brief aus der Hand. Ich war wie vernichtet; meine Geschwister horchten hoch auf, als sie sahen, wie mein Vater erstaunt, fast erschrocken, zuletzt zornig vor sich hinblickte. Ich werde den Auftritt, der jetzt stattfand, nie vergessen. Entfernt euch, sagte der Vater, und ich sah, wie die Mutter auf ihrem Krankenbette sich überrascht und heftig bewegt emporrichtete.

Als wir nun aus der Stube getrieben wurden, drängten sich die Geschwister um mich herum; daß ich beschämt still schwieg, wird ein Jeder einsehen. Die Magd ward sogleich hineingerufen und weggeschickt. In der größten Spannung verlief nun fast eine Stunde, die Magd kam mit dem Lehrer zurück; er ward zu meinen Eltern geführt, und die alte Magd trat zornig aus der Stube heraus. Pfui, Henrich, rief sie, wie konntest du deiner kranken Mutter eine solche Sorge machen? Was ist es? riefen die Geschwister neugierig; das dürft ihr gar nicht

wissen, antwortete die Magd, und die Geschwister starrten mich als einen Verbrecher an. Endlich ward ich hineingerufen. Allerdings erschütterte mich die heftige Bewegung der kranken Mutter, die mir Verirrungen der Art in meinem Alter als höchst gefährlich darstellte, viel weniger die Drohungen und Ermahnungen des Vaters. So ergriffen, wie ich nun war, so hätte doch fast eine Aeußerung des Lehrers mich zum Lachen gebracht. „Ein solcher Brief," rief er, „und der Knabe noch nicht einmal confirmirt!" Ich ward nun entlassen, aber mein Vater hatte die Sache, in Rücksicht meiner, offenbar falsch angegriffen. Ich war jetzt ein unglücklicher Liebhaber, ich seufzte unter den Verfolgungen der Eltern, was konnte ich Besseres wünschen, um den Roman völlig auszubilden.

Ohne allen Zweifel sah mein Vater dieses bald ein. Er hatte erfahren, denn ich hatte es ihm gestehen müssen, und er hatte sich es wohl auch gedacht, daß ich das Mädchen weder in der Nähe gesehen noch gesprochen hatte. Er war seines muntern und oft rücksichtslosen Witzes wegen bekannt, und mehrere seiner schlagenden Antworten hatten sich wohl

in größeren Kreisen verbreitet, jetzt erzählte er auch den Inhalt meines Briefes auf eine höchst lächerliche Weise. Ich ward der Gegenstand des Gespöttes und tief gedemüthigt. Die Mutter mußte versöhnend eintreten; aber meine Liebe hielt die harte Probe nicht aus. Der Leichtsinn der Jugend zeigte mir bald ein anderes Mittel, ich lachte, spöttelte, witzelte über mich selbst und stand fast als Sieger auf den Ruinen meiner ersten Neigung.

Ich sah den Brief erst nach vielen Jahren; mein Vater hatte ihn aufbewahrt, und ich erfuhr jetzt erst, wie ein Ereigniß, welches so drohend aussah, ins geheim meine Eltern auf eine heitere Weise ergötzte, ja die von mir gehegten Hoffnungen noch steigerte. Der Lehrer war über die Glut der Darstellung, über die Zierlichkeit der Sprache in Erstaunen gesetzt, und auch meine Eltern mochten zum ersten Mal in mir einen zukünftigen nicht unbedeutenden Schriftsteller zu erkennen glauben. Und in der That, als ich nach so langer Zeit diesen Brief wieder las, fand ich eine Poesie in den Ausdrücken, eine Kühnheit in den Bildern, die in meinen übrigen schriftlichen Aufsätzen aus dieser Epoche keinesweges zu erkennen war; und

so wäre es wohl möglich, daß der Keim einer wahren, nicht bloß erdichteten Empfindung durch dieses Ereigniß frühzeitig erwacht und erstickt war. Ich finde keine Spur mehr in meiner Erinnerung und kann jetzt kaum bestimmen, ob diese jugendliche Schöne wirklich bloß eine Dulcinea meiner Phantasie war oder nicht.

Ich muß bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, daß meine Leser sich täuschen würden, wenn sie in Zukunft etwa viele Bekenntnisse ähnlicher Art erwarteten. Solche Confessionen mögen einen Reiz für den Leser haben, aber immer auf Unkosten des Verfassers. Ganz anders verhält es sich mit einer kindischen Verirrung, die wir mit ruhiger Objectivität als einen Naturgegenstand abhandeln und darstellen können.

Es war kurz nach diesem Ereigniß, als ein anderes lange erwartetes eintrat. Meine Mutter starb, oder vielmehr erlöschte wie ein Licht. Das leise heranschleichende Sterben überraschte uns dennoch; denn

obgleich es erwartet wurde, fanden keine Zeichen statt, die uns sein unmittelbares Herannahen angedeutet hätten. In Kopenhagen fand meine Mutter keinen Prediger, mit dem sie in ein so vertrautes Verhältniß treten konnte, wie mit dem geschätzten in Roeskilde. Jetzt erschien einer, ihr das heilige Abendmahl zu reichen, und eine furchtbare Angst ergriff uns Kinder. Der letzte schwache Lebenshauch der Mutter gehörte noch unserem innersten Dasein zu, ich war tief erschüttert; war es doch das Heiligste, Tiefste, Innerste meines ganzen vergangenen Daseins, welches zu entweichen drohte. Alle Stunden jener andachtsvollen Unterhaltung schwebten mir vor; das Gewissen sagte mir jetzt zum ersten Male, daß Ansichten, Neigungen, Hoffnungen mich immer mehr innerlich von der Mutter getrennt hatten, eine leise drohende Ahnung, daß mir das Heiligste immer fremder werden würde, erschütterte mich. Der Prediger trat tief bewegt aus der Krankenstube, und wir Kinder wurden hereingerufen. Wir umgaben das Bett, die Mutter lag ruhig und, wie es schien, schmerzlos da, sie erhob sich und segnete uns. Noch immer schweben mir die verklärten Züge vor, die schönen Augen

glänzten, die anmuthigen Züge erhielten eine sonst nie gekannte Bewegung, eine fliegende Röthe färbte die Wangen, die sonst so matte Stimme erklang lauter als gewöhnlich, und sie wandte sich an mich. Henrich, sagte sie, du sollst das Wort des Herrn verkündigen, er hat dich berufen und mit Gaben ausgerüstet; bleibe ihm, bleibe deinem Berufe treu, und dann segne dich Gott. Sie sank zurück, die Augen schlossen sich, wir wurden aus der Stube geführt, und wenige Minuten nachher stand die Thüre offen, wir sahen die Leiche der Mutter, und ich kniete erschüttert, laut weinend, vor dem Bett derselben nieder. Alles, wozu mich Talent und innere Neigung berief, alle glänzenden Hoffnungen, die mir vorschwebten, waren in diesem Augenblick verschwunden, und feierlich versprach ich, die Wünsche der Mutter zu erfüllen; ich erschien mir von diesem Augenblick an zum Prediger geweiht.

Was ist der Mensch — das frische Leben behält sein Recht: aber dennoch trat mir diese Stunde oft, wenn ich mir vorwerfen mußte, daß ich das feierlich gegebene Versprechen nicht erfüllt hatte, strafend entgegen. Zwar sagte mir ein klares Bewußtsein, daß

meine Mutter in Rücksicht meiner sich geirrt hatte, daß der erkannte Ruf Gottes durch das Talent ausgesprochen wird, aber immer trat wiederum mahnend die Todesstunde meiner Mutter mir vor die Seele. Mitten in dem Reichthum des geistigen Erkennens, inmitten der fröhlichsten Entwickelung schwebte ihr Bild und leuchtete mir entgegen, als wäre in diesem Moment des Sterbens das eigentlichste Leben, in diesem Dunkel des Grabes allein die durchsichtigste hellste Wahrheit. Und wenn in allen Verirrungen des Lebens unter vielfältigen wissenschaftlichen Bestrebungen, oft zwar untergetaucht und unkenntlich, ein Kern religiöser Gesinnung mein ganzes Leben hindurch sich erhielt, wenn ich nie wagte, ich darf es behaupten, das Tiefste zum Gegenstand eines flachen Geredes zu machen, so verdanke ich es der Todesstunde meiner Mutter, die mir heilig geblieben ist, mein ganzes Leben lang.

Nach dem Tode der Mutter war die kleine Familie in ihre Glieder zerfallen. Die beiden Schwestern kamen zu den Verwandten, die ältere zu der Groß-

mutter, die noch in Odsherred lebte. Sie war von Jugend auf höchst lebhaft und geschäftig, nahm frühzeitig eifrigen Antheil an den häuslichen Verrichtungen und obgleich in der Reihe der Kinder erst die vierte, beherrschte sie uns gewissermaßen alle. Die jüngste der Geschwister kam zu einem Onkel nach Fühnen. Ein stilles sanftes Mädchen, die sich mit nachgiebiger Zuneigung ihren Brüdern anschloß. Der jüngere Bruder, welcher mit mir die Universität bezog, war ein aufgeweckter Kopf und gehörte zu denjenigen Menschen, die mit großer Aufmerksamkeit auf die äußeren Verhältnisse des Lebens achten. Mancherlei Geschäfte, wie sie in einer Familie vorkommen, Bestellungen allerlei Art, Holzkauf und dergleichen Verrichtungen, für welche mein ältester Bruder so wie ich völlig ungeschickt war, wurden ihm übertragen. Wir waren einander völlig entgegengesetzte Naturen. In dem sprachlichen Unterricht hielt er, obgleich jünger, völlig Schritt mit mir. Eine große Gutmüthigkeit zeichnete aber alle Geschwister aus, und nach den heftigsten Scenen, die ich, nicht selten, von meinem jüngeren Bruder gereizt, und unter allen der jähzornigste, veranlaßte, folgte schnell die

Versöhnung. Besonders zog in dieser Zeit mein jüngster Bruder meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein Unterschied von mehr als vier und einem halben Jahre bedeutet im sechzehnten Jahre viel, aber dennoch zeigte sich eine Zuneigung zu mir, eine Ahnung von dem, was mich innerlich beschäftigte, die mich oft überraschte und rührte. Er erhielt keinen Unterricht in den Sprachen. Mein Vater, durch seine ökonomische Stellung beschränkt, gab ungern die Absicht auf, ihn studiren zu lassen; er war für eine militärische Laufbahn bestimmt.

Als die Schwestern das Haus verlassen hatten, bildeten die drei übrig gebliebenen Knaben — denn der älteste Bruder wohnte im Cadettenhause und konnte, da das Offizier-Examen nahe war, nur selten in unserer Mitte erscheinen — mit der jetzt alternden Magd und gewissermaßen auch mit dem Lehrer eine enge Verbindung. In dieser waren mein zweiter Bruder und die Magd die eigentlich thätigen. Mein jüngster Bruder und ich ließen uns Alles gefallen. Mein Vater, unzufrieden mit seiner Stellung, nach dem Tode der Mutter noch mehr gespannt mit der Familie, von Schulden gedrückt, brachte den

ganzen Tag außer dem Hause in Geschäften und wohl noch mehr in geselliger Zerstreuung zu. So näherte sich nun die Zeit, wo wir die Universität beziehen sollten. Aber mancherlei Ereignisse drangen in dieser kurzen Zeit auf mich ein, die mich innerlich wie äußerlich in Bewegung setzten.

Wie mein jüngerer Bruder mit mir zugleich die Universität bezog, so wurden wir auch zusammen confirmirt, ohne allen Zweifel aus ökonomischen Rücksichten. Der Confirmationstag war in Dänemark, besonders in Kopenhagen, sehr feierlich. Es mag seine Vortheile haben, daß dieser Akt in den großen Städten des protestantischen Deutschlands in den verschiedenen Kirchen an verschiedenen Tagen und Stunden stattfindet. Entschieden aber ist es, daß er dadurch mehr in die engeren Kreise der Familien hineingezogen, das kirchliche Ansehen verliert, und daß um so leichter an die Stelle einer großartigen, religiös geschichtlichen Bedeutung des Aktes eine schwächlich sentimentale tritt, zu welcher ohnehin die Zeit eine Neigung hat. In Kopenhagen fand dieser wichtige religiöse Akt in allen Kirchen zu gleicher Zeit statt. Wenn ich von Vielem spreche, was zur damaligen



Zeit in meinem Vaterlande stattfand, als von einem Vergangenen, so geschieht es nur, weil ich nicht weiß, was sich in einer Alles umgestaltenden Zeit seit fast einem halben Jahrhundert verändert haben mag.

Am frühen Morgen wurde in allen Kirchen geläutet; das Fest, welches sich doch jedesmal mit einer innern religiösen Anregung in so vielen Familien vorbereitete, fand in der großen Bewegung der ganzen Stadt einen bedeutungsvollen Mittelpunkt; der ganze Tag ist den Kindern geweiht, und wenn in den Städten des nördlichen Deutschlands, besonders in Berlin, die mehr subjectiv persönliche und sentimentale Richtung der Religion, wie sie mit ihrem tiefsten Mysterium in dem Familienleben sich verliert, durch das freilich schöne und innigere Weihnachtsfest am stärksten ausgeprägt ist, so trat hier die reinere objectivere Richtung, die großartige kirchliche Einheit, durch welche die Familien doch erst ihre christliche Weihe erhalten, mächtiger und gewaltiger hervor. Wenn diese Feierlichkeit dennoch die Bedeutung immer mehr verlor und sich gegen die zerstörende Einwirkung der Zeit nicht zu erhalten vermochte, so lag das eben in der Gewalt der letzteren, und nicht in der Einrichtung.

Man beschäftigte sich für diesen Tag fast nur mit den Kindern und die wenig bewegte Zeit gab der Feierlichkeit eine Ruhe und Heiterkeit, die den Eindruck erhöhte. Nachmittags waren alle Straßen von geputzten Kindern erfüllt. Der Aermste hatte für diesen Tag, damit das Kind anständig erscheinen sollte, gesammelt. Das festliche Gefühl, welches in der ganzen Stadt herrschte, steigerte die Theilnahme der Reichen, und der Bettler fand für sein Kind einen geschenkten festlichen Anzug. War es ein schöner Tag, so waren alle öffentlichen Gärten den Vergnügungen der Kinder geweiht. Auf den Wällen, auf den Promenaden der Umgegend, in dem Königlichen Garten der Stadt wimmelte es von fröhlichen geputzten Kindern, und wenn der rigoristische Christ manche Einwendungen gegen eine solche sinnliche weltliche Freude an einem Tage, welcher der stillen Betrachtung gewidmet sein sollte, vorbringen möchte, so konnte man die anmuthige und heitere Empfindung, die ein solcher Anblick nothwendig erweckte, doch nicht unterdrücken. Und kann man wohl leugnen, daß, wo eine ernste christliche Gesinnung lebt, sie sich wohl verbinden läßt mit einer unschuldigen Lust, die

besonders an einem schönen Tage in einer reichen Gegend eine religiöse Bedeutung haben kann?

In Kopenhagen erinnerte man sich, daß eben ein solcher Tag es war, der wenige Jahre früher für das Geschick des ganzen Landes höchst wichtig ward.

Struensee ward bekanntlich durch die Intriguen der Stiefmutter des Königs, durch die verwitwete Königin Juliane Marie gestürzt. Sie herrschte von jetzt an, und obgleich keine große Unzufriedenheit sich öffentlich aussprach, obgleich der geistig kühne gestürzte Struensee, dem man so viele treffliche Einrichtungen, vor Allem die seitdem nie ganz unterdrückte Preßfreiheit verdankt, weil er, der Fremde, das nationale Gefühl, welches von jeher auf eine sehr lobenswerthe Weise in Dänemark vorherrschte, nicht selten höchst unbesonnen verletzte, verkannt und gehaßt war, so hatten sich doch unter der Regierung einer herrschsüchtigen Frau so viele Mißbräuche eingeschlichen, daß man mit Sehnsucht einer Veränderung entgegensah. Man erinnerte sich mit Wehmuth an die schöne Zeit, in welcher Friedrich V. von dem alten, berühmten Grafen Bernstorf unterstützt, im Lande regierte; und diese Zeit mit ihren damals von obenher herrschenden

liberalen Ansichten schwebte den Dänen, als eine vorzugsweise beglückte, vor. Der alte Graf Bernstorf war, wie sein König, angebetet. Er war es, der nicht für Dänemark allein, zuerst das Beispiel gab, indem er die Leibeigenschaft der Bauern auf seinem Gute aufhob. Daß er seine Stellung benutzte, um deutschen Gelehrten, deren Werth man in ihrem Vaterlande nicht zu schätzen wußte, eine sorgenlose Stellung zu verschaffen, ist allgemein bekannt. Ihm, dem dänischen Minister, verdankte man es, daß der damals anerkannt größte deutsche Dichter, Klopstock, nicht der Armut erlag; und wenn diese Hinneigung zur deutschen Gelehrsamkeit und dieses lebhafte Interesse für deutsche Gelehrte auch nicht allgemeinen Beifall fand, ja später ein nationales Widerstreben gegen die Deutschen erzeugte, so war der Einfluß, den diese Gesinnung auf Dänemark hatte, doch ohne allen Zweifel wohlthätig. Aus der etwas starr gewordenen Nationalität herausgerissen, ward Dänemark empfänglicher für großartige, wahrhaft geschichtliche Ansichten, und wenn dieses kleine Land in seiner, wie es scheint, isolirt nördlichen Lage die Ehre erworben hat, Ideen zu verwirklichen, welche die reifsten Geister der mächtig-

sten Völker damals vergebens ins Leben zu rufen wünschten, wenn Dänemark zuerst unter allen Völkern des Continents eine gesetzliche Preßfreiheit besaß, die Leibeigenschaft abschaffte, den Sclavenhandel aufhob, ja wenn in Kopenhagen neben den übrigen Interessen des Landes die wissenschaftliche Beschäftigung einen anerkannt vornehmen Platz einnahm, so lag der Keim dieser günstigen Richtung ohne allen Zweifel in jenen Tagen, wo der milde König Friedrich V. herrschte, und der geistig vornehme Bernstorf unter ihm. Mir schwebte dieser von früher Jugend als einer der Heroen der Geschichte vor der Seele. Als Struensee in das Ministerium trat und sein gewaltsames Regiment anfing, zog er sich nach Hamburg zurück. Er war bereit, einen Ruf, der an ihn nach Struensee's Tode erging, anzunehmen, als ihn der Tod überraschte. Aber desto wichtiger ward sein Neffe Peter Andreas Bernstorf dem Lande.

Nach dem Gesetze des Landes ist der Kronprinz in seinem sechzehnten Jahre mündig. Im Jahre 1784 trat der neulich verstorbene König als Kronprinz öffentlich in der Schloßkirche mit den übrigen Kindern der Familien, die zur Schloßgemeinde gehörten,

auf und gab mit den andern Rechenschaft von seinen Kenntnissen in der Religion. Das ist das Schöne bei dieser Feierlichkeit in meinem Vaterlande, daß sie auch in einem protestantischen Lande bezeugt, daß es etwas Höheres, wenn auch nicht in der Erscheinung, so doch in der innersten Tiefe der menschlichen Seele giebt, welches selbst in einer absoluten Monarchie das wahrhaft eigentlich Regierende ist, daß dieses Höchste und Tiefste Alle gleichstellt, daß die christliche Gemeinde als solche der Ausdruck eines göttlichen Willens, der größer als alle Erscheinung ist. Es ist begreiflich, daß dieser Tag, an welchem der zukünftige Herrscher des Landes unter allen Knaben der Hauptstadt, allen gleich, auftrat, den Einwohnern doppelt wichtig ward. Wer nicht durch die eigenen Kinder nach anderen Kirchen hingezogen wurde, pries sich glücklich, wenn er einen Zutritt zu der Schloßkirche erhalten konnte. Alle Großen des Landes hatten sich hier versammelt, die Kirche war gedrängt voll, und wohl mochten viele stille Wünsche für das Vaterland im Geheimen sich äußern, wenn auch nicht laut werden. Wenige aber ahndeten, was für diesen Tag im Stillen vorbereitet war. Den Tag darauf erschien der sechzehnjährige

Prinz im Staatsrathe. Man empfing ihn mit Ehrfurcht, aber wie erschraken die Mitglieder desselben, als der junge Prinz erklärte, daß Se. Majestät mehrere Mitglieder des Staatsraths, und zwar eben diejenigen, die auf die verwitwete Königin den größten Einfluß ausübten, in Gnaden entlassen hätten. Als der Staatsrath geendigt war, eilten die Entlassenen zur Regentin. Sie wollte sich augenblicklich zum König drängen; sie war gewohnt, sich als unumschränkte Herrscherin zu betrachten und als solche auch über die Wache, welche die Gemächer des Königs beschützt, zu gebieten. Hier aber fand sie einen Offizier, der die Kühnheit hatte, ihr zu erklären, daß der König den strengen Befehl gegeben habe, Keinen vorzulassen. Die Königin versuchte vergebens die Gewalt geltend zu machen, die sie so lange besessen hatte. Mit der tiefsten Ehrfurcht bezeugte der Offizier, wie sehr er bedauern müsse, daß der Königliche Befehl unbedingt sei und strenge Befolgung fordere. Allerdings war es beiden wohl bekannt, daß ein solcher Befehl keine Bedeutung habe. Bei dem Zustande des Königs kam es nur darauf an, wer seine Person beherrschte. Was geschehen wäre, wenn es der Königin gelang, sich den

Zutritt zu erzwingen, ist schwer zu bestimmen, da dieser aber verweigert wurde, war durch eine Hofrevolution die alte Regentschaft gestürzt und ein neues Regiment auf die kühnste Weise eingeführt.

Die Königin mochte wohl einsehen, daß ein so kühn entschlossenes und ruhiges Benehmen einen tiefer angelegten Plan verrieth. Das wohlbewahrte Geheimniß erzeugte eine Ueberraschung, durch welche die gestürzte Regentschaft völlig rathlos war. Daß die Gegner mancherlei geheime Mittel benutzt hatten, daß sie selbst auf einen größeren Widerstand vorbereitet waren, mußte die Königin einsehen. Man erzählt, daß der Kronprinz selbst dem wachthabenden Offizier zu Hülfe geeilt sei. Er hatte wie dieser ehrfurchtsvoll sein Bedauern geäußert, der Königin den Arm gereicht, und diese sonst so strenge und ernste Herrscherin hatte sich betäubt in ihre Gemächer zurückführen lassen.

Die entlassenen Großen hatten ihre Macht, ihr Ansehen zu plötzlich verloren. Sie konnten die heftige Gemüthsstimmung, in welche sie gerathen waren, nicht verheimlichen. Ein freudiges Gemurmel lief durch die ganze Stadt. Am Abend desselben Ta-

ges war Bal paré angesagt zur Feier der Mündig-
erklärung des Kronprinzen. Alle waren über die
ruhige Würde seines Betragens entzückt.

Ich kenne die geheimen Vorbereitungen, welche
stattfanden, um die Katastrophe herbeizuführen, zu
wenig, eben so wenig die leitenden Personen. Wie
man behauptet, waren die Truppen in den Casernen
consignirt, die Artillerie beordert, sich bereit zu halten.
Glücklicherweise machte die stille Beendigung der Krisis
diese gewaltsamen Maßregeln unnöthig. Kaum wird
man in der Geschichte ein Beispiel finden von einer
völligen Umänderung der Regierung eines Landes, die
so plötzlich, so durchgreifend und dennoch so leise, so
ruhig und ohne Gewalt geschah. Es war eben, als
wäre nichts geschehen.

Kurz darauf erschienen Graf Bernstorf, Reventlow
und Schimmelmann. Sie nahmen die erledigten
Plätze im Staatsrath ein. Der Kronprinz hatte bis
dahin keine glückliche Jugend verlebt. Für eine Er-
ziehung, die ihn für seine zukünftige Bestimmung
ausbildete, war nicht hinlänglich gesorgt, aber er war
noch jung, geleitet von redlichen Männern, die alle
auf dem Gipfel der Ausbildung ihrer Zeit standen.

Sie wollten ihn nicht beherrschen, sondern eben zur Selbstherrschaft ihm den Weg bahnen. Er selbst hatte die unglücklichen Folgen eines Regiments ohne Herrscher von seiner frühesten Kindheit an gesehen. Das furchtbare Schicksal, welches in seinen ersten Kinderjahren die eigene Mutter traf, mußte einen trüben Schleier über die ersten Jahre des erwachten Bewußtseins werfen. Nie hat ein redlicherer Fürst mit einem besseren Willen, ja auch mit einem klareren Verstande über ein halbes Jahrhundert lang ein Land beherrscht, darin dem herrlichsten aller dänischen Könige, Christian IV., zu vergleichen; aber eine verhängnißvolle furchtbare Zeit sollte das ruhige Land in den Strudel gewaltiger Weltereignisse hineinziehen, Dänemark sollte das Opfer europäischer Politik werden und das stolze England sich einer Unthat schuldig machen, die noch jetzt, nach langen Jahren ausgesprochen, einen jeden Engländer beschämen muß. Doch eben diese verhängnißvolle Zeit verband Volk und Herrscher inniger, und er ist jetzt gestorben, beweint wie wenige Könige. Einige armselige Aeußerungen einer albernen naseweisen Jugend scheinen nur deswegen laut geworden zu sein, damit die wahre Trauer

über den Tod des Königs sich desto entschiedener und lauter äußern könne.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, sie knüpfte sich zu natürlich an einen Tag, der wie eine bleibende religiöse, so auch eine nationale Bedeutung in Dänemark erhalten hat. Ich kehre zu den Erinnerungen aus meinem eigenen Leben zurück.

Wer die Innigkeit meiner religiösen Stimmung in den früheren Jahren kannte, der mußte wohl erwarten, daß mir der Tag der Aufnahme in die Gemeinde, daß mir der erste Genuß des heiligen Abendmahls über Alles wichtig sein würde. Mein ältester Bruder war schon in Roeskilde vier Jahr früher confirmirt. Es war nothwendig, weil er als Cadet eintreten sollte. Damals, als diese wichtige Stufe des Lebens mir so nahe trat, erfüllte sie meine ganze Seele. Betrachtungen, die in dem unter den Bürgern der kleinen Stadt circulirenden und von mir ausgearbeiteten Wochenblatte erschienen, fanden einen großen Beifall. Und in der That, wie dürftig sie auch gewesen, wie sehr sie auch die Spuren eines

kindischen Verfassers getragen haben mögen, sie waren das Erzeugniß eines tiefen, wahren, inneren Gefühls. Dieses war verschwunden, und ich merkte es kaum. Von meinem rastlosen Wissensdurste gejagt, Tag und Nacht von keimenden Gedanken und Ansichten beherrscht, die sich unaufhaltsam an mich andrängten, mich überwältigten und mich zu beherrschen suchten, hatte ich jene innere Ruhe der unschuldigen religiösen Contemplation verloren. In dieser Richtung bewegte ich mich wie unwillkürlich, ich konnte dem heftigen Triebe, der mich in Bewegung setzte, nicht widerstehen. Die Mittel enthielten hier den Zweck; was ich wollte, lag zwar in unendlicher Ferne, aber jede Gegenwart gab mir den vollen Genuß. Anders verhielt es sich mit den eigentlichen Unterrichtsstunden, hier lag der Zweck klar vor mir, die nothwendigen Mittel waren gegeben und ließen sich nicht abweisen, die reflectirte Anstrengung durfte nicht nachlassen, und je näher die öffentliche Prüfung herannahte, desto mehr mußte der Fleiß wachsen. So war ich zwischen einer nothwendigen Zucht und einem wilden Triebe, einem unmäßigen geistigen Genuß, der einerseits phantastisch, andererseits durch ein mannig-

faltiges Material beschränkt und verwirrt, mich dennoch hinriß, auf eine bedenkliche Weise eingeklemmt.

Der Religionsunterricht, den ich jetzt genoß, konnte mir keine Beschäftigung darbieten. Ich wußte mehr, als ich zur Confirmation bedurfte. Die Sprüche, die man zu benutzen pflegte, um die Lehrsätze der protestantischen Kirche zu beweisen, waren mir wohl bekannt. So ganz war der gute Geist früherer Jahre mit dem Tode der Mutter von mir gewichen, so ganz lebte ich in dem Taumel geistiger Genüsse, daß die Unterrichtsstunden bei dem Prediger mir ein Gegenstand der Eitelkeit wurden. Ich setzte etwas darein, mich nie vorzubereiten, und dennoch darthun zu können, wie sehr meine Kenntnisse die der übrigen Kinder überragten. Der Prediger erstaunte oft, wenn ich, was die andern nothdürftig auswendig lernten, mit selbstgefälliger Breite zu entwickeln suchte, und wenn er auch Manches zu berichtigen Veranlassung fand, was ich nicht selten, wenigstens im Stillen, selbstklug abwies, so mußte er doch im Ganzen seine Zufriedenheit aussprechen.

So erwartete ich nun dürr, innerlich leer und völlig gleichgültig dasjenige, was mir einst das hei-

ligste, tiefste Mysterium meines Lebens gewesen war. Auch konnte es kaum anders sein; die Gegenstände des Wissens betäubten mich, der nächste Zweck, der mir vorlag und eine jede Anstrengung erheischte, war für den befangenen Knaben die Universität nicht der Himmel. Mein Vater betrachtete die Confirmation als einen bürgerlich nothwendigen Durchgangspunkt, ja er sah es wohl nicht ungern, daß die Schwärmerei meiner Kindheit einer in seinen Augen verständigeren Thätigkeit Platz gemacht hatte. Der Unterricht bei dem Prediger enthielt nichts Anregendes, nichts eigentlich Religiöses, es war die dürftige Auseinandersetzung der ersten Elemente einer hergebrachten Dogmatik, für die unwissendsten Knaben eingerichtet. Mir war es kränkend, es verletzte meine Eitelkeit, da ich mich schon mit anderen Kindern meines Alters zu vergleichen suchte, daß ich an diesem Unterrichte Theil nehmen sollte. Ich ging unwillig zu dem Prediger hin, und verließ ihn verdrießlich und gähnend. So rückte der Tag heran. Seine Feierlichkeit beschäftigte meine Phantasie, aber nicht mein religiöses Gefühl. Daß ich mich in der öffentlichen Prüfung auszeichnen würde, sah ich wohl ein, aber der Gegenstand war meiner

Eitelkeit zu gering. Ich verlebte den schönen Tag in äußerer Lust, er hatte für mich alle religiöse Bedeutung verloren.

Der Genuß des heiligen Abendmahls erschütterte mich, das heiligste Mysterium unserer Religion, wie es mich früher durchdrang, übte seine geheime Gewalt. Der gute Engel, der uns verlassen hatte, die Gestalt meiner verstorbenen Mutter, drängte sich mahnend an mich heran und ließ sich nicht abweisen; es war, als flüsterte mir eine drohende Stimme zu, daß ich jetzt nicht mehr wäre, wie ich früher gewesen, daß ich sei, was ich nicht sein dürfe. Innerlich unruhig, ja in eine fast verzweiflungsvolle Gährung versetzt, verließ ich den Altar. Einige Tage vergingen in sinnender Betrachtung, aber die Zeit drängte, der innere Trieb jagte mich in den gewohnten Strudel des Wissens hinein; die Anstrengung, die ich auf die Schulstudien verwenden mußte, war sogar geboten, ich tauchte wie bewußtlos in die Wellen der aufgeregten Gegenwart unter, und lernte nur zu lange das Athmen in der ätherischen Himmelsluft entbehren. Viele Jahre vergingen, ohne daß ich wieder das heilige Abendmahl zu genießen ein Bedürfniß fand. Kein

inneres Gefühl, keine äußere Stimme mahnte mich daran.

Nach der Confirmation hatte ich noch bis zu der Zeit, wo ich unter die Zahl der Studenten aufgenommen werden sollte, anderthalb Jahre. Auch diese Zeit war reich an inneren Ereignissen.

Unter den Büchern, die ich aus der Bibliothek erhielt, war auch ein kleines Bändchen, betitelt „Göthe's sämmtliche Werke, siebenter Band.“ Ich nenne diese Schrift so, weil mir Göthe's Name völlig unbekannt war und der Titel mich wenig anzog. Als ich aber zu lesen anfing, konnte ich nicht wieder aufhören. Das Bändchen enthält bekanntlich Göthe's [illegible] und zwar das Fragment, welches mit der Sce[illegible]igt, wo Gretchen, gequält von dem zuflüsternden bösen Geist, im Dome kniet. Ich habe in den vier Norwegern versucht den Eindruck darzustellen, den dieses Göthische Werk auf ein unbefangenes jugendliches Gemüth machen mußte. Mich ergriff es auf eine bis dahin mir selbst ganz fremde Weise. Die Sprache selbst schien mir einen Klang zu haben, den ich bis jetzt nie vernommen hatte, eine geheime Macht, einen

Zauber zu besitzen, den ich noch nicht kannte. Zwar waren mir die tieferen Schmerzen des ungemessenen Wissens noch fremd, jeder Tag brachte mir Neues, und dieses ward mit Freuden aufgenommen und genossen, und die Unruhe, mit welcher ich in diese heranwachsende Masse Ordnung zu bringen suchte, hatte mit jener inneren verzehrenden Qual nichts gemein. Dennoch war es, als ahnte ich die Schmerzen, die keinem geistig bewegten Gemüthe lange fremd bleiben können. Als hätte ich die Alraunwurzel schon verletzend gehoben, als hätte ich ihren klagenden Ton vernommen. Manches, ja Alles hatte für mich einen wunderbaren, geheimnißvollen Reiz. Immer von Neuem wurde ich von der seltsamen Sprache angezogen, die mir wie wunderbare Geistermusik aus dem Innersten, Verborgensten der Seele wieder heraustönte. Der geheime Schmerz, der kaum geahndet in der Freude des Wissens ruht, ward ein geheimer Stachel, der die Lust erhöhte, nicht hemmte. Viele Stellen habe ich wie unwillkürlich in meinem Gedächtniß aufbewahrt, sie waren nicht zu verdrängen. Gretchens Kummer und Wehklagen erschienen mir als die tiefsten des ganzen Daseins. Ein geheimes Grauen

verband sich mit einer unendlichen Lust. Diese innere Bewegung erfuhr Keiner. Ein neuer Grundton meines ganzen Daseins war angeschlagen und bebte leise, in gewaltigen Schwingungen in meinem Innern nach. Noch immer giebt es Stellen im Faust, die, wenn sie mir unwillkürlich entgegentreten, mich überwältigen und mit der Macht eines ganzen Lebens ergreifen. Es war die innerste, die erste, tiefste Erschütterung des jugendlichen Gemüths, die mannigfach variirt angeschlagen wurde und als ein geheimer Klagegesang eines schuldbewußten Daseins immer wieder von neuem aus dem Innersten sich hören ließ. Daß aber Göthe's Faust meiner ganzen religiösen Gesinnung eine Wendung gab, die von der bisherigen unschuldigen sehr verschieden war, ist leicht einzusehen. Früher erwuchs alle Poesie aus einem unschuldigen kindlich naiven Glauben; sie bildete sich als eine irdische Blüte der Andacht, ein Gebet war der Hauch, war der Blümenduft, in welchem die sinnliche Farbenpracht erblaßte und mit dem Bewußtsein der Seligkeit hinstarb. Ich konnte beten, ja das Gebet war mir ein Bedürfniß. Jetzt war mir das Gebet schon fremd geworden, nur eine innere Angst preßte

es in vorübergehenden reuigen Momenten hervor, es ward immer seltener und die Neigung trat hervor, die Religion aus der Poesie zu fassen, sie selbst als eine tiefe Dichtung des menschlichen Daseins von neuem zu erzeugen, nachdem sie in ihrer ursprünglichen Gestalt verschwunden war. Freilich war mir diese Absicht nicht klar, aber daß alle religiöse Gesinnung schwankend geworden war, unbestimmt dunkel und heimlich zwischen Wahrheit und Dichtung schwebte, das ist nur zu gewiß.

Es war in dieser Zeit, als ich einen Entschluß faßte, dessen Kühnheit nur derjenige einzusehen vermag, der meine damalige ganze Lage kennt, der, so unbedeutend, ja kindisch er erscheint, eine Epoche in meinem Leben macht.

Wir wurden zuweilen zu dem Onkel, Professor Bang, eingeladen, und brachten dann wohl einige Zeit in der Stube seiner Stiefsöhne nach Tische zu. Diese Stube, die später eine so bedeutende Rolle in meinem Leben spielt, hatte für mich noch etwas Quälendes, Aengstliches; die Brüder waren mir noch fremd,

ich weiß kaum zu sagen, ob sie eine Ahnung hatten von meinen stillen unreifen wissenschaftlichen Beschäftigungen. Eine trauliche Mittheilung fand noch gar nicht zwischen uns statt. Der älteste Bruder war schon Student, hatte bedeutende Bekanntschaften, und man erwartete viel von ihm. Ich betrachtete ihn mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu und traute ihm sehr viel zu. Es gehört überhaupt zu meiner Eigenthümlichkeit, eine große Achtung für ein jedes fremde Geschick zu haben. Ich vermuthe hinter einem solchen jederzeit einen mir noch unzugänglichen Schatz.

Ich habe die Gewohnheit schon früh gehabt und immer behalten, in herumliegenden Büchern zu blättern. Einige fielen mir auf durch den Einband, der mit einem vergoldeten Wappen geschmückt war. Auf meine Frage erfuhr ich, daß es Bücher aus der großen Bibliothek des Kammerherrn Suhm waren. Dieser Gelehrte war mir freilich von meiner Kindheit an bekannt. Sein Handbuch der nordischen Geschichte ward in der Schule auswendig gelernt. Daß Suhm Besitzer einer großen Bibliothek, was ein jedes Kind, wenn es eine gelehrte Erziehung genoß, wußte, war mir völlig unbekannt. Ueberhaupt konnte ich über

allgemein bekannte äußere Verhältnisse eine auffallende Unwissenheit verrathen. Die Nachricht, daß man aus dieser Bibliothek Bücher erhalten konnte, überraschte mich, aber ich erschrak, als ich mir die Möglichkeit dachte, auch für mich Zutritt zu diesen unermeßlichen Schätzen zu erhalten. Mit einer Art von vornehmer Nachlässigkeit, die mir wohl imponiren sollte, und auch wirklich imponirte, deutete der ältere Vetter (Mynster) mir an, daß die Stellung seines Vaters und seine mannigfachen Bekanntschaften ihm die Gunst verschafft hätten, aus dieser, in allen Fächern reichen Bibliothek Bücher zu erhalten.

Ich verließ ihn, aber der Wunsch, auch für mich den Zutritt zur Benutzung dieser Bibliothek zu erhalten, hatte in meiner Seele tiefe Wurzel gefaßt. Ich brachte die Nacht schlafflos zu, die Aussicht, in solchen Wissensschätzen zu wühlen, die glänzende Hoffnung, Aufschluß zu erhalten über Manches, was mich quälte, was mir dunkel war, schwebte mir unablässig vor. Mein Vater besaß eine Beschreibung von Kopenhagen von einem gewissen Hauber. Ich vermuthete, daß darin eine so bedeutende Bibliothek als eine Merkwürdigkeit der Stadt erwähnt sein würde. Ich

schlug nach und fand eine Stelle, die ungefähr so lautete: „Der liberale Besitzer eröffnet seine Bibliothek zum Gebrauch für bekannte Gelehrte.“ Eine solche Notiz mußte nun meine Hoffnung vollends niederschlagen. Ein unbekannter sechzehnjähriger Knabe von unansehnlichem Wuchs, der noch jünger aussah, als er war, mußte unverschämt erscheinen, wenn er auch nur einen solchen Wunsch zu äußern wagte. Das war mir nun in gewissen Augenblicken völlig klar; dann aber sagte ich mir, daß mein Vetter Mynster doch auch kein bekannter Gelehrter wäre. Zwar hatte er die vielfachen Bekanntschaften, die Stellung seines Vaters als den Grund der erlangten Begünstigung angegeben, aber dennoch beschloß ich, obgleich mit einer Angst, die mich erbeben machte, den Versuch. Du kannst doch nur abgewiesen werden, sagte ich mir, durch meinen Leichtsinn für einen Augenblick beruhigt, dann aber erschien ich mir, wenn ich abgewiesen würde, tief beschimpft, und dennoch, was ich gewinnen konnte, unermeßlich.

Ich zog das für die Confirmation verfertigte höchst anständige Kleid an. Ich hoffte auf diese Weise durch meine erste Erscheinung Etwas zu gewinnen. Ich

hatte mich nach Suhm's Wohnung erkundigt und eilte in einer Art von Betäubung dahin. Als ich die Treppe hinuntersprang, als ich durch die nächsten Straßen mehr lief als ging, war ich noch voll fröhlicher Hoffnung, aber je mehr ich mich der angezeigten Wohnung näherte, desto langsamer wurden meine Schritte. Die Furcht, abgewiesen zu werden, rang mit der sinkenden Hoffnung, und gewann, je näher ich dem Hause kam, desto entschiedener die Oberhand. Man ging in einer Sackgasse durch einen Thorweg über einen großen Hof auf dies ansehnliche Gebäude zu. Das Haus schien mir zu schwanken, die Knie zitterten, ich vermochte kaum die Treppe zu ersteigen, oft beschloß ich wieder umzukehren, aber dennoch öffnete ich die Thür und trat ein. Der wegen seiner großen Kenntnisse und seines mühsamen Fleißes um die dänische Literatur wohlverdiente Nyerrup, später mein Freund, war der Bibliothekar. Ich wußte kaum, was ich that, als ich auf ihn zutrat und Linné's Systema naturae forderte. Nyrup that, als verstände es sich von selbst, legte mir einen Zettel vor, ich mußte den Titel des Buches aufschreiben, so wie meinen Namen und Wohnung. Er öffnete eine Nebenthüre,

um das Buch zu holen, und ich blickte zum ersten Male in meinem Leben in den großen Schatz einer ansehnlichen Bibliothek hinein. Er brachte mir die drei Theile; von den erträumten Schwierigkeiten war gar nicht die Rede.

Wenn ein Mensch, in Armut versunken, plötzlich einen unermeßlichen Schatz findet, ja wenn ein Privatmann durch wunderbare Ereignisse einen Thron erwirbt, kann er von keinem grenzenloseren Jubel durchdrungen sein, als ich in diesem Augenblicke. Der Uebergang von der höchsten Angst zur hoffnungsvollsten Freude war zu plötzlich. Es waren nicht die drei Bände, die ich unter den Armen trug, allein, es waren die unermeßlichen Quellen des Wissens, die sich mir eröffneten, sich zum Gebrauch darboten. Ich war aus der einsamen Armut in die Mitte der reichsten Schätze versetzt und durfte sie mein nennen. Ich habe seitdem nie eine Freude erlebt, die sich dieser vergleichen ließe. Ich hüpfte nach meiner Wohnung zu, ich konnte mein Glück nicht fassen.

Daß ich gerade Linné wählte, geschah, weil ich durch Spengler erfahren hatte, daß er zuerst die Naturgegenstände in eine überschauliche Ordnung gebracht

hatte und diese war eben mein allergrößtes Bedürfniß. Ich hoffte nun durch Linné zu erfahren, wohin ich die Naturgegenstände bringen sollte, die mir täglich von Neuem zuflossen. Aber eben diese Wahl überzeugte mich bald, daß meine Freude zu voreilig war. Ich fing mit der größten Anstrengung an, mir das seltsame Buch deutlich zu machen, es wollte mir auf keine Weise gelingen. Zwar hatte Spengler mich mit den Hauptkenntnissen der Conchylien- und Korallengattungen bekannt gemacht. Er hatte sich dabei der Linné'schen Kunstausdrücke bedient und sie mir verständlich gemacht. Ich fand auch, was ich durch ihn gelernt hatte, in Linné wieder, und konnte mich herzlich darüber freuen. Aber außer diesen engen Grenzen des Verständnisses blieb mir Alles fremd, seltsam und durchaus unzugänglich. Mit vieler Mühe gelang es mir wohl, die Organe der Pflanze, den Hauptzügen nach, Linnéisch zu bezeichnen. Die Freude, eine bekannte Pflanze in der Linnéischen Ordnung wieder zu finden, war fast eben so groß, wie die des ersten Erkennens, der ersten Beschäftigung mit ihr in der freien Natur, die meine Jugend beglückte. Aber Alles blieb Bruchstück, Alles lag unzusammen-

hangend da, und zum ersten Male lernte ich es einsehen, daß neben den wissenschaftlichen Schriften eine lebendige Tradition hergehe, daß die Geistesschätze nur durch diese sich dem Forscher fruchtbringend ergeben; die absolute Nothwendigkeit einer fremden Hülfe wurde mir immer klarer, und so groß mein bisheriger wissenschaftlicher Genuß gewesen war, so lernte ich doch jetzt die absolute Unzulänglichkeit aller meiner Kenntnisse einsehen.

Die mir so nothwendige Hülfe ward mir denn auch kurz vor der Universitätsprüfung zu Theil. Das Studium der chirurgischen Wissenschaften erlitt eine wohlthätige Revolution. Ein neues Gebäude mit einem anatomischen Hörsaal und Sammlungen, einem chemischen Laboratorium und Wohnung für einen Director ward errichtet, und, irre ich nicht, im Jahre 1788 zum Gebrauch eröffnet. Man wollte das chirurgische Studium wissenschaftlicher begründen, die Chirurgen der höheren Klasse sollten von jetzt an sich medizinisch ausbilden, die eigentlichen Aerzte einen gründlicheren Unterricht in der Chirurgie erhalten. Aus diesem Grunde mußte mein Bruder, der für die Chirurgie bestimmt war, sich der Universitätsprüfung unterwerfen.

Bei dem lebhaften Interesse, welches mein Vater an dieser neuen Begründung seines Faches nahm, war es natürlich, daß meine Aufmerksamkeit auch auf die Vorträge bei der Akademie hingezogen wurde. In dem letzten Jahre vor der Universitätsprüfung hörte ich Osteologie bei Professor Winslöw, einem Verwandten des in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Paris angestellten und berühmt gewordenen Anatomen desselben Namens. Chemische Vorträge aber bei dem Lector Schumacher, der eben von einer wissenschaftlichen Reise zurückgekommen war. Ich erinnere mich noch, mit welcher Anstrengung ich mich mit dem Os sphenoideum quälte. Die Trockenheit dieses Studiums schreckte mich nicht ab, an Knochen fehlte es mir nicht, und Walthers Abhandlung von trocknen Knochen diente mir zur Wiederholung der Vorlesungen. Eben so wußte ich mir Säuren, Alkalien, einige Metallkönige anzuschaffen, ja selbst einen kleinen Ofen. Das Handbuch eines dänischen Chemikers Tychsen diente mir zum Wegweiser und ward auch bei den Vorlesungen zum Grunde gelegt.

Aber auch in einer andern Richtung, die mit meiner bisherigen Beschäftigung unmittelbar in Be-

rührung stand, waren mir die äußeren Verhältnisse günstig.

In dem Lande, in welchem O. F. Müller lebte, der erst vor wenigen Jahren gestorben war, in welchem die noch immer klassische **Zoologia danica**, in welchem als eine Zierde für die Nation die **Flora danica** durch Oeder und fortgesetzt durch Rottböll, herauskam, war dennoch bei der Universität der Unterricht in der sogenannten Naturgeschichte ganz in Verfall gerathen. Der höchst gründliche Naturforscher Abildgaard war noch mehr durch seine großartige Thätigkeit, als durch seine Schriften, ein höchst merkwürdiger Mann. Ich ward in späteren Zeiten durch meinen Freund Reil lebhaft an ihn erinnert, er hatte schon zwölf bis dreizehn Jahre früher die Veterinärschule mit großem Opfer des eigenen Vermögens begründet. Diese war ursprünglich eine Privatstiftung mit königlicher Unterstützung. In den Jahren 1788 und 1789 wußte der lebhaft aufregende Mann reiche Männer für die Ausbreitung der Naturgeschichte zu interessiren. Es trat eine Gesellschaft für die Naturgeschichte und für den Unterricht in dieser Wissenschaft zusammen, Sammlungen, besonders zoologische, wurden

angelegt, und die Regierung wies provisorisch einige Säle, die unbenutzt waren, in einem Palais hinter dem Schlosse, der Gesellschaft dazu an. Vahl, einer der letzten unmittelbaren Schüler Linné's, damals einer der ausgezeichnetsten Botaniker in Europa, war von seinen wissenschaftlichen Reisen zurückgekehrt. Die einzige Stelle, die sich im Lande für einen Botaniker von seinen Verdiensten ziemte, das Directorium des botanischen Gartens, war an den fleißigen und emsigen Lehrer bei der Veterinärschule, Professor Wiborg, wohl etwas voreilig, vergeben. Als Vahl zurückkam, war keine schickliche Stelle für ihn da. Man übertrug ihm zwar die Fortsetzung der Flora danica, aber diese Beschäftigung war für ihn weder hinlänglich noch lohnend. Abildgaard, dieser das Leben lebendig ergreifende Mann, wußte eine solche tüchtige Eigenthümlichkeit zu schätzen, ihm war es klar, daß die bedeutendsten Einrichtungen von bedeutenden Männern ausgehen müssen, wenn sie wahrhaft fruchtbringend sein sollen, daß eine jede Einrichtung, die aus einer abstracten Reflection, aus bloßen allgemeinen Prinzipien entspringt, für deren Verwirklichung erst aus allen Ecken die Menschen zusammengetrieben werden

müssen, ohne Bedeutung bleibe. Die letzteren dauern zwar sinnlicher Weise fort, aber wie der todte Körper, wie der Stein, und früh genug entdeckt man, daß sie blieben, aber als ein beschwerliches Hinderniß, welches man gern aus dem Wege räumen möchte. Wo dagegen einer bedeutenden eigenthümlichen Natur Raum und Wirkungskreis eröffnet wird, da mag für die sinnliche Erscheinung, was sie lebendig schuf, an die bedeutende Persönlichkeit angeschlossen, mit ihr sterben, aber es lebt, lebendig befruchtend, fort. Obgleich ich nun keineswegs behaupten will, daß das Höchste und Bedeutendste sich bloß mit der Eigenthümlichkeit ausbildet, obgleich der Staat dann seine volle Bedeutung hat, wenn jene beiden getrennten Momente sich lebendig durchdringen, so ist dennoch entschieden das Uebergewicht der bloß allgemeinen Prinzipien, mit diesen der bloße Formalismus der Einrichtungen, höchst gefährlich und drückend. Ich beschränke mich hier auf geistige Institute, denn diese wissen von einer Trennung der gesetzgebenden und der ausübenden Gewalt nichts. In dieser ist jene das belebende, und wo in ihrer äußeren Thätigkeit das erzeugende Prinzip erstirbt, da verliert sie selbst allen Werth. Diese er-

zeugende Macht aber hat Gott der Persönlichkeit anvertraut, sie hat ein ursprüngliches Recht, wenn sie ihren Ruf erkennt; der Staat ist dazu da, ihr den Bauplatz zu schenken, ja die wahrhaft geistige Bedeutung des Staats, betrachten wir ihn als ein Individuum, beruht darauf, seine mächtigen Individualitäten zu begreifen und als seine heitersten und tiefsten Gedanken aufzufassen und gewähren zu lassen. In diesem Sinne hat der St. Simonist Recht; nur wenn das alberne Volk eine Commission errichtet und die verschiedenen Capacitäten herauszupflücken denkt, wird die ganze Lehre armselig und leer. Das ist der Zirkel des Lebens, dasjenige, wodurch alle Erscheinung an ein Höheres geknüpft ist, daß das große Individuum eines Volkes nicht durch Eure Einrichtungen lebt, so wie es nie aus diesen entsteht, daß vielmehr jede bedeutende Einrichtung sich aus dem Leben bildet, welches selbst eine höhere, eine göttliche Quelle anerkennt, ohne welche sie unfruchtbar und bedeutungslos bleibt.

Ich habe diese Bemerkung nicht unterdrücken können, indem mir das Bild eines Mannes vorschwebt, der mir so wichtig ward, der Treffliche, den ich zuerst

als einen geliebten Lehrer, dessen Andenken mir unvergeßlich ist, schätzen und verehren gelernt. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Abildgaard, indem er die Gesellschaft für die Naturgeschichte stiftete, einem in den vorliegenden Verhältnissen begründeten Bedürfniß zunächst und unmittelbar abhelfen wollte. Ein ausgezeichneter Mann war nach langen Jahren in sein Vaterland zurückgekehrt. Er war in seinem Fache der anerkannte Meister seiner Zeit; er konnte erwarten, daß die sorgfältig und gewissenhaft ausgebildete Eigenthümlichkeit einen geeigneten Wirkungskreis finden würde; aber alle Plätze waren besetzt, und nur Plätze kannte man, todte Räume, die neben einander lagen, starr begrenzt, die sich nicht, ohne zu zerbrechen, zusammenziehen, nicht ohne Verdünnung ausdehnen ließen, nichts Lebendiges lebendig aufzunehmen vermochten. „Hvor der er Hierterum, der er ogsaa Raaderum" (wo das Herz lebendig schlägt, erweitert sich der engste Raum) so lautet ein schönes, wörtlich nicht zu übersetzendes dänisches Sprichwort. Was der todte Formalismus des Staats nicht vermochte, das gelang durch die mächtige Anregung eines großartig thätigen Mannes; und mußte es gleich dem Manne, der sich

seiner Verdienste wohl bewußt war, kränkend sein, den Lohn, den er aus der ersten Hand vom Staate zu fordern hatte, aus der zweiten annehmen zu müssen, so waren die Folgen für das Land doch höchst wohlthätig. Denn der eigentliche Keim lebendiger Naturforschung ward weder durch O. F. Müller, noch durch Oeder und Rottböll, sondern durch Vahl gelegt. Er war der Stifter einer gründlichen strengen Schule, und wer in dieser das Glück hatte, den Unterricht des anerkannten Meisters zu genießen, wird die glückliche Schulzeit nie vergessen. Mich rettete er aus einer immer gefährlicher werdenden inneren Verwirrung, und die Schulzeit, die mein eigenstes Dasein fördern sollte, fing erst mit ihm an.

Ich erinnere mich lebhaft, als wäre es noch heute, wie ich zuerst die breiten Treppen des Palastes hinaufstieg und in den großen hellen Saal hineintrat. Die Wände waren mit alten Gobelins verziert, ein langer Tisch stand in der Mitte des Saales von Stühlen umgeben, auf dem Tisch standen Thierschädel, und Abbildungen von Säugethieren aus dem bekannten Schreberschen Werk lagen herum. Die Zahl der Zuhörer war gering, unter diesen waren aber

junge Männer, die, wie ich, durch einen inneren Trieb, nicht bloß durch äußere Verhältnisse hingezogen wurden. Einige unter ihnen wurden später meine innigsten Freunde, auch der älteste Mynster, Bangs Stiefsohn, mein Vetter, war da. Vahl erschien, ich hatte viel von seiner großen Celebrität, von der in ganz Europa anerkannten Meisterschaft gehört; die Glorie von dem großen hochverehrten Linné ruhte auf ihm und ein mächtiger Fürst würde mir, der ich ganz in einer einsam verwahrten wissenschaftlichen Welt lebte, durch seine plötzliche Gegenwart nicht mehr imponirt haben, als es damals durch Vahl geschah.

Vahl war von mittelmäßiger Größe, gedrungenem Körperbau und ziemlich korpulent; man erkannte in seinen Gesichtszügen, in der Art, wie er sich darstellte, den stillen nachdenkenden Forscher, aber nicht einen solchen, der hinter Büchern mit bloßen Abstractionen sein Leben verträumt hatte, vielmehr einen, zwar fast nur für sein Fach lebenden, aber doch auch durch das Leben selbst gebildeten Mann. Nicht eigentlich für die Gesellschaft, für das Leben in den Salons ausgebildet, denn dieses haßte er, und lebte mit seiner Frau einsam zurückgezogen, ganz für seine

Schüler und für sein Fach. Aber wer in der großen Natur und mit ihr lebt, der kann die mannigfaltige Berührung mit Menschen nicht umgehen. Er hatte große und weit ausgedehnte Reisen durch ganz Europa gemacht, irre ich nicht, auch das nördliche Afrika besucht. Vahl war im Umgange höchst unbefangen, er wußte sich die Achtung seiner Schüler zu erwerben, hemmte aber niemals die ganz unbefangene Aeußerung der Fröhlichkeit, ja theilte sie. Seine botanischen Excursionen waren Jubelfeste für die ihn begleitende Jugend, und eben so fröhlich wie lehrreich. Das gründliche Aufsuchen der Pflanzen auf ihrem Standort, das genaue strenge Bestimmen derselben, besonders, wenn seltenere gefunden wurden, litt keine Unterbrechung. Kein grammatikalischer Unterricht in der Schule konnte strenger sein, als seiner in der Linnéischen Methode; ein jeder schwankende unbestimmte Ausdruck ward streng abgewiesen. Wenn wir Pflanzen unter seiner Leitung beschreiben sollten, forderte er jederzeit den völlig exacten technischen Ausdruck. Erfuhr er, daß wir bei der Bestimmung der Pflanzen, weil uns die Linnéische Beschreibung in den technischen Ausdrücken nicht geläufig war, etwa Abbildungen

zu Hülfe nahmen, dann wies er uns jederzeit streng zurecht. „Hier ist das Buch, sagte er dann, und gab uns den Linné; die Pflanze ist hier beschrieben, hier muß sie aufgesucht werden, Kinder amüsiren sich mit Bildern.“ Er galt zu seiner Zeit als der entschiedenste Meister in der Bestimmung der Gattungen und Arten: die berühmtesten Botaniker wandten sich in dieser Beziehung an ihn, und obgleich die fortschreitende Wissenschaft jetzt auch in seinen Bestimmungen viele Verbesserungen nöthig macht, so kann man doch behaupten, daß er nach Linné und bis sich durch Jussieu und seine Schule eine genauere und vielseitigere Art der Pflanzenbestimmung ausbildete, den ersten Rang behauptete. Seine Bereitwilligkeit, eine jede Schwierigkeit, mit welcher der Anfänger zu kämpfen hat, zu heben, seine Freundlichkeit, die ihn selbst da nicht verließ, wo er uns strenge zurechtweisen zu müssen glaubte, kannte keine Grenzen. Nur, wo er mit Unwissenheit gepaarte Selbsteinbildung erkannte, ward er ironisch; und ich muß leider bekennen, daß ich einige Mal nicht mit Unrecht diese härteste Strafe habe erleiden müssen. Er betrachtete mich dann mit einer schlauen Miene, ließ mich

eine falsche Behauptung, wenn ich sie mit Zuversicht äußerte, ruhig aussprechen und ausbilden, bis ich selbst genöthigt war meinen Irrthum zu erkennen; dann sagte er lächelnd: „Sie sind ja recht weit gekommen und können wohl gar sich selbst helfen und meinen Unterricht entbehren.“

Er war aber keineswegs glücklich; die falsche Stellung, in die er gerathen war, quälte ihn, er zog sich aus allem Umgang zurück und lebte nur für seine Familie, für sein Fach, für seine Schüler und wohl auch für wenige Freunde, die mit ihm durch gleiche Beschäftigung mehr oder weniger verbunden waren.

An der Seite dieses Mannes traten nun die Pflanzen und Thiergestalten, mit denen ich mich selbst von meiner Kindheit an durch unbestimmte Selbstforschung bekannt zu machen gesucht hatte, bestimmter, klarer und eine jede im Zusammenhange mit den übrigen hervor. Es war ein ganz eigenes, heiteres Gefühl, auf diese Weise allmälig sichere Ordnung da hervortreten zu sehen, wo Unsicherheit und Verwirrung mich bis jetzt gequält hatte. Vahl hoffte in der That, mich zu einem guten Zoologen und Botaniker

auszubilden, ich selbst hatte die nämliche Hoffnung, wir irrten uns beide.

Man könnte glauben, daß drei Vorträge, die mich auf eine solche Weise beschäftigten, mir alle Zeit rauben würden, die ich doch auf die Universitätsprüfung anzuwenden nöthig hatte. Es war aber nicht der Fall. Ich entschloß mich schnell, das unsichere und verworrene Treiben, in welches die einsamen Studien ohne alle Anleitung mich gestürzt hatten, ganz aufzugeben. Die neue Beschäftigung schritt langsam vor. Ich freute mich über einen jeden Fortschritt, wenn er auch noch so klein war, ich lernte mich beschränken und mich vertrauensvoll der fremden Anleitung hingeben. So war in den letzten Monaten der noch immer fortdauernden Schulzeit diese Nebenbeschäftigung nicht bloß eine Erholung, sie enthielt auch eine Beruhigung, die mir für die Schulstudien im höchsten Grade nöthig war.

Die Zeit der durchaus freien geistigen Beschäftigung näherte sich immer mehr, die reiche phantastische Welt aus eigenen kindischen unreifen Betrachtungen und aus Schriften, wie der Zufall sie mir in die Hände gab, erwachsen, trat immer mehr zurück. Sie schwebt mir als die mystische Zeit meiner Ju-

gend vor, die allgemeinen Bildungsmomente der Zeit nahmen mich in ihre Mitte; die strenge allgemeine Form der Wissenschaften übte ihre Gewalt über mich aus, und erst später sollte es mir klar werden, welchen Reichthum jene frühere Epoche in sich enthielt, sollte ich einsehen, daß sie viele Schätze verbarg, die jetzt für mich auf immer verloren sind. Kein Mensch erfüllt seine Bestimmung ganz, keiner, der einen geistigen nicht unbedeutenden Ruf erhielt, leistet, was er als Kind versprach. Unser ganzes Leben ist ein Vergeuden anvertrauter Schätze, und leider, wenn wir glauben das Höchste errungen zu haben, dann sind wir eben in irgend eine Einseitigkeit hineingerathen, die wir mit aller Anstrengung festzuhalten, mit vielem Scharfsinn auszubilden suchen, und die nicht allein sich selbst, sondern auch das ursprünglich Wahre in uns verschiebt, verzerrt und dem Verwelken preis giebt. Ich blicke mit Wehmuth auf jene Zeit zurück. Mit welcher lebendigen Hoffnung trat ich aus der stillen geistigen Einsamkeit in die gesetzliche Welt einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, deren nicht unbedeutender Bürger zu werden ich mit der grenzenlosesten Zuversicht erwartete.

Ich bin bei der Darstellung dieser Epoche vielleicht zu weitläufig; man wird mir vorwerfen, daß ich auf manche Umstände einen zu großen Werth gelegt habe. Die Eitelkeit, die in demjenigen, was uns begegnet ist, etwas ganz Absonderliches sieht, selbst wenn es das Allergewöhnlichste ist, was einem jeden Menschen begegnet ist, verläßt uns nie, und A. W. Schlegel hatte nicht unrecht, als er sagte, daß selbst die größten Männer, wenn sie alt werden, sich gern als Kinder auf den Arm nehmen, sich streicheln, verhätscheln und mit sich selbst auf jede Weise schön thun. Daß ich von dieser Neigung ganz frei geblieben wäre, darf ich kaum behaupten, doch scheint mir eben in dieser so allgemeinen Lust des Alters, sich in die früheste Jugend zu versetzen, diese wieder durchzuleben, in der Gewalt der Erinnerung, die uns nach einem langen Leben immer entschiedener ergreift, etwas sehr Bedeutungsvolles zu liegen. Das Alter hebt die bis dahin verborgenen Schätze aus der Geschichte der Seele hervor. Geheimnisse des Innern werden laut, die das Kind nicht kannte, und die der Umgebung verborgen blieben. Wenn es nun auch unvermeidlich ist, daß die Darstellung das Gepräge der subjectiven

Ansicht, die der Erzählende selbst von sich gefaßt hat, tragen muß, so werden tiefsinnigere Forscher kommen, die den leicht verhüllenden Schleier zu lüften wissen, die eine solche Darstellung und den Verfasser derselben mit gleichem Scharfblicke durchschauen.

Bevor ich nun aus der Einsamkeit meiner ersten Jugend hervortrete, erlaube man mir noch zwei Momente des früheren Lebens zu erwähnen, die einen allgemeinen Charakter hatten, die ich mehr mit andern, ja sogar mit allen Bewohnern der Stadt theilte.

Siaelland ist eine wahrhaft reizende Insel. Zwar, wer auf dem Landwege durch Holstein, Schleswig, Fühnen und zuletzt Siaelland nach Kopenhagen reist, wird dieses kaum glauben. Er bleibt fast fortdauernd auf dem hohen kahlen Rücken, der das Festland und die Insel durchschneidet. Hier und da trifft er vorübergehend eine lieblichere Gegend wie im Fluge; die eigentlich reizenden Gegenden liegen aber in Holstein und Schleswig gegen Osten und Westen, in Fühnen und Siaelland gegen Süden, und auf der letzten Insel zum Theil auch gegen Norden. Hier trifft man die

Majestät der Buchenwaldung, die eben auf diesen Inseln ihren Königlichen Sitz hat. Was den Deutschen auf der Insel Rügen ergreift, ist nur die schwache Andeutung jener eigenthümlichen Pracht, die besonders in der ersten Hälfte des Sommers, so lange die Blätter der Buchen die frische, helle, saftige, gelblich grüne Farbe behalten, einen unendlichen Zauber besitzt. Frische Wiesen, fruchtbare Aecker schließen sich den Waldungen an, große Seen werden geheimnißvoll von dicht stehenden Buchen umschlossen und wie verborgen gehalten. Milde Hügel wechseln mit den sanften Vertiefungen, die freilich nur höchst selten eigentliche Thäler bilden. Und wenn die tiefen, mannigfaltig gekrümmten Meerbusen sich durch die fruchtbaren Aecker, durch die dichten Buchenwaldungen, durch die waldbedeckten Höhen und frisch grünenden Wiesen, die lustigen Dörfer und Höhen berührend, hindurchdrängen, erhält die Gegend den höchsten Reiz. Ein stiller dichterischer Zauber ruht auf ihr und milde idyllische Sagen, das Glück und die Wehklagen begünstigter und unglücklicher Liebe scheinen wie heimatliche Naturtöne aus Buchen und Wald, aus Meer und Luft laut zu werden.

In den fruchtbarsten Gegenden haben die Dörfer wie die kleinen Städte ein durchaus heiteres Ansehen. Ich erschrak, als ich zuerst ein märkisches Dorf sah, diese schmutzigen Klumpen halb verfallener Lehmhütten. Wohl findet man auch auf Siaelland verhältnißmäßig arme Dörfer, doch diese Rohheit der Gebäude, diese absolute Vernachlässigung alles Anstandes in dem Bau derselben, dieses freiwillige Hineintauchen in Unreinlichkeit und Schmutz, als wären sie wesentliche unvermeidliche Elemente des Lebens, kannte ich bis dahin gar nicht. Ich finde es vortheilhaft, daß selbst die größten Bauerhöfe immer nur einstöckig sind; alle Räume in dem Hause werden dann benutzt, alle Vorrathshäuser sind von diesem entfernt, und wenn die Nebengebäude auch manchmal nicht in dem besten Zustande sind, so behält das Hauptgebäude doch sein wöhnliches Aussehen. Die aus Sparrwerk, ja selbst aus festen Mauern gebauten zweistöckigen Bauernhäuser zerstörten daher, als ich sie im nördlichen Deutschland kennen lernte, die lebhafte Vorstellung des Idyllischen, welches sich mit den Bauernwohnungen meines Vaterlandes von meiner frühesten Kindheit an verknüpft hatte. Ein solches größeres Haus wird fast nie ganz

bewohnt. Die nicht bewohnten Kammern werden vernachlässigt, der enge Raum der benutzten Stuben, selbst wenn sie bei reicheren Bauern hell und reinlich erhalten werden, verliert sich in den wüsten Räumen, da eben das enge vertrauliche Anschließen der Wohnung, die sich wie freundlich anschmiegt an das stille Leben der Einwohner, mir von meiner frühesten Kindheit an als ein wesentliches Element des idyllischen Landlebens erschien. Aus demselben Grunde machten auch die kleinen Städte im nördlichen Deutschland auf mich einen unangenehmen Eindruck. Denn hier treten eben solche wüste, zur Hälfte leere Häuser, dicht zusammen, und das traurige und peinigende Gefühl eines in sich verfallenen Daseins drängt sich uns unmittelbar auf. Die meisten kleinen dänischen Provinzialstädte erscheinen unansehnlicher, aber sie behalten meist das Ansehen der Dörfer. Die Häuser stehen nicht zu dicht aneinander, die Straßen sind breiter, die Wohnungen einstöckig wie die der Dörfer, sind ganz bewohnt. Höchstens treten an die Stelle der dichten, mächtigen, wohl unterhaltenen Strohdächer, unter deren warmen Schutze die Bauern wohnen, in den Städtchen die Ziegeldächer hervor. Ich rede freilich

von einer früheren, glücklicheren Zeit, in welcher Wohlstand auf dem Lande herrschte. Welche Veränderungen die traurigen Ereignisse der späteren Jahre hervorgebracht haben, ist mir unbekannt; aber das ist gewiß, das Land hatte in den fruchtbareren Gegenden mit seinen Städtchen und Dörfern ein durchaus heiteres freundliches Ansehen. Ich kann mich nicht darin täuschen, denn der Kontrast, der sich zwischen meinem Vaterlande und dem nördlichen Deutschland nach Berlin und Dresden zu hervorhob, schwebt mir noch deutlich vor.

Auch die Gegend um Kopenhagen ist im höchsten Grade reizend. Wer von der Seeseite sich dieser Stadt nähert, wer sie allmälig hinter den dicht gedrängten Masten der Schiffe aus dem Meere hervortauchen sieht, wird jederzeit in eine angenehme, immer gesteigerte Spannung versetzt. Hat sich das Schiff, welches den Reisenden zur Stadt bringt, durch das Gewühl der übrigen oft mit vieler Mühe hindurchgedrängt, hat der Reisende sich erholt von der Betäubung, von welcher er nothwendig ergriffen wird, wenn er die lärmende Geschäftigkeit wahrnimmt, die auf allen Schiffen in seiner Nähe entsteht, zum Theil

durch die Bemühung, für das ankommende Schiff Platz zu machen, hat das Boot ihn bei der Zollbude ans Land gesetzt, und gelingt es ihm, nachdem die störende Zeit der Untersuchung überstanden ist, einen Augenblick für die ruhige Betrachtung der Umgebung zu gewinnen, dann wird ihn diese durch ihre heiteren, freien Räume, ja durch ihre Großartigkeit überraschen. Versetzen wir uns in jene glücklichere Zeit meiner Jugend, so würde sich damals links für den Reisenden der innere Hafen eröffnen, in welchem ruhig abgetakelt im fernen Hintergrunde die Kriegsschiffe sich entdecken ließen, und eben daß man nur die vorderen Reihen erblickte, gab dem Ganzen ein großartiges Gepräge. Voran lagen die großen Packhäuser, neben diesen wurden hier die Schiffe entladen, dort die Waaren in andere Schiffe hineingetragen. Schritt nun der Reisende vorwärts, so entdeckte er eine durchaus ansehnliche Häuserreihe, die frei liegt und auf den rechts mit Bäumen bewachsenen Platz, der zur Citadelle hinweist, führt. Die erste Straße, in welche er einbiegt, ist breit, gerade, mit ansehnlichen öffentlichen Gebäuden und großen, zum Theil palastartigen Häusern besetzt. Er gelangt zu einem

Platz, der von vier einander durchaus ähnlichen Palästen umschlossen ist, in deren Mitte die Reiterstatue des Königs Friedrich V. Ein kurzer Weg führt ihn abermals zu einem großen Platz, auf welchem in der Mitte wieder eine Reiterstatue Christians V. steht. Es ist einer der schönsten Plätze, die ich jemals gesehen. Ein Kanal aus dem innern Hafen läuft dicht mit Schiffen besetzt längs einem mit Häusern besetzten Quai auf den Platz zu; auf der andern Seite des Kanals liegt der botanische Garten. Vor diesem, mit der ansehnlichen Fronte nach dem Platz zu, das alte Königliche Schloß Charlottenburg, schon damals die Kunstakademie enthaltend. Das Theater, mehrere Paläste zieren den Platz. Es ist nicht meine Absicht, diese Schilderung weiter zu verfolgen. Daß Kopenhagen zu den schönsten Städten Europa's gehört, ist allgemein bekannt. Haben wir uns von der Seeseite in die Stadt hinein verloren, so wollen wir jetzt aus ihr heraustreten und uns mit der Umgebung näher bekannt machen. Die nächste kennen wir schon, in die entferntere wollen wir uns jetzt begeben, wie ich sie nach dem Tode der Mutter durch Fußreisen mit den Brüdern, durch Landpartien

und kleine Reisen mit dem Vater, kennen und genießen lernte.

Zwei Stellen eröffnen eine reizende Uebersicht über die ganze Stadt und ihre Umgebung. Die eine, eine halbe Meile von Kopenhagen, von der reizenden Sommerresidenz Friedrichsberg, ward von uns häufig besucht. Man übersieht einen Theil der Landstraße, die von Roeskilde durch die Vorstadt nach der Stadt führt. Die ganze Stadt mit ihren Thürmen liegt vor uns; das damals noch nicht abgebrannte Schloß hob sich besonders hervor; jenseits der Stadt, nach dem Meere zu, entdeckt man einen Wald von Masten; über den Sund herüber die Insel Hveen und in der Ferne die schwedische Küste, so wie gegen Norden das waldbegränzte Ufer der Insel. Wenn es mir gelang, (und einige Mal geschah es wirklich) bei schönem Wetter, am frühen Morgen, eben als das Thor geöffnet wurde, nach Friedrichsberg mehr zu laufen als zu gehen, wenn ich im Frühling dort die Sonne konnte aufgehen sehen, hatte ich eine Freude, die mich lebhaft an die schöne Knabenzeit in Helsingör erinnerte. Besonders schwebt mir ein solcher Morgen vor. Ich hatte mit meinem ältesten Bruder die Nacht bei einem

jungen Freunde zugebracht, und schon am Abend den Entschluß gefaßt und mit einem Hausdiener verabredet, mich früh noch vor Tagesanbruch aus dem Hause zu schleichen, um nicht vor dem Schlosse selbst, sondern auf der nebenliegenden Landstraße die Sonne über die entfernte schwedische Küste aufsteigen zu sehen. Ich hatte, als ich die Stelle erreichte, noch fast eine halbe Stunde zu warten. Die Gegend unter mir, wie die Stadt, lagen in der stillen Morgendämmerung. Alles war ruhig, nur in der Ferne bellte hier und da ein Hund und auf der Landstraße rasselten Wagenräder. Und als nun das Morgenroth über der schwedischen Küste sich zeigte, als die Häusermasse aus der Dunkelheit auftauchte, war mir der Anblick in dieser Beleuchtung so fremd, die ganze Gegend so neu, so feierlich, als beginne mit diesem anbrechenden Tage ein ganz anderes seltsames, aber reiches und seliges Leben. Als die Sonnenscheibe sich zu zeigen anfing, das Meer, die Masten der Schiffe, die Thürme, die Dächer der Häuser vergoldete, sah ich die ganze Stadt und ihre Umgebung, wie sonst nie; denn der Nebelschleier, der sonst die Stadt einhüllte, war ganz verschwunden, kaum rauchte hier und da ein einzelner Schornstein.

In schneidender Klarheit lagen alle Gegenstände vor mir. Ich weiß mich nicht zu besinnen, einen ähnlichen durchaus dunstlosen Morgen erlebt zu haben. Aber der Eindruck war ein unbeschreiblich tiefer; es war mir, als finge eine neue Zeit an, in welcher die Natur ihr ganzes Geheimniß zusammendrängte, als müßte die Sonne, wenn sie nun höher am Himmel stieg, nicht bloß Häuser, Wald, Feld, Meer und Menschen beleuchten, sondern wie den Morgennebel so auch den innern Nebel meines ganzen Daseins verscheuchen, so daß alle Räthsel gelöst, alle innere Unruhe geschlichtet, alle Wünsche befriedigt würden. Es war, wenn ich mich recht erinnere, in den letzten Tagen des Juni, den letzten Sommer meiner Schulzeit. Als die Sonne sich ganz erhoben hatte, als die Bewegung auf der Landstraße zunahm, fing auch die Stadt an, sich in Nebel zu hüllen, und mir war es, als müßte ich wegeilen, um den Tag, der innerlich anbrach, rein zu erhalten, als gehörte derjenige, der jetzt begann, einer andern Welt zu.

Als ich nach Hause kam, schliefen noch Alle; ich war wohl nicht viel über zwei Stunden weggewesen, warf mich auf das Bett und schlief selbst erschöpft

ein. Dieser Morgen ist mir nun, als wenn es der wahre, das Urbild des Sonnenaufganges wäre, für mein ganzes Leben im Gedächtniß geblieben. Oft ist es mir, wenn ich an den freudigen Genuß zurückdenke, als wäre er mir nicht wachend, sondern im Traume erschienen. In der That bin ich darüber oft zweifelhaft gewesen, und selbst jetzt ist es mir so; dann aber tritt das ganze Ereigniß so klar, angeknüpft an das wirklich Erlebte hervor, daß ich an der Wirklichkeit des Ereignisses nicht zweifeln kann. So viel ist gewiß, im Traume erlebte ich diesen Morgen öfters wieder und er knüpft sich dann unmittelbar an die seltsamsten Ereignisse, an Gedanken, durch welche ich die wunderbarsten Aufschlüsse erhalte, an einen so innigen seligen Frieden, daß wenn ich aus einem solchen Traume erwache, mich das Gefühl durchdringt, als hätte ich ein schätzbares Gut verloren.

Ich bin durchaus kein Sonntagskind, habe keine Gespenster gesehen, bin nie im Schlafe herumgegangen, und von den Wundern des Magnetismus habe ich an mir selber nie Etwas erfahren; aber dennoch erkenne ich einen Zusammenhang einiger meiner Träume, als gehörten sie einem wunderlichen Leben

zu, welches neben dem Wachen herginge. Dieses Leben ist ein durchaus heiteres, ich bin in diesen Träumen immer auf der Reise. In welcher Zeit meines Lebens Gegenden, die mir so bestimmt vorschweben, als hätte ich sie wachend kennen gelernt, in meiner Traumwelt zuerst sichtbar wurden, kann ich gar nicht bestimmen; aber die Städte, durch welche ich reise, die Gasthöfe, in welche ich hineintrete, der Wirth, die Wirthin, die Gäste, die ich sehe, sind jederzeit in einem späteren Traume dieselben, die ich aus einem früheren wieder erkennne. Es ist mir einige Mal geschehen, daß Gegenden, in welchen ich mich auf meiner Reise einige Zeit aufhielt, mir plötzlich entgegentraten, als wären sie mir früher schon bekannt gewesen, obgleich ich mir bewußt war, noch nie dagewesen zu sein; dann wurde es mir klar, daß sie meiner Traumwelt zugehörten, und ich vermochte nicht, eine Furcht zu unterdrücken, als würde mir hier etwas Unerwartetes, ja wohl Gefährliches begegnen. In der That traten mir solche Gegenden aus meiner Traumwelt einigemal in verhängnißvollen Momenten meines Lebens in die Wirklichkeit. Ich erwähne diese psychische Eigenthümlichkeit (wenn sie wirklich eine

solche genannt werden kann; wenn sie nicht mehreren Menschen zukommen sollte, ohne daß man auf sie achtet) hier nur deswegen, weil der gemeinschaftliche Morgen der erträumten Reisetage, jederzeit der auf der Friedrichsberger Höhe von mir erlebte ist. Auch bleibt im Traume der Tag sonnenhell, wolken- und dunstlos, wie jener Morgen war. Es können viele Jahre vergehen, ohne daß ich in diese zusammenhangende Traumwelt versetzt werde, aber immer, wenn es geschieht, hat die verflossene Zeit gar keine Bedeutung. Es ist mir vielmehr, als wäre es der nämliche Tag desselben zauberhaften Morgens, als fließe, was mir als Vergangenheit aus früheren Träumen erschien, mit dem jetzt eben erträumten unzertrennbar zusammen. Auch scheint mir dabei merkwürdig, daß — obgleich nach dem Erwachen eine Ahnung von etwas unermeßlich Tiefem übrig bleibt, obgleich es eben in diesen Träumen nicht selten geschieht, daß durch irgend Jemand Ansichten, die ich lange Zeit mit mir herumgetragen habe, die mir völlig befestigt erscheinen, auf eine schneidende Weise widerlegt werden — dennoch Alles, was mit Bestimmtheit aus dem Traume in das Wachen, wenn auch heiter und mit einer fröh-

lichen Erinnerung übergeht, etwas sehr Gewöhnliches, ja Geringes zu sein scheint; die Menschen, auf die ich mich wachend besinne, die mir gehend, fahrend, reitend auf der Landstraße begegnen, die ich in den Gasthöfen treffe, kenne ich wieder; aber es sind nur Handwerker, Bauern, reisende Kaufleute, Wirthe und dergleichen. Die bedeutenderen Personen scheinen selbst durch den Traum geheimnißvoll, geisterhaft durchzuschreiten. Es ist mir, indem ich mein Leben überdenke, merkwürdig, daß die mythische Zeit meiner Jugend mit einem Morgen abschließt, als finge ein neuer geheimnißvooller Tag an, der sich fortdauernd hinter dem wirklich Erlebten, Verworrenen verberge, mit einem Morgen, der, ist er wahrhaft erlebt, sich in die Traumwelt hineinzog, wäre er aber nur in der That ein erträumter, sich mir mit aller Gewalt der Wirklichkeit aufdrängt. Die Aussicht von der Friedrichsberger Höhe habe ich oft, besonders des Abends, genossen, und sie ist mir nicht selten höchst reizend erschienen; aber als der anmuthige und beruhigende Schluß eines wirklich erlebten Tages. Irgend etwas Phantastisches vermag ich mit der Erinnerung an eine

solche Aussicht in der Abenderleuchtung durchaus nicht zu verknüpfen.

Es giebt eine andere Stelle, ziemlich in der Mitte der Stadt, von welcher man eine Aussicht über Kopenhagen und die Umgegend genießt, die einen ganz entgegengesetzten Charakter hat, von einem Thurme, der, irre ich nicht, einzig in seiner Art ist. Er ist durch den berühmten dänischen Astronomen Tycho Brahe, als Fundament eines astronomischen Observatoriums erbaut. Er schließt sich an eine gothische Kirche von ansehnlicher Höhe an, und überragt das hohe Dach der Kirche nur um Weniges; er hat die Gestalt eines oben und nnten gleichdicken Cylinders, und ist durchaus massiv. Durch sein Inneres windet sich ein spiralförmiger Gang von bedeutender Breite. Die Windungen sind so zusammengedrückt, die Umbiegungen so weit, die Erhöhung so allmählig, daß es nicht unglaublich scheint, was erzählt wird, daß Peter der Große, als er Friedrich den Vierten in Kopenhagen besuchte, auf diesen Windungen hinaufgefahren sei. Unter dem weitläufigen Dache der Kirche ist die Universitätsbibliothek aufgestellt und von dem Schneckengange aus in einer bedeutenden Höhe führt eine ansehnliche Dop-

pelthür nach den Räumen der Bibliothek. Diese für mich damals noch verschlossene Thüre betrachtete ich in meiner Schulzeit mit großer Sehnsucht. Der Schneckengang reicht noch etwas weiter, dann aber trifft man auf eine Wand, die den obern Theil des Thurmes abschneidet. Diese ist zugeschlossen und wird gegen Erlegung einer kleinen Abgabe eröffnet. Von da an steigt man auf freischwebenden, aber bequemen und breiten Treppen bis zu der Platform des Thurmes. Auf dieser ist das Gebäude für die astronomischen Instrumente errichtet, und man entdeckt sie, wenn zufällig hier oder da ein Fenster eröffnet ist. Der Rand des Thurmes ist mit einem ziemlich niedrigen und offenen Geländer umgeben. Wenn die Sonne durch den Mittagskreis geht, wird zur Regulirung der Thurmuhren eine Flagge aufgezogen, und in den herumliegenden Straßen, und wo man die Flagge zu entdecken vermag, stellt man auch die Taschenuhren nach dieser, wie bei uns im Vorbeigehen nach der Uhr der Akademie. Durch die Mitte des Thurmes soll — denn ich sah ihn nie — ein hohler Cylinder von der Grundfläche des Thurmes bis zu seiner Endfläche gehen, durch welchen

man auch am Tage die Sterne im Zenith erkennen kann.

Dieser Thurm liegt in einer der gewühlvollsten Straßen der Stadt. Man begreift, wie der Schwindel einen Jeden ergreifen muß, der von der Höhe lothrecht nach der Straße herunter sieht. Die psychische Eigenthümlichkeit eines melancholischen Menschen, sich selbst durch das Niederstürzen von einer ansehnlichen Höhe zu tödten, ist jederzeit dem hier erregten Schwindel verwandt. Liegt doch in diesem, wo man sich ihm ohne drohende Gefahr hingeben kann, bei den meisten Menschen mehr oder weniger, ein geheimer Reiz, der uns nach dem Abgrunde hinunterzieht. Ich sage, wenn die Gefahr sich nicht unmittelbar mit dem Schwindel verbindet; denn wo diese wirklich und augenscheinlich droht, wird die Neigung, ihr zu entgehen, durchaus überwiegend sein. Nur wenn man durch ein Geländer von der Gefahr geschützt, den Schwindel, möchte ich sagen, genießt, gesellt sich zu der tiefen Furcht der geheimnißvolle, gefährliche Reiz. In der That ist es einigemal geschehen, daß Menschen sich am hellen Tage von dem hohen Thurme mitten in das Gewühl der unten gehenden Menschen herab=

gestürzt haben. Weil der Zugang zu ihm, gegen eine sehr unbedeutende Abgabe von einem Skilling ($1/_{96}$ Rthl.) einem Jeden zu jeder Tageszeit frei steht, so sind diese Fälle hier öfters vorgekommen, die anderswo seltener sind. Erschütternd war es, als ein junger Seekadet von ansehnlicher Familie sich hier herunter stürzte, weil er fürchtete, in der öffentlichen Prüfung durchzufallen. Mein jüngster Bruder hat es erlebt, daß dicht neben ihm ein Mensch, vom Thurme stürzend, zerschmettert wurde.

Schon in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Kopenhagen bestieg ich diesen Thurm oft, und lernte so schon früh den gefährlichen Reiz des Schwindels kennen. So lange ich mich zurückerinnern kann, litt ich an dieser Schwäche, und sie ist mir oft genug in meinem Leben auf eine unangenehme Weise beschwerlich gefallen. Auch kann ich denen, die behaupten wollen, man vermöge durch Anstrengung und öftere Uebung diese Schwäche zu überwinden, ganz entschieden widersprechen. Sehr oft in meinem Leben habe ich mich auf meinen Gebirgsreisen durch solche Versuche in große Gefahr gestürzt, und da ich, meinen Begleitern gegenüber, mich meiner Schwäche schämte,

wagte ich Alles, um sie zu unterdrücken, es gelang mir aber nicht.

Indem ich mich aber dem gefährlichen Genusse des Schwindels hingab, habe ich einige Beobachtungen über die Natur desselben angestellt, die mir nicht ganz uninteressant zu sein scheinen. — Zwar sind die Gebirgsbewohner, sowohl Weitsichtige wie Kurzsichtige, fast immer vom Schwindel befreit, und daß insofern die Gewohnheit allerdings, wenn sie von der frühesten Kindheit an stattfindet, den Schwindel zu unterdrücken vermag, will ich nicht leugnen. Aber eben die Gewohnheit von der frühesten Kindheit an, wird instinktmäßig und erzeugt eben sowohl den Schwindel, wie sie ihn unterdrückt. Dieser entsteht nämlich dadurch, daß der Mensch nicht bloß von seinen Füßen getragen wird, sondern auch durch das Gesicht, durch die Gegenstände, die ihn umgeben. Darwin erzählt irgendwo eine in dieser Beziehung merkwürdige Erfahfahrung. In einer Kirche sollte die innere Wand einer Kuppel, die ziemlich regelmäßig ein Kugelsegment bildete, ausgebessert werden. Man schnitt sie daher durch einen Fußboden von den übrigen Theilen des Gebäudes ab. Die innere Wand war mit einander

völlig gleichen Rauten verziert und viele Menschen, die in der Mitte der Kuppel stehend, die Wand betrachteten, wurden so heftig vom Schwindel ergriffen, daß sie hinstürzten. Die Augen schweiften von einer Raute zur andern und fanden nirgends einen Haltpunkt. Wenn ein schmaler Steg über ein Wasser führt, so balancire ich ohne Bedenken noch in meinem Alter herüber, denn durch das Gesicht werde ich von der Wasserfläche getragen. Verschwände aber diese, so daß der Abgrund von beiden Seiten vor mir läge, so würde ich von dem heftigsten Schwindel ergriffen werden. So halten wir uns an die Gegenstände, die uns freundlich, und mit uns im gleichen Niveau, umgeben. Daher habe ich wenigstens niemals einen Schwindel gefühlt, wo mich das Festhalten durch die Hände unterstützte, z. B. in den tiefsten Gruben. Ich habe im Sturme ohne Bedenken die höchsten Masten erklettert und als ich in Dannemora in der Tonne mich in die furchtbar tiefe und weite Gruft hinab ließ, fühlte ich so wenig Schwindel, daß ich mich beim Heraufwinden ohne Bedenken auf den Rand der Tonne stellte.

Ich habe bemerkt, daß im Ganzen Kurzsichtige weniger schwindlich sind als Weitsichtige. Jene sind nämlich von Kindheit an gewohnt, sich ohne die Unterstützung der äußeren Gegenstände zu behelfen. Mich kann die bloße Vorstellung von einer solchen hülflosen Lage im Innersten aufregen, und daß auch mein Vater an dieser Schwäche litt, erfuhr ich in meiner Jugend auf eine auffallende Weise. In Kopenhagen ist ein spitziger Thurm, um welchen sich äußerlich eine Treppe mit Geländer bis zur Spitze hinaufwindet. Wir Knaben bestiegen ihn mit dem Vater und als mein jüngerer Bruder rasch voranlief und an den großen kugelförmigen Knopf anstieß, rief mein Vater ihm wie in Betäubung zu, er möchte es doch unterlassen, der Knopf könnte ja herunter stürzen, und mir erschien diese Gefahr sehr natürlich.

Einst erzählte mir der Vater, wie bei der Reparatur des Frauenthurmes (vormals des höchsten, durch das Bombardement aber heruntergestürzten, Thurmes in Kopenhagen) zwei Arbeiter in der Nähe der Thurmspitze arbeiteten. Ein Brett ragte von dieser Spitze in die freie Luft hinaus, und übermüthig beschloß der eine, auf diesem Brette hinauszugehen, seine Axt ein-

zuschlagen und dann wieder umzukehren; er that es, und kam glücklich zurück. Der Zweite, noch tollkühner, wollte die eingeschlagene Art wiederholen; er trat auf das frei in der hohen Luft schwebende Brett und wollte schon die Axt herausheben, da sagte er, es sind ja zwei Aexte da, welche soll ich nehmen? Gott sei deiner Seele gnädig, erwiederte der erste, und der tollkühne Mensch war verschwunden.

Diese Geschichte enthält den Grundton, durch den alles Grauen des Schwindels angeschlagen wurde mein ganzes Leben hindurch. Aber eben diese Natur des Schwindels erklärt auch den psychischen Reiz, der in ihm liegt. Wenn ich mich in einer tiefen Grube an die Sprossen-, auf einem Schiffe an die Strick-Leiter festhalte, so findet das Auge seinen Haltpunkt gemeinschaftlich mit den Händen; an diesem Punkte fixirt sich das Gesicht, der Schwindel ist indeß da und wird sich äußern, wenn man unter sich sieht; daher kann man von dem Stützpunkte der Hände, ohne schwindlich zu werden, wie von den Masten aus, frei um sich, nur nicht unter sich sehen. Steht man durch ein Geländer geschützt, an einem hohen Orte, so wird die schwindelerregende Tiefe sich uns immer mehr auf-

drängen, das Gefühl, daß wir, wenn das Geländer uns nicht schützte, physisch von der freundlichen Umgebung, die uns umschließt, verlassen sind, wird bei trübsinnigen Menschen ein psychisches Gefühl ähnlicher Art. Ein solcher Mensch wird in den dunklen Abgrund seines eigenen Daseins, in die jähe Tiefe seiner inneren Verwirrung hinein und von allen freundlichen Verhältnissen, die ihn tragen und stützen könnten, hinweggezogen. So konnte ich den Schwindel, der mich auf dem runden Thurme ergriff, als wahren Gegensatz jenes traumähnlichen Morgens auf den Friedrichsberger Höhen betrachten. Hier trat in das Geheimniß der Träume das ganze reiche Leben hinein, und gestaltete sich wieder aus diesem. Der Schwindel aber eröffnete mir die dunkle Tiefe der Gemüthseinsamkeit der verlassenen Seele.

Es ist merkwürdig, daß dieser Thurm eben so wie jener heitere Morgen, in meine Traumwelt hereingetreten ist, und zwar zu wiederholten Malen in meinen letzten Jahren. Freilich erscheint er in diesen Träumen ganz anders, als er in der Wirklichkeit ist. Die sich erhebenden spiralförmigen Windungen sind horizontal niedergedrückt, die Räume verengen und er-

weitern sich abwechselnd, bald sind sie enge, vollkommen finster, verfallen und von allem Grauen der nächtlichen Einsamkeit umgeben. Fledermäuse flattern, Eulen schreien, wunderbare klagende Töne, wie von Sterbenden, lassen sich vernehmen; dann tritt mir eine Wand und eine Thür entgegen, es ist die in der Höhe des wirklichen Thurms; hinter dieser Thüre ist nun Alles verändert. Die erweiterten Räume sind wohnlich, Möbel stehen umher, die mäßige Erleuchtung verscheucht alles Unheimliche. Die Bewohner dieser Räume sind mir wohl bekannt, aber auch andere Freunde, noch lebende und verstorbene, treten mir freundlich entgegen. Die Gespräche werden immer bedeutender, und wenn ich aus einem solchen Traume aufwache, ist es nicht, wie wohl oft in den Träumen, weil eine große vernichtende Gefahr, der man eben nur durch das Aufwachen entgeht, unmittelbar da ist, vielmehr ist es mir, als wenn ich über das Innerste meines Daseins wunderbar tiefe Aufschlüsse erhielt, die ich mit aller Gewalt mir einprägen möchte. Diese heftige Bemühung wirft mich, aufwachend, in die Schranken der Sinnlichkeit zurück.

Man wird es nicht unangemessen finden, wenn ich die Geschichte meiner einsamen frühen Jugend mit der Darstellung meiner Traumwelt abschließe. Sie begleitet uns ja eigentlich als ein Traum, ist es doch, als wenn aus dieser früheſten Zeit noch immer die tiefsten Freuden entsprängen; ja, in meinem höheren Alter noch, wenn irgend eine Gegend, eine Straße, ein Garten, die heiteren Räume einer Bücher- oder Naturaliensammlung mich freudig bewegen, wenn ich dem Grunde dieser Freude nachzugehen suche, so ist es jederzeit, weil diese Gegenwart eine jugendliche Vergangenheit mit sich führt, aus welcher sie sich, wie aus ihrer eigensten Quelle, entwickelt zu haben scheint. Selbst mehrere Menschen scheinen, wenn ich sie zum erstenmal kennen lerne, diesen Zauber der Jugenderinnerung an sich zu tragen. Zwar reicht diese reiche Zeit, durch welche mein ganzes übriges Leben, wie geschwängert ist, weiter als die hier abgeschlossene Epoche meines Lebens; aber ich glaubte sie hier erwähnen zu müssen, um eine Seite meines Lebens für immer abgethan zu haben, die in der Entwickelung dessen, was ich später erlebte, kaum berührt werden wird, höchstens hier und da leise angedeutet. Aus dieser Zeit allein werde ich von jenen

seltsamen Genien der Erinnerung umflattert, die sich in bestimmte Melodieen einfacher Lieder, ja in bestimmte Gerüche kleiden, und dann mit aller Gewalt der Gegenwart mich in eine reiche Vergangenheit versetzen. Ich bin auf diese Weise im Besitz von Liedern, die mich, wie das berühmte Wünschhütlein, in bestimmte Gegenden versetzen, nach Kopenhagen, nach Bergen in Norwegen, nach Hamburg, nach Kiel. Eine Stelle aus Ossian, in der Uebersetzung von Rhode folgendermaßen lautend: „Wenn wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache" — hatte sich in mein Gedächtniß unendlich tief eingegraben, als ich mich in Bergen aufhielt. Ich war genöthigt, sie in einer trüben, wie unwillkürlich mir aufgedrungenen Weise, für mich singend zu wiederholen. Nicht äußerlich — ich singe nie — aber innerlich desto mächtiger, tönte die trübe Weise in den heulenden Sturm hinein, auf einer sehr gefährlichen Schifffahrt. Oft war es mir, als ob der Sturm selber mit seiner klagenden Stimme mir diese Worte zurief. Noch immer, wenn ich auf einsamen Spaziergängen innerlich diese Worte nach meiner Weise absinge, bin ich auf das Verdeck des Schiffes versetzt, dieses wird

hin und her geworfen von den schäumenden Wogen, ich schreite mit ungleichen Schritten auf dem Verdeck auf und nieder, die Mannschaft des Schiffs umgiebt mich, der mir besonders befreundete ältliche Steuermann nähert sich, und das Gefühl meiner damaligen, in aller Rücksicht bedenklichen, Lage ergreift mich mit täuschender Wirklichkeit.

Aus diesem geheimnißvollen Winkel meines Daseins entstand auch ein eigenthümliches Bemühen, fremde Gegenden, die ich nur durch Reisebeschreibungen kenne, in der Phantasie festzuhalten. Ich suche so viele Reisen nach derselben Gegend, wie ich vermag, zusammenzutreiben. Wenn ich nun den Gesammteindruck dieser verschiedenen Nachrichten mir vergegenwärtigen will, so ist es mir vor Allem wichtig, in der Gegend selbst (in Rio-Janeiro, in der Kapstadt, in Kalkutta, Batavia u. s. w.) mich niederzulassen. Gewöhnlich wirkt dieser Gesammteindruck am stärksten, wenn ich vom Lesen und Vergleichen der Schriftsteller ermüdet, mich zum Schlafen hinlege. Dann tritt ein graues Männchen auf mich zu, überreicht mir das Wünschhütlein, und ich lebe nun in irgend einer der genannten Städte. Ich gehe in den

Straßen, in der Umgegend umher, ich mache von da aus weitere und immer weitere Reisen. Nun treten, und zwar unvermeidlich, Lücken hervor, die mich halbschlummernd im höchsten Grade beunruhigen. Das ganze Bild geht in den Traum über, die Unruhe löst sich dann von selbst auf, denn der Traum ergänzt, was die Reisebeschreibungen lückenhaft ließen; mir aber bleibt die Aufgabe, diese Lücken wachend auszufüllen, und so ist mir diese halbträumerische Intensität der Anschauung fremder Gegenden oft für das strengere Studium nützlich gewesen.

Indem es meine Absicht war, nicht mehr das, was ich innerlich erlebte, sondern was ich äußerlich mit allen theilte, dazustellen, mußte es geschehen, daß ich gezwungen wurde, eben das Allerinnerste und Verborgenste hervorzuheben, dasjenige, was sich nur andeuten läßt, weil es entflieht, wenn man es genau erfassen will, und es erscheint mir immer merkwürdig, daß diese Traumwelt sich angeschlossen hat an die beiden Punkte, von welchen aus ich eben die lebendigste Macht der äußeren Welt, die mich umgab, zu überschauen suchte.

Auch dieses scheint mir nicht weniger bemerkenswerth: daß die traumartige lebendige Erinnerung, die

sich an Gerüche, vorzüglich an einzelne Melodieen knüpft und bei der geringsten, kaum zu erkennenden Aehnlichkeit, mich mit großer Gewalt in vergangene Zustände versetzt, sehr bestimmt abschneidet mit meiner ersten abenteuerlichen Ankunft in Deutschland. Von da an schreitet die Erinnerung mehr regelmäßig, alle Momente des Daseins umfassend, rückwärts.

Der seltsame Thurm Tycho Brahes eröffnete aber auch, wie den Astronomen das Universum, so dem einfachen Beschauer einen lehrreichen Ueberblick über die Umgebung von Kopenhagen. Hier ist man den Gegenständen näher, man ist mitten in der Stadt, die man von den Friedrichsberger Höhen nur aus der Ferne, und dann doch fast immer von Rauch und Nebel umhüllt, vor Augen hat. Dicht unter uns bewegen sich geschäftig Menschen und Wagen untereinander, durch die Höhe verkleinert und gedrückt; die übrigen Thürme der Stadt, einzelne große Gebäude, vor Allem das Schloß, ragen über die Dächer hervor, der Hafen mit seinen Schiffen liegt ganz nah, besonders aber zieht die nordöstliche Gegend mit ihren

Wäldern und Landhäusern und schönen Ufern unsere Aufmerksamkeit auf sich.

In diese Gegend wollen wir uns besonders hineinbegeben, nach ihr strömt Alles vorzüglich hin, sie enthält den Hauptpunkt der Sommerbelustigungen der Einwohner, und wenn an einem schönen Sommermorgen ein Korbwagen vor einem Hause steht und die Sitze hintereinander mit Erwachsenen und Kindern sich anfüllen, die in unruhiger Erwartung die Nacht schlaflos zugebracht haben, oft wohl das Lager verlassend, um zu erfahren, ob der Himmel sich heiter erhielt, so kann man fast mit Bestimmtheit voraussetzen, daß der Zug durch Nörre- oder Oester-Port nach jenen Gegenden geht. Wir verfolgen den ersten Zug. Er führt uns auf die Chaussee nach Helsingör. Wenn man die Stadt verlassen hat, fährt man durch eine lange Allee. Die erste Meile ist unbedeutend. Erst wenn man rechts, vom Wege etwas erhöht, das Dorf Gientofte mit seinen Landhäusern und der Kirche hinter einem kleinen Landsee entdeckt, wird das Auge nach der reichen waldigen Gegend hingezogen, die wir später kennen lernen werden. Vor uns liegt aber in einer Entfernung von kaum einer halben Meile ein zweites,

höchst anmuthiges Dorf, Lyngbye. In diesem wechseln ansehnliche Landhäuser mit einfachen Bauerhütten, in welchen doch fast immer einzelne Gemächer zierlicher eingerichtet sind. Die meisten Häuser sind mit Gärten und Bäumen umgeben, links drängen sich waldbedeckte Höhen mit schroffen Abhängen in das Dorf hinein, und jenseits des Dorfes rechts liegt das Schloß Sorgenfrie, damals die Sommerresidenz des Prinzen Friedrich (des Onkels des jetzt verstorbenen Königs), so wie später seines Sohnes, des jetzigen Königs, als Kronprinz. Das Dorf ist im höchsten Grade freundlich. Die Familien, die hier den Sommer zubringen, sieht man auf den Straßen und Spaziergängen. Ein Theil der Lustwandelnden aber sind solche, die hier das Ziel ihrer Sommerbelustigungen finden. Die Gasthöfe, oft auch die Bauernhütten und Gärten, sind von ihnen erfüllt. Viele aber betrachten dieses Dorf als den Anfangspunkt ihrer Belustigung; sie fahren von hier rechts in die Gegend hinein, die wir später kennen lernen werden. Einige aber setzen die kleine Lustreise, durch das Dorf hindurch, auf der Chaussee fort; immer durch schöne Buchenwaldungen fahrend, erreichen sie eine Reihe Häuser, die

damals wenigstens eine heitere Straße bildeten und ein städtisches Ansehen hatten. Man ging von dem Gasthofe fort und entdeckte bald mächtige Bäume, große Alleen; zwischen diesen feuchte Wiesen. Sie führten nach einem alten Schlosse (Hirschholm), welches mit Zieraten überladen, im Geschmacke der Zeit Ludwig des XIV. gebaut war. Den vergoldeten Thurm entdeckte man schon aus der Ferne. Ich hatte dieses Schloß schon als Knabe von Helsingör aus kennen gelernt. Die langen Alleen, die imponirende Lage des weitläufigen Schlosses, vor Allem der sehr ausgedehnte Garten mit seinen breiten und oft unübersehbar langen, durch beschnittene Hecken eingefaßten Gängen, mit den labyrinthisch durchschnittenen Gebüschen, die völlig lothrechte Wände bildeten, hatte für mich etwas sehr Imposantes. Auf einem großen runden Platze, von welchem nach allen Richtungen breite Gänge ausliefen, standen, im Kreise aufgestellt, eine Menge Statuen; sie stellten Norweger in ihrer besonderen Nationaltracht vor. Was aber den Eindruck ungemein erhöhte, war das Oede, die traurige Stille, die hier herrschte, wenn man sich in den verlassenen Räumen verlor.

Christian VI., dieser baulustige und verschwenderische König, hatte mit großem Aufwande dieses Schloß mitten in einen Sumpf gebaut, der zum Theil ausgetrocknet werden mußte. Die prachtvollen Säle waren verlassen, ein Theil des Gebäudes in dem Sumpfe versunken; der weitläufige Garten wurde vernachläßigt; hier und da standen einige Theile desselben unter Wasser. Und doch trug das Ganze das Gepräge der Neuheit. Ich habe nicht leicht ein Prachtgebäude gesehen, welches so durchaus das Gepräge eines bezauberten Schlosses getragen hätte. Es lag mitten im Walde, und wenn man einen freien Horizont hatte, so war es nur, weil das Schloß mit seinen großen Gartenanlagen den Wald nach allen Richtungen zurückgedrängt hatte. Man fand hier nicht eine Ruine, durch die Gewalt einer Reihe von Jahrhunderten zerstört, nicht die Spuren einer verdrängten alten Zeit durch eine neue besiegt. Es beschlich mich das Gefühl, als hätte noch vor Kurzem hier Macht, Glanz und Jubel geherrscht; als wären durch ein plötzliches verhängnißvolles Ereigniß die Einwohner, von Schrecken ergriffen, geflohen. Ich suchte diese prachtvolle Einöde öfters auf; ich legte einigemal

in eiliger Hast die drei Meilen zu Fuß zurück, um mich ganz dem Gefühle der Wehmuth hinzugeben. Christian VI. ist in diesem Schlosse gestorben. Jetzt ist es abgetragen.

Ganz anders erscheint uns die Gegend, wenn wir die Chaussee früher durch Gientofte oder später von Sorgenfrie aus verlassen, um uns rechts in dem nach dem Sunde zu liegenden Walde zu verlieren. Nach dieser Gegend kömmt man auch von der Stadt aus durch Oesterport längs dem Strande, und dieser Weg ist im höchsten Grade reizend. Man hat an der Seite fortdauernd das Meer mit den Schiffen, im Hintergrunde die schwedische Küste; näher die Insel Hveen, deren Küsten steil emporragen. Auf der andern Seite begleiten uns Landhäuser, die in heiter freundlichen Gärten liegen. Oft geht man dicht am Ufer und die Wellen plätschern zu unsern Füßen heran; dann biegt sich wieder der Weg vom Ufer ab, man wird durch einige Häuser, meist Fischerwohnungen, durch einige kleine Gärten vom Meere getrennt; Weidenbäume, zwischen deren Stämme oft Fischernetze aufgehängt sind, eröffnen und verschließen wechselnd die Aussicht. Man geht über einzelne kahle sandige

Stellen, die den Reiz der reicheren erhöhen. Je weiter man kömmt, desto mächtiger werden die Waldungen nach der Landseite, desto reicher die Landhäuser. Charlottenlund, ein Königliches Lustschloß, damals einige Monate im Sommer von irgend einem Mitgliede der Königlichen Familie bewohnt, drängt sich mit seinen Gebäuden in einen mächtigen Buchenwald hinein; ein langer Hof mit Seitengebäuden läuft offen nach dem Strandwege zu; im Hintergrunde lag das recht ansehnliche, aber anspruchlose Schloß. Wenn wir Kinder hinauf sahen, entdeckten wir wohl die Königlichen Bedienten, wie sie zur Mittagstafel aus der Küche im Seitengebäude die Gerichte hinauftrugen; ein anderes Mal, wie die Wagen angeschirrt wurden für irgend eine Spazierfahrt. Wir hatten vielleicht das Glück, einem Theil der hohen Herrschaften im Walde spazierend zu begegnen, Bediente Mänteltragend im Hintergrunde. Für Kinder, selbst in großen Städten, wenn sie, so wie wir, in der Einsamkeit erzogen sind, tritt bei einem solchen Anblicke immer das wunderbare Geheimniß der Macht, durch welches menschliche Verhältnisse beherrscht werden, als ein seltsames Räthsel hervor. Wir traten immer scheu zurück und betrach=

teten die fürstlichen Personen aus ehrfurchtsvoller Ferne.

Verfolgt man jetzt den Weg, so wird die Gegend immer bedeutungsvoller und reicher. Die Insel Hveen tritt uns gewaltiger entgegen; die Sommerwohnung des Grafen Schimmelmann Sölyst (Seelust), die mir später so wichtig ward, mit dem reizenden Garten, zeigt sich uns. Dieser Garten reicht bis an das Ufer, durch die Straße von diesem getrennt. In einer kurzen Entfernung nach der Stadt zu springt das Ufer hervor, bis auf die Spitze mit heiteren Wohnungen besetzt. Diese Häuser, wenn sie von der Sonne beschienen sind, die Wellen des Meeres, die sich am Ufer brechen und die Füße benetzen, die Insel Hveen, die in überraschender Nähe erscheint mit ihren hohen Ufern, die Schiffe, die aus dem Kattegat wie aus der Ostsee kommen, hier schon im engern Raume sich begegnen; die Gärten und Landhäuser, hinter diesen der mächtige Buchenwald, die Menge der Lustwandelnden und Fahrenden: diese Mannigfaltigkeit der Gegend und Menschen bildet ein Ganzes von so heiterem Reize, wie man es selten findet. Es ist auch in der deutschen Poesie nicht unbekannt; von deut-

schen und dänischen Dichtern besungen, von Stolberg, Ewald und Oehlenschläger. Dicht neben Söelyst liegt mitten im Walde ein anderes königliches Lustschloß, Christiansholm. Hier hatte später Graf Schimmelmann dem letzteren Dichter eine reizende Sommerwohnung eingeräumt. Von Charlottenlund an bis hieher laufen mehrere Wege in das Innere des Waldes, nach dem Hauptort aller Sommerbelustigungen hin. —

Wir aber wollen uns dieser Stätte noch von einer andern Seite nähern. Von jenem Dorfe Gientofte aus kömmt man rechts bis zu einer kleinen Anzahl meist Landhäuser, die den Namen Jägersborg führen. Hinter diesen Häusern tritt man in den großen Thiergarten hinein. Man steigt durch einen Waldweg allmälig in die Höhe und gelangt zu einem offenen von Wald umgebenen Platz, auf dessen höchster Spitze ein kleines, auf mannigfaltige Weise von äußeren durchbrochenen Gängen und hohen Treppen umgebenes, mit Zieraten im Geschmacke der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts überladenes Jagdschloß (Eremitage) ganz frei liegt. Die Gewalt der Waldeinsamkeit ist mir nie anmuthiger, nie erhabener vorgekommen. Noch

bei meinem letzten Aufenthalt in Kopenhagen (1824) sah ich hier zwei Heerden von Hirschkühen, an ihrer Spitze als Anführer die Hirsche, sich begegnen. Diese rückten gegen einander an und bekämpften sich, die mächtigen vielastigen Geweihe verwickelten sich in einander; der weite freie Platz in der Nähe des Jagdschlosses ließ uns die ganze Scene übersehen. Der besiegte Hirsch wandte sich und floh, seine Heerde mit ihm, und wie im Bewußtsein seines Sieges blieb der andere Hirsch zurück und weidete mit seiner Heerde auf dem freien Platz. Im Mai und Juni ist besonders dieser Platz im höchsten Grade reizend; dann tritt die Macht der Buchen entschieden hervor. Der Wald senkt sich dicht gedrängt nach dem Ufer zu, die hellen gelblich grünen frischen Blätter theilen dem Meer eine tief blaue Farbe mit und die ganze reizende Gegend erscheint wie verklärt. Diese schwebt mir wie ein Lichtpunkt der Natur, wie ein Mittelpunkt aller milderen Frühlingslust vor, ja Alles, was ich anderswo gesehen und genossen habe, findet seine höchste Bedeutung durch dieses concentrirte Bild aller lebendigen Anmuth des Sommers. Nicht weit von hier liegt das Schloß Bernstorf, allen Dänen eine

geweihte Stelle. Von hier aus ging der glückliche Tag für die leibeigenen Bauern auf, der sich später nicht allein über Dänemark, sondern über mehrere Gegenden des nördlichen Deutschlands verbreitete.

Auch aus diesen Gegenden, von Gientofte an führen mehrere Wege, wie vom Strande aufwärts nach jenem Hauptbelustigungsorte, der uns von jetzt an beschäftigen soll.

Der Mittelpunkt aller Belustigungen der Einwohner der Hauptstadt ist mitten im Walde. Hier sind zum Theil zwischen den Bäumen und in der Nähe einer frischen von uralten Zeiten her berühmten reinen Wasserquelle, an deren vermeintliche Entstehung sich eine liebliche Sage knüpft, von Johanni an bis zum 14ten Juli eine Menge Zelte aufgeschlagen, kleine und große, dürftig und reich ausgestattet, für die geringeren Klassen wie für die höheren. In meiner Jugend noch waren dies fortdauernde Jubeltage für die Städter; die kleinen dreisitzigen Korbwagen (Kildevognene) rollten in allen Straßen. Selbst die ärmsten Familien ersparten eine nicht unbedeutende Summe, um nach der Quelle fahren zu können. Diese Reise nach der Quelle ist der Gegenstand eines Lustspiels von Holberg und

eines anmuthigen Gedichtes von Oehlenschläger. In meiner Jugend war diese Belustigung noch in ihrer vollen Blüte. Auf der Chaussée, wie auf dem Wege am Strande, wimmelte es von Wagen und Reitern. Im Thiergarten selbst aber war eine lebhafte Bewegung. Drehorgeln, die damals noch Seltenheiten waren, ließen sich vernehmen, an einzelnen Zelten der geringeren Art zeigte sich hier und da ein Spielmann, der eine Violine dürftig strich; aus größeren Zelten ertönte ein Tusch von Trompeten, laute Gesänge hörte man aus vielen größeren und kleineren; das Volk schrie und äußerte den lauten Jubel auf seine Weise, und von diesem Chaos von Tönen umgeben, in der Mitte der jubelnden Volksmenge sah man wohl auch viele Familien aus der höheren Klasse, zartere Frauen und Mädchen. Diese freilich kamen von den näheren Landhäusern oder Belustigungsörtern, ihre Equipagen hielten in der Nähe der Zelte und sie waren nur hingekommen, um für eine kurze Zeit das wilde Leben zuschauend zu genießen. Wie alle mögliche leibliche Genüsse der Hauptstadt hier zusammengedrängt waren, so fanden sich auch Marionettenspieler, Seiltänzer, Taschenspieler ein; zuweilen sah man wilde

Thiere, die vorgezeigt wurden. Diejenigen aber, die diese Belustigung unter den Zelten ausschließend genossen, die wohl auch die Nacht dort blieben, gehörten entweder zu den geringeren Klassen, die sich, wenn sie von den Genüssen ermüdet, einige Stunden schlafen wollten, behalfen, wie sie konnten. Sie schliefen, wenn es warmes und helles Wetter war, unter den Bäumen ein, oder drängten sich, wenn es regnete, in den Zelten zusammen. In den großen Zelten aber zechte die reichere Jugend. Ich kenne keine Hauptstadt, die auf eine so lange Zeit einen solchen einzigen Mittelpunkt der Sommerbelustigung gehabt hätte. Zwar erschien sie oft roh, ja widerwärtig, aber dennoch waren viele Familien nur herausgegangen, um die schöne Gegend in der schönsten Zeit zu genießen. Man fand allenthalben im Walde, nach dem Strande wie nach der Höhe zu, einzelne Familien unter den Bäumen vertheilt. Ein reinliches Tischtuch war über das Gras gebreitet, eine Mahlzeit, aus der Stadt mitgebracht, ward genossen, der Wein fehlte nicht; heitere Gesänge wechselten mit fröhlichen Gesprächen; ein lautes Gelächter erscholl auf die lustigste Weise; alle Sorgen waren abgeschüttelt, die keimende wachsende Natur

hatte diese glücklichen Menschen in ihren Schooß aufgenommen; um sie grünte und blühte es, die Sonne schien warm auf sie herab, die Vögel stimmten in ihre Gesänge ein; ihr ganzes eigenes Dasein wurzelte in der lieblichen Umgebung und wuchs aus ihr, ihre schönste Blüte, hervor. Ich lief oft in diesen glücklichen Tagen während meines späteren Aufenthalts in Kopenhagen, nach dem Walde. So sehr ich von meiner frühesten Kindheit an in der Natur die Einsamkeit geliebt habe, so erschien mir doch jener Jubel im höchsten Grade anmuthig. Wenn unter den Zelten das bunte Gewimmel und die Mischung von Rohheit und Lust mich anzog, wenn ich sogar wohl an eine fröhliche Gesellschaft mich anschloß und an der lauten Lust Theil nahm, so dauerte dies doch selten lange. Sobald ich es nur vermochte, schlich ich mich unbemerkt fort und begab mich tiefer in den Wald hinein. Zwar habe ich von jeher, wo frohe Menschen versammelt waren, wo ich etwa in einem Garten des Abends eine Gesellschaft an einem beleuchteten Tisch unter den Bäumen oder in einer offenen Halle versammelt sah, den Wunsch gehabt, an der Gesellschaft Theil zu nehmen; wenn nun aber mein

Wunsch öfter erfüllt wurde, da war es mir, als fühlte ich eine Leere, oft dachte ich mich dann als einen einsamen Spaziergänger in der Dunkelheit, der von Ferne der Gesellschaft zusah, in deren Mitte ich mich befand, und es war mir nur zu klar, daß das, was ich so aus der Ferne mir träumend ersann, verschwunden war, wenn ich näher trat. Dasselbe schöne Gefühl durchdrang mich, wenn ich an heiteren Tagen einsam unter grünen Bäumen mich befand. Da war es mir, wenn ich eine fröhliche Gesellschaft essend, trinkend und jubelnd unter den Bäumen entdeckte, als wäre diese Lust aus der Ferne betrachtet, wie sie mir in der Einsamkeit entgegentönte, die eigentliche wahre und höchste, auch für mich. Da ergriff mich oft eine tiefe Rührung, ich konnte weinend umhergehen, aber es waren Thränen der Lust, die aus der Nacht einer tiefen Wehmuth hervorquollen und mich erquickten und stärkten.

In unsern Tagen wird man mich schwach und sentimental finden. Wer meine Schriften gelesen oder meine Vorträge gehört hat, wird mir vorwerfen, daß ich durchaus in eine schwächliche Richtung gerathen sei, die ich selbst tadelnswerth finde — nun — ich

schreibe ja auch keine Lobschrift auf mich selbst. — Daß ich in diesen weichen Gefühlen schwelgte, war gewiß zu tadeln, und dennoch sind sie eben mein ganzes Leben lang mir die Quelle der tiefsten Freude gewesen. Diese Neigung, mich aus der Mitte eines gegenwärtigen Genusses loszureißen, um ihn in der Trennung erst vollständig zu genießen, ist mir immer geblieben. In der Entfernung erhält eine jede solche Freude erst ihren wahren Inhalt, und wie die größten Feldherren in dem letzten Befreiungskriege einsahen, daß eine Schlacht, wenn sie eine bedenkliche Wendung nahm, in dem richtigen Moment abgebrochen, in einen halben Sieg verwandelt werden könnte, so waren mir von jeher die fröhlichen Gesellschaften die liebsten, aus welchen ich mich auf eine solche Weise zurückzog. In der Ferne erhielt die Gegenwart ihre Bedeutung, sie erschien gereinigt und dauernd. Nur zu oft aber riß mich die Lust hin, daß ich sie bis auf den letzten Tropfen genoß; dann war ich leider nicht selten der wildeste von Allen, und ich habe nur zu viele Momente der Art in meinem Leben zu bedauern.

Eine jede nur entfernte Aehnlichkeit einer Gegend mit der Kopenhagener ruft diese lebhaft in meine

Erinnerung zurück und die reizendste Gegend erhält einen erhöhten Zauber durch diese Erinnerung. Die großen Buchenwaldungen, die grünen Wiesen winken mir; je älter ich werde, desto größer wächst die Sehnsucht nach der anmuthigen Umgebung meiner Jugend; es giebt Augenblicke, wo ein Heimweh nach dem Meere mich schmerzhaft ergreift, wie das der Gebirgsbewohner nach ihren Gebirgen. Ich höre die Wellen plätschern am Ufer; stürmische Nächte versetzen mich in die Mitte des Meeres und unter schäumende Wogen; wenn ich dann erwache, wenn die gegenwärtige Umgebung ihr Recht behauptet, dann kömmt mir Alles so dürr, so ausgetrocknet vor, es ist mir als fühlte ich einen unermeßlichen Durst, der mein ganzes Dasein auszutrocknen droht.

Auch die dichterische Naturanschauung hat eine tiefe Wurzel in dieser Zeit. Sagen lieblicher Art umschweben, wie heitere Geister, die schönsten Gegenden. Es sind nicht die drohenden Mythen der rauhen Gebirge, es ist ein leises mildes lockendes Geistergeflüster, als ließe das Rauschen der Blätter, das Plätschern der Wellen am Ufer sich vernehmen, als lösen sie sich in Gesänge auf. Anmuthige Gestalten er-

scheinen leicht schwebend, begegnen sich, wir lauschen auf ihre Gespräche, sie scheinen da zu sein und wieder zu verschwinden in demselben Moment. In vollendeter Schönheit umschweben sie uns, ihre Stimmen klingen wie die lieblichste Musik, der Inhalt der Rede ist die zierlichste Anmuth selber. Die dänische Sprache hat für denjenigen, der sie als Eingeborner zu genießen versteht, für diese Naturpoesie Ausdrücke der größten Zartheit. Oehlenschläger ist der Dichter, welcher diesen tiefen Zauber der Sprache am mächtigsten zu benutzen vermochte. Er hat die innersten Quellen der lieblichen Naturtöne eröffnet.

Noch einen wichtigen Moment meines Lebens muß ich berühren, es war der, welcher die neuere Geschichte in allen ihren Richtungen umschuf, ganz Europa, man kann sagen allmälig das ganze Menschengeschlecht mehr oder weniger ergriff, es war die Revolution.

Ich war sechzehn Jahr alt. Mein Vater kam begeistert nach Hause, er rief seine Söhne zu sich, wir sahen ihm die innere Bewegung an, und erwarteten

gespannt, was er uns berichten würde. „Kinder,“ sagte er, „ihr seid zu beneiden, welch eine schöne glückliche Zeit liegt vor euch! wenn es euch nicht gelingt, euch eine freie unabhängige Stellung zu erringen, so liegt die Schuld an euch. Alle einengende Verhältnisse des Standes, der Armut werden verschwinden, der Geringste wird mit dem bisher Mächtigsten den gleichen Kampf, mit gleichen Waffen, auf dem gleichen Boden beginnen. Daß ich jung wäre, wie ihr! aber meine Kräfte sind gelähmt, mich haben allenthalben unsinnige Schranken gehemmt, die für euch nicht sein werden. Elende, stumpfsinnige Knaben werde ich euch schelten, wenn die mächtige Begeisterung der Zeit euch nicht zu ergreifen vermag.“ Die Rührung, indem er so sprach, ergriff ihn mächtig, heftig weinend brauchte er einige Zeit, sich zu fassen. Wir in unserer geselligen Einsamkeit hatten nichts erfahren von den Bewegungen, die in Paris eine nahe Krise vorbereiteten. Wir staunten den Vater an und erwarteten in der größten Spannung, was er uns berichten würde; und nun erzählte er uns mit beflügelten Worten, aus welchen die innere Erschütterung sprach, die ernsten Scenen im Palais royal, die ungeheuere

Begeisterung, die das Volk ergriffen hatte, wie sie gegen alle Schranken der bestehenden Gewalt anstürmte, daß sie bald zusammenstürzen würden, endlich die Erstürmung der Bastille und die Befreiung langjähriger Opfer der Despotie.

Es war eine wunderbare Zeit, es war nicht bloß eine französische, es war eine europäische Revolution, sie war da, sie faßte Wurzel in Millionen Gemüthern, klar sehende Große erkannten die allgemeine Gewalt, ja verehrten sie; ein Strafgericht war über die vermodernde Zeit ergangen, ein Sieg über verkümmerte nichtige Verhältnisse war entschieden errungen. Die Revolution war in allen freien Gemüthern von Europa schon da, auch wo sie nicht ausbrach. Der erste Moment der Begeisterung in der Geschichte, selbst wenn er unheilschwanger eine furchtbare Zukunft entwickelt, hat etwas Reines, ja Heiliges, was nie vergessen werden darf.

Mich ergriff eine grenzenlose Hoffnung, meine ganze Zukunft, so schien es mir, war in einen andern, frischen, neuen Boden gepflanzt. Kurz darauf brachte uns der Vater die Schrift eines Liefländers Schulz über die ersten Tage der Revolution, die er

erlebt hatte. Das weltgeschichtliche Ereigniß in seiner ganzen großen Bedeutung hatte auch ihn ergriffen; die lebhafteste Begeisterung ging wie ein flammendes Schwert durch die ganze Schrift; von dem Augenblicke an, wo Camille Desmoulins im Palais royal auf den Tisch sprang und dem heftig bewegten Volke verkündete, daß Necker, den sie damals ihren Vater nannten, sie verließe, bis zur Befreiung der Gefangenen aus der Bastille, habe ich die erschütternden Scenen, die in dieser kurzen Zeitepoche sich drängten, mit erlebt. Die größten mächtigsten Entschlüsse durchdrangen, hoben, entflammten mich; unbestimmt zwar schwebten sie mir vor, aber, ich darf es sagen, sie waren rein. Von dieser Zeit an las ich täglich die Zeitungen; alle Stadien der Revolution habe ich, obgleich in der Ferne, mit durchlebt. Mein ganzes Dasein hatte von nun an eine neue Richtung erhalten, welche die frühere nicht ausschloß, ihr vielmehr eine höhere Bedeutung zu ertheilen schien. Aber der stille Grund des religiösen Glaubens trat immer mehr zurück. Wie die in Kopenhagen herrschende Stimmung meine Theilnahme an der Revolution steigern mußte, wird die Folge zeigen.

So trat ich, ein innerlich bewegtes, ja begeister-
tes Kind der Zeit, aus der stillen Einsamkeit meiner
ersten Jugend heraus.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Steffens, H., Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession. 8. geh. 11½ Bogen. 18 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Fragment aus meinen Knabenjahren. — Unsterblichkeit. Persönlichkeit. — Das Christenthum. — Kirche. Gemeinde. — Theologen. Laien. — Schluß: Duldung. Anerkennung. — Wissenschaft. Kunst. — Mystizismus. Fanatismus.

Steffens poetische Werke.

Steffens, H., Die Revolution. Eine Novelle. 3 Bände. 8. 1837. geh. 61 Bogen. 4 Rthlr.

— — Novellen. Gesammt-Ausgabe. 16 Bändchen. 8. 1837. 1838. geh. 242½ Bogen. 10 Rthlr. 16 Gr. oder 20 Sgr.

Die einzelnen Werke unter den besondern Titeln:

Steffens, H., Gebirgs-Sagen. Mit Anhang. 8. 1837. 20¼ Bogen. geh. 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark. 2) Mährchen und Sagen aus dem Riesengebirge. 3) Die schlafende Braut, eine Novelle. 4) Anhang: Die Trauung. 5) Die letzten Worte des Pfarrers von Mittelfahrt auf Seeland, von F. W. J. v. Schelling.

— — Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen. Dritte verbesserte Auflage. 5 Bändchen. 8. 1837. 71½ Bogen. geh. 3 Rthlr.

— — Die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen. Zweite verbesserte Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. 87¾ Bogen. geh. 3 Rthlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

— — Malkolm, eine Norwegische Novelle. Zweite verbesserte Aufl. 2 Bändchen. 8. 1838. 64¼ Bogen. geh. 2 Rthlr. 20 Gr. oder 25 Sgr.

Die wiederholt nöthig gewordenen neuen Auflagen obiger Werke beweisen, welche große Theilnahme und Anerkennung dieselben bei den Gebildeten in Deutschland gefunden haben.

